

A. M. RATHGEBER

NATÜRLICHES
UND
ÜBERNATÜRLICHES



über Hexen · Geister · Seher

Ist unsere heutige — angeblich so sachlich nüchterne Zeit — wirklich so nüchtern? Das Interesse an okkulten Dingen ist groß; geheimnisumwitterte Erscheinungen und Personen liefern dicke Schlagzeilen in der Tagespresse und sind im Freundeskreis Gesprächsstoff für erregte Debatten. Was ist natürlich zu erklären, was gehört ins Reich der Übernatur? Die Grenzgebiete zwischen beidem (Geistererscheinungen — Spuk — Hellsehen — Wahrträume — Zweites Gesicht — Hexenglaube und Böser Blick — aber auch Stigmatisation begnadeter Menschen oder ihre Gegenspieler, die vom bösen Geist Besessenen) üben eine magische Anziehungskraft aus. So erklärt es sich, daß einschlägige Literatur im Buchhandel noch zu keiner Zeit so zahlreich vertreten und so gefragt war, wie heute. Das „Wochenhoroskop“ ist Allgemeingut der meisten Zeitungen geworden und wird interessiert gelesen. Geheimnisvolle Vorgänge in aller Welt werden für Film und Fernsehen ausgewertet und finden starken Widerhall.

Wie aber denkt der religiöse Mensch, wie steht die Kirche zu diesen Dingen? In unterhaltsamer Weise nimmt der Verfasser vorliegenden Buches Stellung zu diesen Fragen. Nicht streng wissenschaftlich wird hier gewertet, sondern unaufdringlich und behutsam wird der Leser mit dem Für und Wider vertraut gemacht.

Freunden wie Gegnern des Okkulten, aber auch bisher Uninteressierten, wird es Anregung und neue Gesichtspunkte vermitteln. Ein interessantes Buch, das jeden fesseln wird.

ALPHONS MARIA RATHGEBER

Natürliches
und
Übernatürliches

Über Hexen — Geister — Seher



VERLAG ALBERT PRÖPSTER KG - KEMPTEN IM ALLGÄU

Aus dem Nachlaß
herausgegeben

PA 32



✓ 674/1988
(6713)

Erstes bis fünftes Tausend

1965

Copyright by Albert Pröpster KG., Kempten im Allgäu

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

Klischees: Brend'amour, Simhart u. Co., München

Herstellung: Trauner-Druck, Linz/Donau

Papier des Textteiles: 90 g/qm holzfrei hochweiß Offset

Papier des Bildteiles: 135 g/qm holzfrei hochweiß Kunstdruck

Lizenzausgabe für Österreich:

Rudolf Trauner Verlag, Linz/Donau

Vorwort

Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, in strenger Wissenschaftlichkeit belehren zu wollen. Die hier zusammengetragenen Berichte sind nicht gleichmäßig gesichert oder glaubhaft; doch ist eine genaue Scheidung nicht ohne weiteres möglich, auch wenn sie versucht wurde. Das Ziel dieser Sammlung ist vielmehr, den Leser angenehm zu unterhalten und mit ihm zwanglos über verschiedene Fragen des Okkultismus, des Aberglaubens und verwandter Gebiete zu plaudern. Der Inhalt ist so mannigfaltig, daß jeder Leser etwas ihn Ansprechendes finden dürfte. In breiter Ausführlichkeit hören wir von Hexenwahn und Hexenverfolgung, einer Frage, die leider auch in unserer „aufgeklärten“ Zeit noch da und dort eine traurige Rolle spielt. Wir lesen von dem heute besonders noch in Italien gefürchteten Bösen Blick und der angeblichen Rache des Pharao; von abergläubischer Bewertung der Träume, vom Glauben an die Schicksalsdeutung aus den Sternen und vom Unsinn der Wochenhoroskope. Die Rätsel der Doppelgängerei und des Zweiten Gesichtes, des Hellsehens und der Stigmatisation werden an Hand von Beispielen zu erhellen versucht. Spiritismus, Zauberei, Gesundbeten erhalten eine der christlichen Auffassung entsprechende Würdigung. Von den vielumstrittenen Spukerscheinungen und Todesanmeldungen, die bei den einen ungläubiges Lächeln wachzurufen pflegen, bei den anderen aber allzu unkritischen Glauben finden, werden zahlreiche gutbeglaubigte Vorkommnisse berichtet. Über Handlesekunst und abergläubisches Vertrauen auf Amulette und Talismane finden sich aufklärende Ausführungen, über Visionen, Stimmen und Weissagungen unterrichten viele Beispiele aus den verschiedensten Jahrhunderten. Eine ausführliche Abhandlung ist der heute so rührigen, viel Verwirrung stiftenden Sekte der Zeugen Jehovas gewidmet. Allen, die mit den aufdringlichen Werbern dieser Sekte zu tun haben, ist hier umfassender, gediegener Stoff geboten.

Einfache und studierte Menschen dürften für die in diesem Buch erörterten Fragen aufgeschlossen sein und mit warmer Anteilnahme von Dingen hören, die in unserer Zeit viele beschäftigen. Alle, die zum Aberglauben neigen und sich von Traumdeuten und Horoskopstellen, von Besprechen und Gesundbeten, von Geistererscheinungen und Spuk angesprochen fühlen, finden in dem Buch eine vom christlichen Gesichtspunkt aus zuverlässige Aufklärung.

Alphons Maria Rathgeber

Inhaltsübersicht

<i>Hexenwahn und Hexenverfolgung</i>	9
Auch heute noch Glaube an Hexen?	9
Woher stammt der Hexenglaube?	15
Wie stellte sich das Christentum zum Hexenwahn?	19
Die Folter arbeitet	24
Die Scheiterhaufen lodern	28
Hexenbulle und Hexenhammer	35
Wer trägt die Schuld?	39
Erhob sich denn niemand gegen den Hexenwahn?	41
Aus der „Cautio Criminalis“ des Friedrich von Spee	44
„Das hat der böse Feind getan“	46
<i>Der Böse Blick und anderer Beschwörungszauber</i>	50
<i>Die Rache des Pharao</i>	60
<i>Sind Träume immer Schäume?</i>	65
<i>Steht es in den Sternen?</i>	89
Was ist von diesen Wochenhoroskopen zu halten?	95
Nichts hat sich erfüllt	96
Wie astrologische Büros zu arbeiten pflegen	98
Astrologie und Christentum	101
Wie stellt sich die Wissenschaft zur Astrologie?	103
<i>Die Uhr blieb stehen</i>	105
Von Todesanmeldungen und Todesahnungen	105
Wie urteilen katholische Gelehrte über Todesanmeldungen?	116
<i>Ein noch ungelöstes Rätsel: Doppelgängerei (Bilokation)</i>	119
<i>„Reich mir die Hand, mein Leben . . .“</i>	129
<i>Das Zweite Gesicht (Hellsehen)</i>	133
Was ist von okkulten Erscheinungen, wie Hellsehen u.a., zu halten?	137
Einige Beispiele von Zweitem Gesicht, Hellsehen, Gedankenlesen	139
<i>„Diese Kette darf nicht abbrechen . . .“</i>	149
Von Schutz- und Himmelsbriefen	149
<i>Das Rätsel der Hypnose</i>	153
<i>Heile, heile Segen</i>	157
Von Besprechen und Gesundbeten	157
<i>Vom Teufel besessen</i>	171
<i>Christophorus oder Talisman</i>	180
<i>Es geht um</i>	185

<i>Arme Seelen erscheinen</i>	200
Was ist von solchen Geistererscheinungen zu halten?	210
<i>Der Spiritismus (moderne Geisterbeschwörung)</i>	216
<i>Hokuspokus eins - zwei - drei</i>	225
<i>„Ich trage die Wundmale Christi an meinem Leibe“</i>	231
Vier Beispiele von Stigmatisierten	234
Anna Katharina Emmerick	236
Gemma Galgani	237
P. Pio von San Giovanni Rotondo	238
Ein Sonderfall	240
Der heilige Johannes vom Kreuz und eine angeblich Stigmatisierte	241
<i>Vision und Stimmen</i>	243
Konstantin der Große	245
Teresa von Avila	246
Jeanne d'Arc	247
Katharina von Siena	248
Johannes vom Kreuz / Hildegard von Bingen	249
Jakob Rem S. J.	250
Maria von Escobar	251
Die „Jungfrau der Offenbarung“ von Tre Fontane	253
Beauraing	254
Banneux	255
Die weinende Madonna von Syrakus	256
Der Rosenregen von Lipa	258
„Visionen“ einer Geisteskranken	260
<i>„Die Weissagungen verachtet nicht“</i>	262
Der wiedererschienene Christus	264
Johannes von Toledo	265
Hildegard von Bingen	266
Joachim de Fiore	268
Die Geißler	269
Brigitte von Schweden	275
Der Eremit Telesphorus	276
Die Malachias-Weissagung	277
Johannes Stöffler	279
Michael Stiefel	280
Nostradamus	282
Martin Luther	284
Die Zwickauer	285
Der Pfeifer von Niklashausen	286
„König David“ von Münster	288
Bartholomäus Holzhauser	291
Die Weissagung des J. B. Rembold	295
Jacques Cazotte prophezeit	298
Der Waldprophet oder Mühlhiasl	301

Der Hellseher Irlmaier	304
Donoso Cortés	306
Johannes Bosco	308
Papst Pius X.	311
Ein „prophetischer“ Wirtkopf unserer Tage	313
Barbara Weigand	314
<i>Schwärmer und Fanatiker unserer Zeit: Jehovas Zeugen</i>	318
Sektierer gab es schon in der Urkirche	319
Warum sind die Schwarmgeister heute so rührig?	321
Laue Katholiken leisten Handlangerdienste	322
Jehovas Zeugen oder die Ernsten Bibelforscher	323
Woher kommt der Name?	323
Ein Gewächs aus amerikanischem Boden	324
Da kam die Wendung	325
Die lauten Trommler	328
Wie sie die Bibel mißhandeln	332
Gottes angeblicher Heilsplan mit den Menschen	337
Das Tausendjährige Reich	341
Was die Zeugen Jehovas aus dem Tausendjährigen Reich machen	344
Die babylonische Hure	348
Die Zahl 666	351
Eine christliche Sekte?	353
<i>Eine kleine Nachlese</i>	
Der geheimnisvolle Hund	357
Der Galgenpater von Burghausen	360
Der Gast am Sterbebett	362
War es wohl Zufall?	364
„In der Hölle, wo die schönsten Mädchen sind...“	366
Eine Tote gab Antwort	366
Was starker Glaube und kindliche Einfalt vermögen	368
Ein merkwürdiger Traum	370
Benützte Literatur	373

Hexenwahn und Hexenverfolgung

Auch heute noch Glaube an Hexen?

Im Jahre 1963 lief nachstehender Artikel durch die Presse:

Vor einem Ravensburger Gericht mußte sich ein „Hexenmeister“ verantworten, der in einem kleinen, abgelegenen Weiler der Gemeinde Wolfegg im Kreis Ravensburg sein Unwesen getrieben und Unfrieden in eine Bauernfamilie gebracht hat. Die Geschichte begann damit, daß ein Bauer großes Pech im Stall hatte. Nacheinander gingen ihm vier Kälber ein, und die neuangeschafften Kühe gaben nicht die erwartete Milchmenge. In dieser Lage wurde ein bereits vorbestrafter „Sachverständiger“ aus einer Gemeinde bei Friedrichshafen zugezogen, der im Ruf stand, Hexen und Dämonen vertreiben zu können.

Jedesmal, wenn der Hexenmeister künftig auf den Hof kam, unternahm er irgendwelche mysteriöse Manipulationen. Eine Kuh, die zum Kalben kommen sollte, ließ er ein Stück Papier fressen, das er mit einer Zauberformel beschrieben und in ein Stück Brot geknetet hatte. In einem Fall zeichnete er mit einem Messer Kreuze in kochende Milch, die dann nach Ablauf einer Nacht unter Anrufung von drei Heiligen in den Abort geleert werden mußte. Krankes Vieh sollte durch Berühren mit einem Zauberstab gesund gemacht werden. Der Bäuerin strich der Hexenmeister mit dem Zauberstab über den Leib, damit sie endlich den Hoferben bekommen sollte.

Als aber die aus einem kleinen Nachbarort stammende 33 Jahre alte Hof-

bäuerin im Sommer 1961 trotz des „Zaubers“ ein Krankenhaus aufsuchen mußte, wurde sie vom Hexenmeister als Hexe und böser Geist des Hauses bezeichnet, womit er beim Bauern und dessen Geschwistern Glauben fand. Als die Frau aus dem Krankenhaus zurückkehrte, wurde sie von ihren Angehörigen vollkommen kaltgestellt. Sie setzten sich nicht mehr mit ihr an einen Tisch, verwendeten kein Eßbesteck und Geschirr mehr, das die Bäuerin mit in die Ehe gebracht hatte und ließen die Frau ihre eigene Wäsche nicht mehr mit der übrigen Familienangehörigen zusammen waschen. Sogar die Mistgabel der Bäuerin wurde von keinem anderen Familienmitglied mehr berührt.

Die verfernte Frau sah schließlich keinen anderen Ausweg mehr, als ihren Mann zu verlassen, in ihr Elternhaus zurückzukehren und die Scheidung einzureichen. Der Bauer und seine Geschwister, die Angst hatten, ihre Manipulationen könnten bekannt und als Scheidungsgrund anerkannt werden, vereinbarten mit dem Hexenmeister, bei etwaigen Vernehmungen anzugeben, daß sie sich nicht kennen. Alle Spuren der Hexerei wurden beseitigt, die Nägel aus der Stalltüre gezogen, die Löcher durch Überstreichen unsichtbar gemacht. Auch im Scheidungsprozeß leugneten die Bauersleute und der Hexenmeister hartnäckig. Die Angaben der Bäuerin wurden mit der Bemerkung abgetan, die Frau „spinne“.

Nach langem Leugnen bequerten sich die Beteiligten zu Geständnissen. Das Gericht verurteilte den Hexenmeister zu acht Monaten Gefängnis. Auch der Bauer und die Geschwister erhielten Gefängnisstrafen.

In einem Brief an den Verfasser dieses Buches wird geklagt: „Unser ganzes Dorf ist vergiftet und vom Hexenwahn besessen. An allen Krankheiten muß eine Hexe schuld sein. Das gleiche gilt, wenn man mit dem Vieh im Stall kein Glück hat. Dann hat bestimmt irgendein böser Mensch das Vieh verhext. Sogar Leute, die eifrig in die Kirche gehen und in katholischen Vereinen eine Rolle spielen, laufen wegen jeder Kleinigkeit zum Hexenvertreiber. Es gibt kein natürliches Unglück mehr, keine Krankheit, die der Herrgott schickt oder zuläßt — alles müssen Hexen getan haben. Was das für böse Reden und Feindschaften im Dorf gibt, ist nicht zu schildern.“ In vielen Orten geht man bei Krankheiten nicht zum Arzt, sondern zum Hexenbanner. Ein Naturheilkundiger, den man zu einem kranken Kinde holte, erklärte, er könne hier nicht

helfen, denn hinter dem Kind stehe eine Person mit einer geheimen Kraft — eine Hexe. Alles Geld für Ärzte und Medikamente sei in diesem Fall völlig umsonst ausgegeben. Hier könne nur etwas Hochgeweihtes helfen. Wie manche Kranke, die durch rechtzeitige Zuziehung eines Arztes hätten gerettet werden können, mögen wohl infolge dieses Wahnes schon gestorben sein!

Aus allen Teilen Deutschlands, aus Oberschwaben und Niederbayern, aus der Lüneburger Heide und aus der Eifel kommen Berichte über „Verhexungen“ und „Beschwörungen“. Die Gerichte von Lüneburg hatten in den letzten Jahren sechzehn Fälle modernen Hexenwahns abzuhandeln. Von einem Bauern aus Niederbayern berichteten die Zeitungen, daß er aus Hexenwahn seinen schönen Hof völlig verkommen lasse. Auf den Feldern verfault das Getreide, weil der Bauer keine Hand rührt, es zu ernten. In den aus Furcht vor Hexen dicht abgeschlossenen Stall, in dem das ungepflegte Vieh brüllt, dringt kein Lichtstrahl; der Bauer kümmert sich nicht um das verwahrloste Vieh. Er verkehrt mit niemand im Dorf. Jede Nacht steht er vor seinem Anwesen auf der Lauer nach einer Hexe. Zwei gekreuzte Sensen vor dem Hofeingang sollen den bösen Geistern den Zutritt verwehren. Bestimmten Leuten schreit er wutentbrannt nach: „Du hast meine Hühner, du hast mein Vieh verhext!“

Großes Aufsehen erregte die Gerichtsverhandlung gegen den Schreiner Waldemar Eberling, die 1955 vor dem Landgericht Itzehoe geführt wurde. Eberling war bereits 1933 wegen seiner Hexen- und Teufelsaustreibungen mit elf Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust bestraft worden. Nach 1945 trieb er in vielen Dörfern in Dithmarschen Hexen aus. Seine Methode bestand in Beschwörungen, indem er „behexten“ Personen seine Hand auf den Kopf legte und dabei fromme Sprüche murmelte. Er verordnete das Tragen von Himmelsbriefen, durchsuchte die Betten nach Federknäueln, an deren Formen er die Art der Behexung erkannte, vergrub zur Abschirmung der Behexung Wachsplatten mit Sprüchen ums Haus und vertrieb die Hexen aus den Wohnungen, indem er mit Hexenpulver räucherte. Wie alle Hexenaustreiber verdächtigte auch er berufsmäßig unschuldige Menschen der Hexerei, schröpfte die Abergläubigen und säte Haß und Zwietracht in den Dörfern. Er verdächtigte die Frau eines Schneiders der Hexerei, die infolge der Ächtung durch das Dorf nervenkrank wurde.

In Leck bei Flensburg stand ein Bauer vor Gericht, der auf Betreiben eines Hexenbanners seinen Nachbarn beschuldigt hatte, seine Schweine verhext zu haben. Vor dem Gericht in Oldenburg wurde ein Ehepaar zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt, weil es infolge der Machenschaften eines Hexenaustreibers seine Nachbarin beschuldigt hatte, ein kleines Kind behext zu haben. In Hamburg stand der sogenannte „Danziger Hellseher“ Bruno Treder vor Gericht, der für seine Hexenaustreibungen jeweils mehrere hundert Mark Honorar verlangt hatte.

Der Hexenwahn hat in den letzten Jahren in einzelnen Landschaften Deutschlands so um sich gegriffen, daß z. B. das Landgericht Ravensburg einen Erlaß herausgeben mußte, in dem es heißt: „Die Strafrechtspflege des Oberlandes wird mit den schärfsten Mitteln gegen die falschen Magier und Hexenverdächtiger vorgehen.“ Der bayerische Landtag hat 1955 den Hexenbannern den Kampf angesagt und ein Sondergesetz in Aussicht gestellt. Im Badischen, wo mehrfach Geistliche gegen Hexenverdächtiger predigen mußten, wurde ein Heilpraktiker wegen übler Nachrede angeklagt. Er hatte die Bauern gegen eine Anzahl von Frauen verhetzt, die angeblich nachts ihr Unwesen als Hexen trieben und den Menschen Schaden zufügten. In der Nähe von Friedrichshafen zeigten Frauen einen Eisenbahnbeamten an, der um teures Geld die „genauen Adressen der Hexen des gesamten Kreises“ verkaufte. Die Frauen hatten in diesem Hexenverzeichnis auch ihre eigenen Namen gefunden. In Niedersachsen erhielten zwei Männer Zuchthausstrafen, weil sie den Hof der Bauersleute Höft in Brand gesteckt hatten. Frau Höft sei eine Hexe, das wisse das ganze Dorf, gaben sie als Grund der Brandstiftung an. Der Bauer Höft und sein Sohn fanden in den Flammen den Tod.

Geschäftstüchtige Leute wissen als Hexenbanner den abergläubigen Wahn ihrer Mitmenschen gewissenlos auszunützen. Sie verfertigen zum Schutz gegen den Hexenfluch „Himmelsbriefe“, die sie am laufenden Band anfertigen und teuer an Hexengläubige verkaufen. Auch das berühmte „Sechste und Siebente Buch Moses“ spielt bei der Hexenvertreibung eine große Rolle. Genaue Anweisungen mit krassestem abergläubigem Humbug werden verbreitet, um die bösen Geister zu bannen. Ein besonders erschreckender Fall von Hexenwahn ereignete sich 1963 in der sizilianischen Stadt Agrigent. Der vierundzwanzigjährige Landarbeiter Paolo Navarra war des Glaubens, seine —

offenbar geisteskrank — Frau sei verhext worden. Als die Medikamente, die der Arzt verschrieb, erfolglos blieben, wandte sich Navarra an eine Reihe von „Zauberinnen“ der Gegend, um seine Frau von der „Verhexung“ zu befreien. Eine dieser Zauberinnen erklärte, die bösen Geister säßen in der Nase der Kranken. Eine völlige Befreiung von dem durch Hexen zugefügten Übel sei nur durch Entfernung der Nase zu erreichen. Navarra ging auf den Unsinn ein, und während er seine Frau festhielt, ging die zweiundzwanzigjährige Schwester der armen Frau daran, mit den Fingernägeln die Nase abzutrennen. Der Rest wurde dann mit Schere und Messer entfernt. Die Eltern der gequälten Frau sahen untätig der grauenvollen Operation zu. Vor Gericht erklärten sie später: „Unsere junge Tochter hatte uns verhext; wir waren in der Hölle und konnten uns nicht rühren.“ Es ist nicht zu verwundern, daß die mißhandelte Frau drei Tage nach der Prozedur an Blutvergiftung starb.

Es wäre falsch, zu glauben, der Hexenwahn blühe nur auf dem flachen Lande. In den „aufgeklärten“ Städten ist er nicht weniger daheim. Als besonderes Paradies der Hexenbanner wird z. B. Hamburg genannt. Dort sollen nach Schätzungen Kundiger mehrere tausend Personen das Gewerbe von Wahrsagern, Hexenbannern, Gesundbetern usw. ausüben. Die Wartezimmer der Hexenbanner sind ständig mit Leuten aus allen Bevölkerungsschichten gut besetzt. Hier holt man sich Rat, wenn man sich selbst und seine Angehörigen oder sein Vieh verhext glaubt oder Liebeskummer hat. Neben dem Rat, den der Hexenbanner gegen ein sehr ansehnliches Honorar erteilt, verkauft er auch noch Mittel zur „Enthexung“ oder „Entzauberung“ zu gesalzenen Preisen. Für ein Tütchen „Teufelsdreck“, der zum Ausräuchern dient, oder ein Hexenkissen, das auf der Brust getragen wird, müssen reichlich Geldscheine auf den Tisch gelegt werden. In der Regel empfiehlt der Hexenbanner aus leicht begreiflichen Gründen eine „Austreibung“ an Ort und Stelle, wo die Forderungen für Fahrt, Unterkunft, Verpflegung das Honorar beträchtlich erhöhen. Hohe Gewinne erzielen die Hexenbanner durch den Verkauf ihrer Enthexungsmittel, deren Herstellung meist nur wenige Pfennige kostet. In Peine verkaufte eine „weise Frau“ sieben Jahre lang Fläschchen mit einer geheimnisvollen Flüssigkeit an ihre Kunden zum Preis von 70 Mark für das Stück. Die Flüssigkeit, die das hexengläubige Publikum langsam schlürfen mußte, stellte sich bei chemischer Untersuchung als Urin der Hexenbannerin

heraus. In Seeretz bei Lüneburg behandelte 1952 ein Knecht täglich hundert Kranke, darunter viele, die mit eigenem Auto kamen, mit Pferdemit und Urin.

Daß sich bereits auch größere Unternehmen gebildet haben, die fabrikmäßig „magische“ Artikel aller Art herstellen und reichen Absatz finden, ist nicht zu verwundern.

In England machte 1963 der Hexenwahn viel von sich reden. Als Dr. Robbins, Professor an der Columbia-Universität in New York, bei einem Vortrag vor der „Britischen Gesellschaft“ in Aberdeen erklärte, die ganze Hexerei sei eine reine Einbildung und von den Meistern der geheimen Künste nur aus Reklamesucht erfunden, erhob sich in den Kreisen der „Hexen“ lebhafter Widerspruch. Eine vierzig Jahre alte Dame namens Sybil Leck, die nach ihren Angaben seit dem siebenten Lebensjahr mit dem Hexenwesen vertraut und eine Hexe dritten Grades sein will, gab bekannt, daß beim nächsten Hexenkongreß am Vorabend des Festes Allerheiligen über den ungläubigen Professor Gericht gehalten und die Haltlosigkeit seiner zynischen Anschauungen zurückgewiesen werden sollen. Die Mitglieder der „Dreizehnergruppen“, die sich in mitternächtlicher Stunde zur Hexenzusammenkunft versammeln, sollen nicht gering sein.

Es ist eigenartig, wie in unserer Zeit die größten Gegensätze hart nebeneinander wohnen: auf der einen Seite nacktester Unglaube und völlige Ablehnung aller übernatürlichen Erscheinungen, auf der anderen dunkelster Aberglaube und krankhaftester Hexenwahn. Die Leute, die immer so rasch mit dem „dunklen“ Mittelalter zur Hand sind, wenn vom Hexenglauben die Rede ist, sollten behutsamer sein. Ist doch auch unser aufgeklärtes Atomzeitalter keineswegs gegen den törichten Aberglauben gefeit. Und es ist durchaus nicht die „im Mittelalter steckengebliebene Kirche“, die solchen Aberglauben großzieht. Gerade in der Kirche finden die Hexengläubigen und Hexenbanner ihre schärfste Gegnerin. Nicht im Erdreich echter Religion hat der Hexenwahn seine Wurzeln, sondern er gedeiht dort am üppigsten, wo der Mensch keinen festen religiösen Boden mehr unter den Füßen hat. Je weniger sich der Mensch als Geschöpf Gottes erkennt und darnach lebt, desto mehr verfällt er der Verwirrung und Verdunkelung des Geistes.

Woher stammt der Hexenglaube?

Es ist völlig unrichtig, wenn man manchmal behauptet, das Christentum habe den Hexenwahn zu den deutschen Völkern gebracht. Als die ersten irischen Glaubensboten nach Deutschland kamen, fanden sie unter unseren heidnischen Vorfahren einen tief eingewurzelten Aberglauben vor, dessen Bekämpfung ihnen nicht geringe Sorge und Mühe machte. Der Hexenglaube ist uralte. Er gehört zu den Erbstücken des Heidentums und hat seine Wurzeln im heidnischen Dämonenglauben. Der Glaube an Hexen und Zauberinnen findet sich bei allen Völkern aller Zeiten und aller Erdteile. Überall herrschte die Angst vor Gespenstern und Naturgeistern, vor Zauberern und Hexen, die Fieber und Unglück und Seuchen senden. Unsere deutschen Märchen spiegeln noch den altgermanischen Gespenster- und Hexenglauben. Denken wir nur an das Märchen vom Froschkönig, in dem eine Hexe den Königssohn verwünscht und in einen Frosch verwandelt; an das Märchen vom Schneewittchen, in dem die Königin die Gestalt eines alten Weibes annimmt und den giftigen Kamm bereitet; an Hänsel und Gretel mit der bösen Hexe im Knusperhäuschen . . . Von jeher glaubte man, daß es Menschen gebe, die ein den anderen verborgenes Wissen hätten und mit unbekanntem Mitteln ihre Umgebung schädigen könnten. Dieses unheimliche Wissen führte man auf eine Verbindung mit außerirdischen bösen Mächten zurück. Man glaubte, daß gewisse Menschen unter geheimnisvollen Formeln und Beschwörungen mit dem Teufel in Verbindung treten und Verträge abschließen könnten. Wer einen solchen Teufelspakt eingegangen war, konnte nach der Volksmeinung in Kammern und Ställen schrecklichen Schaden anrichten, anderen Leuten Böses antun, sie zu schweren Verbrechen verleiten, sie heimlich vergiften und andere Hexereien vollführen. Der im abendländischen Mittelalter besonders stark anwachsende Hexenglaube hatte zwei Quellen: mit dem Aberglauben des Ostens, der vor allem in den Kreuzzügen Eingang in den Westen fand, verband sich der bei den abendländischen Völkern von altersher lebendige Glaube an Zauberinnen. Bei den Stämmen der Alemannen hießen diese Frauen „Kräutersammlerinnen“. Wenn auch die Kenntnis von Pflanzen und heilenden Pflanzensäften sehr

nützlich war, so lag doch etwas Unheimliches um die Kräutersammlerinnen. Sie besaßen ja die Möglichkeit, ihre Kenntnis der Pflanzen zum Brauen von Giftränken und zur Verübung von Verbrechen zu gebrauchen. Daraus erklärt es sich, daß das Volk vor diesen Frauen eine abergläubische Furcht besaß und daß es allmählich jeden Schaden und jedes Unglück, wofür es keine natürliche Erklärung wußte, auf solche Frauen zurückführte und ihnen alle möglichen Frevel andichtete. Das Wort Kräutersammlerin wurde zu einem schlimmen Schimpfwort und umschloß die Bedeutung von Giftmischerin und allem Bösen, das man jetzt mit dem Namen Hexe verbindet. (Der Name Hexe wird in der Regel vom althochdeutschen Wort haggazussa abgeleitet und bedeutet soviel wie Zaunreiterin).

Der Volksglaube mengte Teufel, Kobolde, Zauberer, Hexen willkürlich durcheinander. Die mißverständene und auf die Spitze getriebene Lehre der Kirche von den bösen Geistern erfuhr im Mittelalter die seltsamsten Entstellungen. Der Teufel begnügte sich — so glaubte man — nicht mehr mit seinen und seiner Gesellen Untaten, sondern er schuf sich unter den Menschen selbst ein Hilfsheer, das ihm bei seinen satanischen Unternehmungen Beistand leisten sollte: die Hexen. Den Hexen war es, wie man fabelte, ein Leichtes, sich in Tiere zu verwandeln (in Katzen, Mäuse, Hasen), durch den Schornstein in die Häuser hinabzufahren, den Menschen an Leib und Leben Schaden zuzufügen, ihnen Krankheiten anzuzaubern („Hexenschuß“), ihren Geist mit Wahn zu schlagen, Männern ihre Zeugungskraft zu rauben, die Geburten der Frauen zu hemmen. Sie konnten nach dem Glauben der damaligen Zeit die Haustiere durch Seuchen töten, den Kühen die Milch entziehen, die Ernte vernichten, die Obstgärten, Wiesen und Weiden mit Unfruchtbarkeit schlagen.

Vom Teufel erlernten die Hexen die Kunst, auf Berggipfeln in einem Topf Hagel und Gewitter zu Brei zu kochen und über das Land auszuschütten. Man beschuldigte die Hexen, daß sie Menschen, besonders Kinder, töten und verzehren. Man war der Meinung, der Mensch könne sich aus freien Stücken dem Dienst des Teufels verschreiben und ein Bündnis mit ihm eingehen, wie es in dem alten Volksbuch vom Dr. Faustus mit Mephistopheles geschildert ist. Die Hexe schwört Christus ab, dem sie seit der Taufe angehört hatte, und verschreibt ihre unsterbliche Seele dem Satan, der ihr dafür die Fähigkeit und Macht gibt, allerlei verbotene Dinge zu vollbringen. Eine Folge des

Teufelsbündnisses war die Teufelsbuhlschaft. An der Möglichkeit eines Geschlechtsverkehrs zwischen Teufel und Mensch wurde nicht gezweifelt. Die Anschauung, daß der Teufel den Hexen als Incubus oder Succubus beiwohne, wurde immer allgemeiner.

Zeitweilig versammeln sich die Hexen an abgelegenen Orten — so erzählte man sich — und halten mit dem Teufel ihren Hexensabbat. Auf Tieren, wie Böcken und Schweinen, auf Besenstielen und Ofengabeln fahren sie rittlings zum Kamin hinaus. Mit Vorliebe versammeln sich die Hexen in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg. In ausgelassenen Tänzen („Hexentanz“) durchtollen sie die Nacht und huldigen unter Ausschweifungen widerlichster Art dem Teufel als ihrem Herrn und Meister. Was sich eine verdorbene, krankhafte Phantasie an schmutzigen Greueln ausdenken kann, mußte bei diesen Hexensabbaten geschehen sein. In einer „Schwarzen Messe“ wurde das heilige Meßopfer in unflätiger Weise nachgeäfft, wobei eine Rübe statt der Hostie emporgehoben und schauerliche Lästerungen ausgestoßen wurden. Jeder Teilnehmerin am Hexensabbat drückte der Teufel ein Zeichen am Körper ein, an dem das Bündnis mit dem Satan zu erkennen war.

Manchmal verbreitete sich in Städten und Dörfern die Schreckenskunde, daß ein ganzes Heer von Hexen, auf schwarzen Böcken, Gabeln oder auf mit Hexensalbe beschmierten Katzenschwänzen reitend, im Anzug sei. Dann rückten die entsetzten Menschen, mit Büchsen bewaffnet, aufs Feld hinaus, und wenn sie in den Wolken das wilde Geschrei zu vernehmen glaubten, schossen sie in die Luft, rüttelten an den Bäumen und machten Lärm mit Pfeifen, Trommeln und Rasseln. Während die Männer so das unheimliche Heer abzuwehren suchten, waren die Frauen damit beschäftigt, die Fenster und Türen fest zu verschließen, die Ofenlöcher zu vermauern und Ställe und Scheunen mit geweihten Kerzen zu schützen.

Wir Menschen von heute können nicht verstehen, wie ein solch schauerlicher Aberglaube im Volk Wurzel fassen und sich immer unheilvoller ausbreiten konnte. Wir dürfen nicht vergessen, daß vieles, was uns heute auf Grund unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnisse als natürlich erscheint, den Menschen von einst unbegreiflich sein mußte. Das Wissen um die Dinge der Natur war unsagbar gering und lückenhaft. So lag die Gefahr nahe, daß man alles, was rätselhaft und geheimnisvoll erschien, auf Einflüsse böser Geister

schob. So manche Erscheinungen der Hypnose und des Okkultismus konnte man damals nicht anders als dämonisch deuten. In Epileptikern, Mondsüchtigen, Hysterikern, vom Veitstanz Befallenen sah man nicht bedauernswerte Kranke, sondern Opfer und Werkzeuge der bösen Geister, von denen man sich ständig bedroht sah und deren Wirksamkeit man ungebührlich überschätzte.

Nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Hexenwahns war der Gebrauch von Rauschgiften, die seit dem Ausgang des Mittelalters starke Verbreitung fanden und in den tollsten Selbsttäuschungen der Phantasie dämonische Abenteuer erleben ließen. Eine nicht unbedeutende Rolle spielten dabei die „Hexensalbe“ (eine aus Schierling, Stechapfel, Bilsenkraut, Tollkirsche, Hundefett bereite Schmiere, nach deren Einsalben man in einen rauschartigen Halbschlaf verfiel) und der „Hexentrank“, ein mit süßem Branntwein verdünnter Sud aus verschiedenen, zum Teil giftigen Kräutern. Wer ihn in kleinen Mengen trank, starb zwar nicht an dem Gift, verfiel aber in stundenlange Bewußtlosigkeit und in einen Rauschzustand, der Scheinerlebnisse vorgaukelte. Vielfach hatte man während des Giftrausches die Vorstellung, zu fliegen und an wüsten Gelagen teilzunehmen. Die Täuschung war so groß, daß die Menschen nach dem Erwachen die Vorspiegelungen der Phantasie für ein wirkliches Erlebnis hielten. Ähnliche Zustände konnten auch mit manchen Giften erzeugt werden, die der Handel auf den neuentdeckten Seewegen aus überseeischen Ländern nach Europa brachte (Haschisch, Opium u. a.). Diesen Erscheinungen gegenüber versagte die naturwissenschaftliche Erkenntnis der damaligen Zeit vollständig. Anstatt nach natürlichen Erklärungen zu suchen, sah man in allem Einwirkungen der bösen Geister und Folgen eines Bündnisses mit dem Satan.

So geschah es, daß der Glaube an die Künste der Hexen und ihre enge Verbindung mit dem Teufel zu einem Wahn wurde, der sich immer unheilvoller ausbreitete und dem sich kaum jemand zu entziehen vermochte. Der Hexenglaube wurde zu einem Massenwahn, der, gefördert durch die Zügellosigkeit des Geschlechtslebens, zu einer unheimlichen geistigen Erkrankung wurde, die wie eine Pestseuche um sich griff und alle Schichten des Volkes erfaßte.

Wie stellte sich das Christentum zum Hexenwahn?

Der heilige Bonifatius klagt in seinen Briefen über die alten Sachsen, daß sie an Hexen und Werwölfe glaubten. In einem für die Sachsen geltenden Gesetz bestimmte Karl der Große: „Wenn jemand, vom Teufel betört, nach Sitte der Heiden glaubt, ein Mann oder ein Weib sei eine Hexe und verzehre Menschen, soll er mit dem Tode bestraft werden.“ Papst Gregor VII. hatte 1080 dem dänischen König Haakon eindringlich vorgestellt, was für ein Unrecht es sei, Frauen des Wettermachens und aller möglichen Untaten zu bezichtigen und zum Tode zu verurteilen. „Lernt vielmehr“, so hatte er geschrieben, „den göttlichen Zorn durch würdige Buße abzuwenden, als durch das vergebliche Wüten gegen die Unschuldigen den Zorn Gottes noch weiter gegen euch hervorzurufen.“ Hundert Jahre später schärfte Bischof Johann von Salisbury ein, alles, was über Hexen gefaselt werde, sei boshafte Täuschung des Satans; das beste Mittel gegen solche Pest sei, daß man sich fest an den Glauben halte, jenen Lügen kein Gehör schenke und solch jämmerliche Torheiten in keiner Weise der Aufmerksamkeit würdige. Noch 1310 erklärte eine Landeskirchenversammlung zu Trier, „kein Weib soll vorgeben, daß es nachts mit der heidnischen Göttin Diana oder mit der Herodias oder einer unzähligen Menge von Weibern ausreite; denn das ist teuflischer Trug“. Mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfte die Kirche Jahrhunderte hindurch den Hexenwahn. Der Langobardenkönig Rothari (7. Jahrhundert) belegte mit hohen Strafen solche, die Hexen töteten, und zwar mit der Begründung, daß „ein Christ nicht glauben dürfe, daß es Hexen gäbe“. In einer Predigt aus dem 8. oder 9. Jahrhundert heißt es: „Viele glauben, daß es Hexen gibt, und sagen, daß sie Kinder, Pferde und Rinder verzehren und anderes Böses tun. Das soll man nicht glauben . . . Es hat nie eine Hexe gegeben und es wird nie eine Hexe geben.“ In den aus dem 9. Jahrhundert stammenden Anweisungen des Abtes Regino von Prüm wird nach einer Schilderung des Glaubens an die Hexen und ihr Treiben erklärt: „Wer also glaubt, daß dergleichen geschehen könne und daß von einem anderen als dem Schöpfer ein Geschöpf etwa in etwas Besseres oder Schlechteres verwandelt werde, der ist

ein Ungläubiger... Die Priester müssen in den ihnen anvertrauten Kirchen dem Volke Gottes mit allem Eifer predigen und es belehren, daß alle diese Dinge nichtig seien.“ Ganz modern klingt es, wenn es hier heißt: „Wer hat nicht schon in Träumen Dinge gesehen, die er in wachem Zustand nie gesehen hat? Und wer wollte also einfältig und töricht sein, zu glauben, daß alles, was er nur im Geiste gesehen hat, auch dem Leibe nach bestehe?“

Daß die Kirche den Hexenwahn keineswegs begünstigt, sondern im Gegenteil mit Entschiedenheit bekämpft hat, zeigt auch die Gesetzessammlung des Bischofs Burkard von Worms (11. Jahrhundert). Es ist darin eine Art Beichtspiegel aufgenommen, das heißt, Fragen, die der Beichtende sich zur Gewissensforschung vorlegen soll. Danach soll sich das Beichtkind fragen: „Hast du geglaubt, was einige vorgeben, sie können Wetter machen? Hast du geglaubt, daß es Weiber gäbe, die durch Zauberkunst die Gemüter der Menschen umändern, Haß in Liebe und Liebe in Haß verwandeln; daß es Weiber gäbe, die den Besitz der Menschen durch ihre Zauberei schädigen oder entwenden können? Hast du geglaubt, was manche vom Teufel verblendete Weiber vorgeben, daß sie zur Nachtzeit mit der angeblichen Göttin Holle und einer großen Menge von Weibern auf Tieren reiten, ihr als einer Göttin gehorchen und zu ihrem Dienst in anderen Nächten gerufen werden?“

Derartige Fragen verschwinden nicht aus den Beichtspiegeln und Bußbüchern. Es ist daraus ersichtlich, wie sehr sich die Kirche bemüht hat, dem verhängnisvollen Aberglauben über das Vorhandensein von vermeintlichen Hexen in der besten Weise entgegenzutreten: in der Form der Belehrung und Gewissensbildung. Daß es ihr nicht in wünschenswertem Umfang gelungen ist, läßt sich einfach erklären: Wo immer in der Welt abergläubischer Unfug getrieben wird, da geschieht es nicht im Lichte der breiten Öffentlichkeit, so daß es möglich wäre, gegen ihn vorzugehen. Abergläubischer Unfug vollzieht sich stets im Geheimen, in der Verschwiegenheit, so daß man wirksam nicht an ihn herankommen kann. Diese Erfahrung macht man zu allen Zeiten — auch mit dem Hexenaberglauben und dem Wahrsager- und Kartenlegerinnen-schwindel der Gegenwart. So wenig Staat und Kirche heute alle die abergläubischen Formen betrügerischer Ausbeutung ganz zu unterbinden vermögen, so wenig war ihnen dies in früheren Jahrhunderten möglich. Aber so wenig man der Kirche und dem Staat die Schuld an dem Aberglaubenunfug

unserer Tage zuschreiben kann, so wenig ist die Kirche für den Hexenwahn des Mittelalters verantwortlich.

Wenn die Kirche im Mittelalter in der Bekämpfung des Hexenwahns nicht den erwünschten Erfolg hatte, so war daran zu einem erheblichen Teil die Ketzerbewegung in Südfrankreich und den südschweizerischen Alpenländern während des 13. und 14. Jahrhunderts schuld, durch die der schon im Absterben begriffene Hexenglauben einen mächtigen Anstoß zu einer Neubelebung erhielt. Die Albigenser, die sich selbst Katharer (Ketzer) nannten, nahmen nach dem Vorbild der Manichäer zwei gleich ewige und gleich mächtige Wesen göttlicher Art an, ein Gutes und ein Böses, und lehrten, daß die sichtbare Welt von der bösen Macht, dem Satan, erschaffen und seiner Herrschaft unterworfen sei. Daß eine solche Anschauung dem Hexenglauben neuen Nährstoff gab, ist nicht zu verwundern. Das Auftreten der Albigenser bildete auch die Veranlassung, daß Staat und Kirche allmählich begannen, mit größeren und härteren Strafen gegen die vermeintlichen Hexen vorzugehen. Die Albigenser bildeten Rollkommandos und Sturmtrupps aus, die von Ort zu Ort zogen, Kirchen in Brand steckten, konsekrierte Hostien mit Füßen traten, die Gläubigen planmäßig zum Kampf gegen die Priester und die gesamte Ordnung der Kirche aufstachelten. Auf dieses Vorgehen der Ketzer griff die Kirche zu harten Gesetzen; sie ließ die Irrlehrer vielfach einkerkern und ihre Güter einziehen. Als dann ein päpstlicher Gesandter von den Ketzern ermordet wurde, kam es zu einem förmlichen Kreuzzug gegen sie, ohne daß dadurch die unheilvolle Bewegung überwunden oder auch nur eingedämmt werden konnte. Im Gegenteil, sie griff immer weiter um sich und wurde zu einer lebensgefährlichen Bedrohung aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Die Ketzer sprachen dem Staat das Recht ab, Krieg zu führen, verwarfen den Eid, verdamnten die christliche Ehe, erklärten die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts für höllisches Teufelswerk und trieben dadurch unzählige Frauen, die sich in gesegneten Umständen befanden, zum Selbstmord. Dieser Selbstmord wurde in den Predigten der Ketzer verherrlicht und als gottgefällige Tat hingestellt. Der Staat kam so in die Zwangslage: entweder unterzugehen oder die Ketzer um jeden Preis zu unterdrücken. Es handelte sich ja nicht um den Wahnwitz von einigen Wenigen, sondern um eine förmliche Volks- und Massenbewegung, deren Ende nicht

abzusehen war. So barbarisch auch die Mittel waren, durch die man die bedrohte staatliche Ordnung wiederherzustellen suchte und so sehr sie auch unserem heutigen Empfinden widersprechen — es waren eben die letzten Mittel, die den staatlichen Mächten zu Gebote standen. Und überdies entsprachen sie vollkommen den harten Rechtsauffassungen des Mittelalters und waren in den Satzungen des Volkes (Schwabenspiegel, Sachsenspiegel) ordnungsgemäß vorgesehen. Während Päpste und Bischöfe in früheren Zeiten sich entschieden gegen die Tötung von Ketzern gewandt hatten, wurde dies jetzt, als die Bewegung der Katharer den religiösen Boden verließ und die ganze staatliche und sittliche Ordnung gefährdete, anders. Jetzt erklärte sich der Papst damit einverstanden, daß die Ketzer, die ihrem Irrtum nicht entsagen wollten, dem weltlichen Gericht zur Aburteilung übergeben werden sollten. Die weltlichen Gerichte setzten für die Ketzerei, die man als Majestätsverbrechen gegen Gott ansah, die gleichen Strafen fest, wie sie in den Staatsgesetzen für das Verbrechen des Hochverrats vorgesehen waren, nämlich die Todesstrafe. In den furchtbaren Blutgesetzen, die Kaiser Friedrich II. im Jahre 1220 gegen die Ketzerei erließ, wurde die Strafe des Feuertodes für das ganze Reich eingeführt.

Die leidenschaftliche Erregung, welche der Kampf gegen die Ketzerei und die gegen sie geführten Prozesse im ganzen Volk hervorriefen, gaben der aufgewühlten Vorstellungskraft des Volkes in der verhängnisvollsten Weise neue Nahrung. Nun fing man aufs neue an, von dämonischen Kräften zu reden, an wüste, tolle Hexensabbate zu glauben und den unmöglichsten Aberwitz für wahr zu halten. Es hatten nicht alle ein so klares Urteil wie Hans Sachs, der nicht der immer allgemeiner werdenden Ansteckung des Hexenwahns verfiel. Er hielt die angebliche Wettermacherei der Hexen für „lauter Betrug“, des „Teufels Ehe und Reutterey“ (= Teufelsbuhlschaft und Hexenflug) für „Gespenst und Fantasey“. Die Mehrzahl aber des Volkes, und nicht bloß des einfachen Volkes, sondern auch Gelehrte, Juristen und Theologen, erlagen zu einem erheblichen Teil dem uns heute ganz unverständlichen Wahnglauben an Hexen. Sie hielten Hexerei für möglich und verlangten die schärfsten Strafen für alle der Hexerei Verdächtigen, weil sie in der Hexerei einen Abfall vom katholischen Glauben sahen, und was besonders ins Gewicht fiel, einen großen Schaden für das Volk. Ein berühmter Gelehrter

der Kölner Universität schrieb: „Wenn die Hexerei, die schlimmer ist als der Götzendienst der Heiden, ruchloser als die Sünde der Ketzerei und der Unglaube der Mohammedaner, sich durchsetzen sollte, stürzen Staat und bürgerliche Gesellschaft zusammen, die Bösen bemächtigen sich der Herrschaft und das fromme Volk kann verzweifelt betteln gehen. Kriege und Aufstände werden die Reiche durchwühlen, Freunde und Nachbarn werden einander angreifen, die Kinder werden sich gegen die Alten und Erfahrenen erheben, die Bauern über die Adeligen herfallen, die Zeiten des Antichrists werden nahen. Die ganze Welt muß sich daher zur Vernichtung der Hexerei zusammen tun, Prälaten und Priester, alle Fürsten müssen sie bekämpfen.“

Selbst gelehrte Männer wie Enea Silvio, der spätere Papst Pius II. (1458 bis 1464), konnten sich vom Hexenglauben nicht ganz freimachen, der wie eine verheerende Seuche alle Kreise ansteckte. Er stand zwar allem Aberglauben freier gegenüber als seine Zeitgenossen und hat darüber eine Prüfung bestanden, die heute noch nicht jeder Gebildete bestehen würde. Als er zur Zeit des Basler Konzils 75 Tage lang zu Mailand am Fieber darniederlag, ließ er sich durch alles noch so eindringliche Zureden nicht bewegen, auf die Zauberärzte zu hören, obwohl man ihm einen ans Bett brachte, der kurz vorher 2000 Soldaten auf wunderbare Weise vom Fieber kuriert haben sollte. Aber auch dieser, vom betäubenden Dunst des Hexenwahns wenig umnebelte Mann, schrieb an seinen Bruder: „Der Überbringer dieses ist zu mir gekommen, um mich zu fragen, ob ich nicht in Italien einen Venusberg wüßte. In einem solchen nämlich würden magische Künste gelehrt, nach welchen sein Herr, ein großer Astronom, Begierde trüge. Ich sagte, ich kenne ein Porto Venere unweit Carrara, wo ich selbst auf der Reise nach Basel drei Nächte zubrachte; auch finde ich, daß in Sizilien ein der Venus geweihter Berg Eryx vorhanden sei, weiß aber nicht, daß dort Magie gelehrt werde. Unter dem Gespräch jedoch fiel mir ein, daß in Umbrien, im alten Herzogtum Spoleto, eine Gegend ist, wo sich unter einer steilen Felswand eine Höhle findet, in welcher Wasser fließt. Dort sind, wie ich mich entsinne gehört zu haben, Hexen, Dämonen und nächtliche Schatten, und wer den Mut hat, kann Geister sehen und Zauberkünste lernen. Ich selber habe es nicht gesehen, noch mich bemüht, es zu sehen, denn was man nur mit Sünden lernt, das kennt man besser gar nicht.“

Die Folter arbeitet

Ihren grauenhaften Umfang nahmen die Hexenverfolgungen erst an, als 1532 die Folter in das deutsche Rechtsverfahren und damit auch in die Hexenprozesse eingeführt wurde. Die Kirche hatte mit der Einführung der Folter nichts zu tun, ebensowenig mit dem frevelhaften Mißbrauch, der von den Richtern mit ihr getrieben wurde.

Die Folter oder Tortur hatte schon in der römischen Strafrechtspflege ihren Platz. Unsere Vorfahren lernten von den Römern die Folter mit ihren verschiedenen Marterwerkzeugen kennen und benützten sie ebenfalls bis zum sechsten Jahrhundert. Von da an trat die Folter nur noch vereinzelt auf, um zur Zeit des Hexenwahns in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben. Die Folter lieferte den Scheiterhaufen die meisten Opfer. In der Regel wurde die Tortur, auch „peinliche Frage“ genannt, mit dem Daumenstock eröffnet. Der Angeklagte mußte nackt und gefesselt seine Daumen so lange in Schrauben legen, bis er gequetschte Wunden aufwies. Legte er kein Geständnis ab, so folgte die Tortur der Beinschrauben oder spanischen Stiefel, was nicht selten zu Zersplitterung der Knochen führte. Um die Qualen zu erhöhen, schlug der Folterknecht mit einem Hammer auf die Schrauben. Dem Gefolterten stieß man einen Knebel in den Mund, damit er nicht schreien konnte. Gestand er daraufhin seine Schuld immer noch nicht, kam der „Zug“ an die Reihe. Dem Angeklagten wurden die Hände auf dem Rücken festgebunden und er wurde mittels eines Seiles bald in die Höhe gerissen, bald zu Boden geschleudert. Häufig zog man den Unglücklichen an einer aufgerichteten Leiter auf und nieder, bei der in der Mitte eine Sprosse mit kurzen, spitzigen Hölzern, dem „gespickten Hasen“, angebracht war. Erzielten die Richter noch immer keinen Erfolg, so wurden für eine halbe oder ganze Stunde schwere Gewichte an die Füße des Gefangenen gehängt sowie die spanischen Stiefel angelegt. Ein Gerichtsschreiber teilt aus einem Bamberger Gerichtsprotokoll mit, daß ein wegen Zauberei Angeschuldigter dreieinhalb Stunden lang mit Beinschrauben und Daumenstock gefoltert wurde und am Ende, da er nicht gestand, an einem Strick acht Schuh hoch vom Boden emporgezogen und an die große Zehe ein Gewicht von zwanzig Pfund gehängt wurde. Half auch eine solche

Tortur nichts, dann träufelte man dem Häftling brennenden Schwefel oder brennendes Pech auf den nackten Körper oder hielt ihm brennende Kerzen unter die Achselhöhlen und Fußsohlen. Ein Prediger aus dem 16. Jahrhundert berichtet: „Man gebraucht stachelige Stühle und stachelige Wiegen. Ich habe gesehen, wie sie die Glieder auseinandertreiben, die Augen aus den Höhlen zwingen, die Füße von den Schienbeinen reißen, die Schulterscheiben aus den Schaufeln heben. Ich habe gesehen, wie die Henker mit Peitschen geschlagen, mit Ruten gestrichen, mit Schrauben gequetscht, mit Gewichten beschwert, mit Nägeln gestochen, mit Stricken gezogen, mit Schwefel gebrannt, mit siedendem Öl begossen, mit Fackeln gesengt haben.“ Jeder Folterknecht hatte noch seine eigenen Spezialitäten, deren er sich rühmte und die jeder Beschreibung spotteten. Kein Wunder, daß unter solchen fürchterlichen Qualen ganz Unschuldige die größten Verbrechen eingestanden und Mitschuldige angaben, soviel der Richter nur immer wünschte. Hätte man die Richter in der gleichen Weise gefoltert, so hätte man ihnen sicherlich die gleichen Geständnisse abgepreßt. Ein Richter rühmte sich, daß selbst der Papst, wenn er unter seine Folterungen käme, ganz gewiß sich auch als Zauberer bekennen würde. Aus dem Jahre 1679 stammt dieses Protokoll des Malefiz-Prozesses wider die Pfaffin Emerentia Pichler: „Auf ihr gegebenes Versprechen die Wahrheit anzusagen ist Delinquentin, nachdem sie bei einem Vaterunser lang gehangen alsobald herunterlassen worden. Weilen Herr Bann- und Achtrichter verspürt, daß Delinquentin die Wahrheit zu bekennen noch nit bequemen will, hat er abermalen befolchen sie aufzuziehen; ist der Strick nur etwas angezogen, die Person aber vom Boden nit erhebt worden, welche geschrien Jesus und gibt eine Reihe von Personen an und wird zum drittenmal erholt. Indem man sie ferner erinnert, die Wahrheit an Tag zu geben, hat sie angefangen zu zittern, zu arbeiten, mit den Augen zu sprotzen, in die Zunge zu beißen, die Ohren ganz erbleichen, weiß zu werden und sich also zu erzeigen, als wenn der böse Geist selbst in ihr wär. Darauf Herr Bann- und Achtrichter befolchen sie aufzulassen und auf die Bank sitzen zu lassen, welche alsdann auf den Boden gefallen, die Zand ohne Schaum übereinander zu beißen, im Gesicht aufgeloffen, blutrot zu werden und wenn sie mit Weihwasser besprengt worden, hat sie den Kopf auf den Boden gestoßen, auch stark mit den Füßen geschlagen und gezappelt, welches bei einer viertl Stund gewehrt.“

Es kam wohl nicht selten vor, daß die „Hexen“ unter der Folter Untaten gestanden, die sie in Wirklichkeit vielleicht nur geträumt hatten. So träumte einmal eine Hexe, daß sie das Kind einer Familie, die einige hundert Kilometer entfernt wohnte, in der Nacht getötet habe, und sie klagte sich dieses Verbrechens vor den Richtern an. Als man nachforschte, stellte es sich heraus, daß das Kind tatsächlich in jener Nacht gestorben war. Natürlich hatte nicht die Hexe das Kind getötet, sie hatte vielmehr in einem Wahrtraum den Tod des Kindes gesehen und ihn irrtümlicherweise ihrer eigenen Hexerei zugeschrieben. Die Richter, die in jener Zeit keinerlei Kenntnis von Wahrträumen hatten, mußten glauben, daß die Hexe wirklich den Tod verursacht habe und verurteilten sie zum Feuertod. — Nicht selten gestanden die Armen Dinge, die die Richter sofort als unsinnig erkennen konnten. So bekannte einmal zu Fulda eine Hexe unter der Tortur, sie habe ihre zwei Kinder durch Zauberei umgebracht und einem Bauern einen Schimmel „gesterbt“. Die beiden Kinder aber lebten, und der Bauer hatte nie einen Schimmel verloren, nichtsdestoweniger aber wurde die Hexe hingerichtet.

In einem Flugblatt aus dem Jahre 1608 steht zu lesen: „Im vergangenen Jahre 1607 hat man in einer Stadt am Neckar, allwo ich selbst in den Tagen zugegen war, etliche Hexen verbrannt. An einem Tage vier, am nächstfolgenden drei, so in der Marter bekannt hatten, sie seien bei geschlossenen Türen durch das Schlüsselloch gekrochen, hätten darauf die Kinder in den Wiegen angeblasen, dadurch gelähmt und getötet, sich hinter Spinnweben versteckt, so daß niemand sie sehen konnte, und dergleichen Aberwitz mehr. Eine hat ausgesagt, sie seien einstmals zu dreien mitsamt zwei Teufeln in den Keller gefahren und hätten in einer Nacht ein halb Fuder Wein ausgesoffen, dann hinausgeflogen in Gestalt von Eliegen oder Mücken, hätten auch oftmals mit den Teufeln in der Luft getanzt. Auf solches hin hat man die armen Weiber, so durch die Marter allen Sinn verloren und bekannten, was man haben wollte, lebendig verbrannt. Ich sage nochmals: ‚Oh, der Blindheit, des Aberwitzes und der Grausamkeit!‘ und rufe Gottes Strafe und Rache über euch unarmherzige Richter und Urteilsfinder und alle, so Lust haben am Martern und Morden unschuldiger Menschen!“

Es kam den Richtern besonders darauf an, möglichst viele Namen von Mitschuldigen zu erfahren. Manche Angeklagten haben unter den unbeschreib-

lichen Peinigungen in einem unzurechnungsfähigen Zustand nicht bloß alle möglichen Leute, die ihnen in den Sinn kamen, als Mithexen angegeben, sondern sogar die eigene Mutter oder Tochter, nur um der grauenvollen Folter zu entgehen. Doch gab es auch einzelne heldenhafte Frauen, die alle Grade der Folterung mit zusammengebissenen Zähnen über sich ergehen ließen, ohne auch nur ein anderes Wort als die Beteuerung ihrer Unschuld von sich zu geben. Dies half ihnen freilich nichts, denn solche Dulderinnen wurden als ganz verstockte Hexen betrachtet, die der Teufel gefühllos gemacht habe. Widerrief ein Angeklagter sein unter der Folterung erpreßtes Geständnis, dann verfügte das Gericht eine neuerliche Folterung, so lange, bis der arme Mensch alles bekannte, was man von ihm haben wollte. Es ist nicht zu verwundern, daß viele Gefangene Selbstmord begingen. Der Tod war ihnen ja gewiß, sei es in der Folterkammer oder auf einem Scheiterhaufen. Ein Freispruch erfolgte äußerst selten. Aber auch dann konnte der unglückliche Mensch nicht froh werden. In der Kirche, falls ihm der Besuch überhaupt gestattet wurde, mußte er einen abgesonderten Platz einnehmen. Die eigene Familie zu Hause mied seinen Umgang wie die Pest. Verlästert und verbannt, fand er im Armenhaus ein letztes Asyl, wenn er nicht irgendwo im Straßengraben zugrunde ging.

Außer den Folterqualen hatten die Hexen bisweilen auch noch besondere *Hexenproben* zu bestehen. Da gab es die *Wasserprobe* oder auch *Hexenbad* genannt. Die Angeschuldigte wurde, an Händen und Füßen gebunden, ins Wasser geworfen. Je nachdem sie untersank oder über Wasser blieb, wurde auf Schuld oder Unschuld erkannt. Daneben gab es die *Hexenwaage*. War eine Hexe schwerer als sie geschätzt wurde, so durfte man sie für unschuldig halten; die *Nadelprobe*: floß beim Durchstechen einer Wange oder eines Mals kein Blut aus der Haut oder erfolgte dabei keine Äußerung des Schmerzes, so hatte der Teufel sicher seine Hand im Spiel, ebenso, wenn das Opfer bei der Folterung nicht heftig zu weinen imstande war.

Als ein untrügliches Zeichen des Bundes mit dem Teufel galt das Vorhandensein eines *Hexenzeichens*. Unter rohester Verletzung des Schamgefühls wurden die Angeklagten am ganzen Leib untersucht. Als Erkennungszeichen satanischer Buhlschaft galten Warzen, Leberflecke, Muttermale.

Schon allein die Gefängnisse, in denen die Angeklagten oft monatelang

schmachten mußten, waren dazu angetan, allen seelischen Widerstand zu brechen und die gewünschten Geständnisse zu erzwingen. In Löchern voll Unrat und faulem Stroh pferchte man die mit Ketten gefesselten Menschen zusammen. Ungeziefer nistete in ihren Haaren, Ratten nagten sie bei lebendigem Leib an, die Speisen waren oft so übelriechend, daß man die Unglücklichen mit Rutenstreichen zwingen mußte, sie hinunterzuwürgen. Der üble Geruch in den Verliesen war unerträglich.

Die als Hexen Angeklagten erhielten keinen Verteidiger. Wer hätte es auch gewagt, eine Hexe zu verteidigen? Er wäre als Feind des Volkes angesehen worden und hätte damit rechnen müssen, selbst der Hexerei beschuldigt zu werden. Die Aburteilung der Angeklagten lag nicht in den Händen geistlicher, sondern weltlicher Richter. Diese hielten sich meist an keinerlei Gesetzesvorschriften. Die Prozeßakten aus jener Zeit eröffnen einen Blick in einen schaudererregenden Abgrund der Schlechtigkeit und Bosheit, der Lüge und Verleumdung, der Gewissenlosigkeit und Ungerechtigkeit, der Grausamkeit und Unsittlichkeit. Nur so wurde es möglich, daß in fast allen deutschen Gauen, unter Beiseitesetzung aller Forderungen der einfachsten Gerechtigkeit und Menschlichkeit, kaltblütig Tausende und Abertausende von Opfern eines unheimlichen Wahns unter den gräßlichsten Qualen zu Tode gemartert werden konnten — ja, daß Menschenleben, Familienglück, Staatswohl durch die massenhaften Justizmorde dem schauerlichsten Teufelswahn geopfert wurden.

Die Scheiterhaufen lodern

Da man in der Hexerei Abfall von Gott sah, ahndete man sie mit der gleichen Strafe, die nach den harten Gesetzen des Mittelalters über unbußfertige Ketzer verhängt wurde: mit dem Feuertod.

Nicht Deutschland war die Heimat der Hexenverbrennungen. In Südfrankreich prasselte der erste Scheiterhaufen, auf dem eine Hexe verbrannt wurde. Von hier aus drang die Seuche nach der Schweiz und Deutschland und überzog Skandinavien, England, Spanien, Italien, Ungarn, ganz Europa. Überall flammten die Scheiterhaufen empor, die nicht mehr aufhören wollten zu

lodern. Hatte sich die Verfolgung anfänglich mehr auf die Frauen der unteren Schichten geworfen, so griff sie allmählich weit über diesen Kreis hinaus. Frauen und Männer, Katholiken und Protestanten, Greise und Kinder, Ratsherren und Fürsten, Geistliche und Ordensleute, Fürstinnen und Edelfräulein, Idioten und Gelehrte — alles wurde wahllos und ohne Unterschied auf den Scheiterhaufen befördert. Nicht einmal Hexenrichter selber waren davor sicher, der Zauberei beschuldigt und gerichtet zu werden. So wurde in Trier 1589 der kaiserliche Rat und Bürgermeister Dr. Friedrich Flade, der selbst viele Hexen zu Tode gebracht hatte, der Zauberei beschuldigt und verbrannt. Herzog Erich II. von Braunschweig strengte gegen seine eigene Gemahlin Sidonie einen Hexenprozeß an, dem sie nur durch die Flucht zu ihrem Bruder, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, entging.

Ein Bürgermeister von Bamberg, der wegen angeblicher Hexerei verbrannt wurde, schrieb seiner Tochter einen Abschiedsbrief, in dem es heißt: „Unschuldig bin ich in das Gefängnis gekommen, unschuldig bin ich gemartert worden, unschuldig muß ich sterben. Denn wer in das Lochhaus kommt, der muß ein Drutner (Hexer) werden oder er wird so lange gemartert, bis daß er etwas aus seinem Kopf Erdachtes weiß und sich erst, daß Gott erbarme, auf etwas bedenke.“ Er schildert dann seine Folterung: „Da kam der Henker und hat mir den Daumenstock angelegt, bede hende zusammengebunden, daß das Blut zu den nageln hervorgegangen, daß ich die hendt in vier wochen nicht hab brauchen können, wie du das aus dem schreiben sehen kannst. Danach hat man mich faselackend ausgezogen, die hendt auf den Rücken gebunden und auf die höhe in der folter gezogen. Da dachte ich, himmel und erden ging unter. Haben mich achtmal auffgezogen und wieder fallen lassen, daß ich ein unselig schmerzen empfand . . . Der Priester war mir abgeschlagen, aber die zeit zu bedenken war mir gegeben. Und dann ist dieses mein Aussag, wie folgt . . . aber alles ist erlogen.“ Man hat den Unglücklichen immer wieder nach den Namen seiner Mitschuldigen gefragt und ihn so lange gemartert, bis er, wie er selbst sagt, alles erlogen hat, sowohl seine Selbstbeschuldigung als auch die Angabe von acht Mitschuldigen, die dann alle unschuldig verbrannt wurden.

Unter den vielen Hunderten, die in der Grafschaft Neiß in den Jahren 1640 bis 1651 verbrannt wurden, befanden sich Kinder von einem bis sechs Jahren.

Sogar gottbegnadete Heilige wie die Jungfrau von Orléans wurden dem unerbittlichen Moloch geopfert.

Niemand war vor dem Scheiterhaufen sicher. Auffallende Schönheit war ebenso verdächtig wie auffallende Häßlichkeit. Eine etwas zu lange Nase, eine verkrüppelte Gestalt, ungewöhnliche Klugheit, Eifer im Besuch des Gottesdienstes ebenso wie Nachlässigkeit im Kirchenbesuch, ein unbedachtes Wort, rote Haare, triefende Augen, ein lasterhaftes Leben ebenso wie ein besonders ehrbares Leben, frohe Geselligkeit wie schüchterne Menschenscheu — alles konnte zum Anlaß einer Anklage werden und über die Folterkammer auf den Scheiterhaufen führen. Es ist klar, daß sich boshafte Menschen die willkommene Gelegenheit, sich an anderen zu rächen, nicht entgehen ließen. Neid und Haß, Eifersucht und Rachsucht feierten in der Zeit des Hexenwahns wahrhaft satanische Triumphe. Jeder und jede konnte von einem unguuten Nachbarn, von einem abgewiesenen Freier, von einem, dem sie aus irgendeinem Grund nicht sympathisch waren, als Hexe angezeigt und zur Verurteilung gebracht werden. Stand einem ein Mitmensch im Weg, so brauchte er bloß ein böses Gerücht gegen ihn auszustreuen oder selber die Anzeige zu erstatten, und er konnte versichert sein, daß Richter und Henker sich seiner Sache mit Eifer annahmen.

Die Scheiterhaufen, auf denen angebliche Hexen verbrannt wurden, flammten so zahlreich auf, daß es Dörfer gab, wo nach Abschluß der Hexenprozesse nur noch zwei Frauen übrigblieben. Unzählbare Menschen sind durch die beinahe nicht zu löschenden Hexenbrände im christlichen Abendland vom 14. bis zum 18. Jahrhundert ums Leben gekommen.

Aus Würzburg ist noch ein Verzeichnis von Hexenbränden erhalten, das vom Jahre 1627 bis 1629 reicht. Von den unglücklichen Opfern der während dieser zwei Jahre gerichtlich angeordneten 31 Hexenbrände seien etliche „Brandberichte“ zitiert:

Im 4. Brand: Die Glaserin, eine Burgermeisterin, die Bruckmannin. Die Schickelte Amfrau (Hebamme). Die alte Rumin. Ein fremder Mann.

Im 10. Brand: Der Lutz, ein vornehmer Kramer. Der Steinacher, ein gar reicher Mann. Des Herrn Domprobst Vogt. Ein fremd Weib. Ein fremder Mann.

Im 11. Brand: Der Schwerdt, Vikarius am Dom. Die Vögtin von Renacker. Die Sticherin. Der Silberhans, ein Spielmann.

Im 13. Brand: Der alte Hofschmied. Ein altes Weib. Ein Mägdlein von 10 Jahren. Ein geringeres, ihr Schwesterlein.

Im 16. Brand: Ein Edelknabe von Ratzenstein ist morgens um 6 Uhr auf dem Kanzleihof gerichtet worden und den ganzen Tag auf der Bahr stehen geblieben. Hernachher den anderen Tag mit den beigeschriebenen verbrannt worden: Des Ratsvogts zwei Töchter und seine Magd. Die dicke Seilerin.

Im 17. Brand: Der Wirt zum Baumgarten. Ein Knabe von 12 Jahren. Die Apothekerin zum Hirsch und ihre Tochter. NB. Eine Harfnerin hat sich selbst erhängt.

Im 20. Brand: Das Göbel Babelin, die schönste Jungfrau in Würzburg. Ein Student in der 5. Schule, so viel Sprachen gekonnt und ein vortrefflicher Musiker vokaliter und instrumentaliter. Zwei Knaben aus dem neuen Münster von zwölf Jahren. Die Hüterin auf der Brücken.

Im 23. Brand: Des Davids Croten Knabe von zwölf Jahren. Des Fürsten Koch zwei Söhnlein, einer von vierzehn Jahren, der andere aus der ersten Schule. Der Melchior Hammelmann, Vikarius zu Hach. Der Nikodemus Hirsch, Chorherr im neuen Münster. Der Christophorus Berger, Vikarius im neuen Münster. NB. Der Vogt im Brennerbacher-Hof und ein Alumnus sind lebendig verbrannt worden. Des Falkenberger Töchterlein ist heimlich gerichtet und mit der Lade verbrannt worden.

Im 28. Brand, Lichtmeß Anno 1629: Die Knetzerin, eine Metzgerin. Die Schützen Babel. Ein blind Mägdlein. Der Schwertz, ein Chorherr zu Hach. Der Bernhard Mark und der Wagner, Vikari am Domstift, sind lebendig verbrannt worden. Ein geistlicher Doktor, Meyer genannt, und ein Chorherr sind früh um fünf Uhr gerichtet und mit der Bahre verbrannt worden.

Das Verzeichnis weist in den letzten Bränden außergewöhnlich viele katholische Priester auf, die starkmütig genug waren, in Wort und Tat gegen den blinden Hexenwahn aufzutreten und die unschuldig gemarterten und gerichteten Personen in Schutz zu nehmen. So wurden sie selber Opfer der Volkswut und ihres Berufes.

Wenn sich die Verfolgungen in der Hauptsache auf das weibliche Geschlecht erstreckten, so erklärt der „Hexenhammer“ dies so: „Das Weib ist fleischlicher gesinnt als der Mann, weil es bei seiner Erschaffung aus einer Brustrippe, die gekrümmter und gleichsam dem Mann entgegengeneigt ist, geformt wurde,

weil es nur ein unvollkommenes Tier ist, während der Mann einem bevorzugten Geschlecht angehört, aus dessen Mitte Christus hervorgegangen ist.“ Hier spricht sich die denkbar niedrigste, grob beleidigende Auffassung von der Frau aus. Es wird gewarnt vor der „Boshaftigkeit“ des Weibes, unter der die ganze Welt zu leiden habe. Ohne Zweifel liegen dieser Einstellung zur Frau verdrängte sexuelle Komplexe zugrunde, wie überhaupt die geschlechtliche Sphäre in der Hexenverfolgung eine große Rolle spielte.

Viele Flammenstöße wurden von der Geldgier der Richter, der Henker und der Angeber geschürt. Es war ja so, daß das Vermögen der verurteilten Hexen eingezogen und unter Richter, Henker und Denunzianten geteilt wurde. Für das Anzeigen und Einliefern von Hexen war da und dort eine eigene Fangprämie ausgesetzt. Der Dreißigjährige Krieg hatte die Kassen vieler einst reicher Herren leergemacht. Wollten sich die Richter bei den Landesherren in hohe Gunst setzen, so brauchten sie nur eifrige Hexenverfolger zu sein. Denn die Hexenprozesse brachten auch dem Landesfürsten reichlich Geld ein.

Was sagte das verängstigte, gequälte Volk zu diesen fortgesetzten Rechtsverirrungen, die unsagbares Leid in so viele Familien hineintrugen? Ganz vereinzelt hörte man Stimmen des Zweifels an dem fürchterlichen Wahn. So meint Meister Johann Dietz, des großen Kurfürsten Feldscher (1665 – 1738), die Geständnisse der Hexen von Teufelsbuhlschaft und Blocksbergfahrten könnten auf Traumvorstellungen, auf „böse und teuflische Imagination“ zurückgehen. Auch das Mitleid mit den gemarterten Opfern schweigt nicht ganz: „De leve Got mag weten, wer Schuld gehat heft odder nicht“, meint Joachim Brandes im Hinblick auf die entsetzlichen Hexenbrände in Braunschweig. Im großen und ganzen aber stand das Volk ganz unter dem Bann des Hexenwahns. Es verließ sich auf das Urteil der „klugen und gelehrten Leute“, die nicht so töricht handeln und Schuldlose ohne genügende Überzeugung verbrennen lassen würden. Es glaubte an alle die Schauermärchen, fürchtete sich vor den Unholdinnen und gab dem Richter recht, wenn er sie mit dem Feuer austilgte.

*

Wie ein als Hexe zum Scheiterhaufen verurteiltes Mädchen wunderbar gerettet wird, erzählt Margarete Bruch in der Ballade



Die Jungfrau von Orléans auf dem Scheiterhaufen

Mariannlein

„Mariannlein, Mariannlein,
wer ist wie du so hübsch und fein,
du bist wie duftiger Maienwind,
du bist ein verfluchtes Hexenkind,
du lockst die Männer in Not und Tod,
deine Lippen sind wie Henkerkleid rot,
schlimmes Mariannlein!“

„Für meine roten Lippen kann ich nichts“,
Mariannlein sprach.

„Ich bin ein frommes Marienkind“,
Mariannlein weinte und sprach.

„Mariannlein, laß das Flennen,
dein Teufelsleib muß brennen
zu Gottes Ehr' und Preis!“

Hoch war der Scheiterhauf' geschicht',
ein Kreuz darüber aufgericht',
daran banden sie Mariannlein.

„Fahr hin, fahr hin, du Höllenbrut,
das Feuer tut der Hexe gut!“

Höhnt einer aus dem Haufen.

„Und so du keine Hexe bist,
nütz' deine kurze Galgenfrist,
die Heil'gen ruf zu Hilfe!“

Mariannlein hob das Schmerzgesicht,
die bleichen Hände hoch ins Licht,
laut fielte Mariannlein:

„Ihr Heiliginnen und Heil'gen all,
löscht meine Flamme, löst meine Qual,
ich bin das fromme Mariannlein,
euch seit der Wiege treu!“

Da schob sich's leise, Tritt um Tritt,
da stob's heran,

da glitt's von sanftem Frauenschritt,
mit goldnen Mänteln angetan.

Da dröhnt es klirrend, stampft es schwer,
als schlosse sich ein Reis'genheer,
ein Garten um Mariannlein.

Katrina und St. Barbara,
 Justina und Cäcilia,
 St. Peter und Christophorus,
 St. Georg und Hieronymus.
 Zuletzt flog Himmelsglanz daher,
 Mariens Haar, von Golde schwer,
 Maria selbst ging über den Plan
 und klomm den brennenden Holzstoß hinan.
 Sie trug in der Hand einen Lilienstrauß,
 mit dem schlug sie die Flammen aus,
 wo eine gierig empor sich reckt,
 die hat ihr schleifender Mantel bedeckt.
 Die nackte Büßerin sank in die Knie,
 Maria schlug den Mantel um sie,
 trug sie von hinnen, so hurtig fast,
 als sei's von Rosen duftblumige Last.

Katrina und St. Barbara,
 Justina und Cäcilia,
 St. Peter und Christophorus,
 St. Georg und Hieronymus
 standen in goldenem Glanze da
 und sangen hell ein Gloria,
 so recht heraus aus sel'ger Ruh',
 Cäcilie schlug den Takt dazu,
 und die Erzengel kamen vom Himmel gesprungen
 und haben fröhlich mitgesungen. — — —

„Mariannlein, Mariannlein,
 wolltest uns Sündern gnädig sein,
 der Teufel trieb mit uns seinen Spott:
 Deine roten Lippen waren von Gott!“

Hexenbulle und Hexenhammer

Nicht selten wird der Kirche, dem Papsttum, die Schuld an den Greueln der Hexenprozesse zugeschoben. Man verweist dabei gern auf zwei Päpste: auf Gregor IX. und Innozenz VIII.

Wie ist es damit?

Die Bischöfe von Mainz und Hildesheim hatten dem Papst mitgeteilt, daß eine Sekte der sogenannten Luziferianer am Rhein ihr Unwesen treibe, die unsinnigsten Ausschweifungen begehe und dem Teufel huldige. Was tat nun der Papst? Er befahl, für die Abstellung des Unfugs zu sorgen. In seinem Entscheid wiederholte er den Bericht seiner Gewährsmänner und erklärte: „Sollten die Anhänger dieser Sekte euren Ermahnungen nicht folgen und sich nicht bekehren, so muß man zu kräftigeren Mitteln greifen, und wo Arzneien nichts helfen, müssen Eisen und Feuer verwendet werden, damit das faulende Fleisch beseitigt werde.“ Der Papst will also ausdrücklich, daß zuerst Belehrung und Ermahnung erfolgen, und erst wenn diese nichts fruchten, sollten die damals gegen die Ketzer üblichen strengen Strafen angewendet werden.

Verhängnisvoller wurde der Erlaß des Papstes Innozenz VIII. vom Jahre 1484, die sogenannte *Hexenbulle*. Gegner unserer Kirche behaupten, der Papst habe mit dieser Bulle dem deutschen Volk den Teufels- und Hexenspuk aufgezwungen. Nichts ist unrichtiger als diese Behauptung. Aus zahlreichen Zeugnissen ergibt sich einwandfrei, daß der Hexenglaube schon längst vor Erlaß dieser Bulle in Deutschland verbreitet war.

Was ist nun mit dieser Hexenbulle? Die beiden Dominikaner Jakob Sprenger und Heinrich Institoris (Krämer) übten durch ihr Aufspüren angeblicher Hexen in Oberdeutschland eine unheilvolle Wirkung aus. Da sie bei ihrem Vorgehen bei Geistlichen und Laien auf heftigen Widerstand stießen, wandten sie sich an Papst Innozenz und stellten ihm dar, welch unheilvolles Wesen die Hexen in Deutschland treiben würden und wie man sie, die Dominikaner, hindern wolle, gegen sie vorzugehen. Sie schilderten die Zustände in Deutschland in den schwärzesten Farben und erbaten vom Papst die Bestätigung ihrer Vollmachten. Unglücklicherweise ließ sich der Papst dazu verleiten, die beiden Dominikaner in ihrer Tätigkeit, den Hexen nachzuspüren, zu bestätigen und Anweisung zu geben, sie dürften in der Ausübung ihres Amtes nicht gehin-

dert werden. Zu dieser bedauerlichen Stellungnahme des Papstes trug die allgemein verbreitete Auffassung bei, daß die Hexerei ein Abfall vom christlichen Glauben und eine große Gefahr für das Volk sei. Als Kind seiner Zeit teilte der Papst die damals übliche Auffassung von der Hexerei, die in der Bulle von 1484 Ausdruck fand. Diese Bulle war selbstverständlich keine Entscheidung in Glaubenssachen, sondern brachte nur die persönliche Ansicht des Papstes zum Ausdruck, stiftete aber dennoch großen Schaden, weil sich künftig die Hexenverfolger auf dieses päpstliche Schreiben berufen konnten, womit sie allerdings nicht überall Erfolg hatten. So leistete z. B. Bischof Golfer von Brixen ihnen solchen Widerstand, daß sie das Land verlassen mußten. Auf einer Synode zu Regensburg stellte sich eine Reihe von Bischöfen gegen die Tätigkeit von Sprenger und Institoris und bezeichnete den Hexenwahn als Einbildung.

Von einer Einführung der blutigen Hexenverfolgungen durch diese „Hexenbulle“ kann schon deshalb keine Rede sein, weil bereits nach dem Sachsen-spiegel das bürgerliche Recht Hexerei mit dem Feuertod bestrafte. Auch im Schwabenspiegel hieß es: „Welch christenmensch ungläubig ist oder mit Zauberei umbgat — wird er des überraît (überführt), so soll man ihn auf einer hurte brennen, ez si man oder wip. Und die ez wisent und ez verswigen oder darzu helfen, den soll man das Houbet abeslahn.“ Unseligen Einfluß hatte die Bulle allerdings nicht nur insofern, als die beiden Dominikaner Sprenger und Institoris bei ihrer Tätigkeit an ihr einen starken Rückhalt hatten, sondern auch dadurch, daß sie, durch die Haltung des Papstes ermuntert, sich daran machten, jenes Buch zu verfassen, das unsägliches Elend über die Menschheit gebracht hat und als eines der unheilvollsten Bücher der Weltliteratur gilt: den *Hexenhammer*. In diesem Buch suchten die beiden Inquisitoren den Hexenglauben wissenschaftlich zu erklären und die Hexenverfolgung strafrechtlich zu organisieren. Das Buch zerfällt in drei Teile. Im ersten Teil wird die Frage erörtert, ob es wirklich Hexen gibt. Die beiden Verfasser bejahen natürlich die Frage und suchen den Glauben an Hexen wissenschaftlich und theologisch zu beweisen. Im zweiten Teil werden die Bündnisse mit dem Teufel näher beschrieben und die Folgen und Wirkungen dieses Teufelsbundes geschildert. Dieser Abschnitt strotzt von den abstoßendsten, widerlichstn Schilderungen von Verfehlungen gegen das sechste Gebot. Der dritte

Teil behandelt das Gerichtsverfahren gegen die Hexen. Um die Verbreitung des Buches zu fördern, ließen sich die Inquisitoren eine äußerst bedenkliche, unlautere Handlungsweise zu Schulden kommen. Die Kölner Universität war damals für Deutschland die höchste Zensurbehörde für Bücher. Es mußte also das Ansehen des Hexenhammers aufs höchste steigern, wenn diese Universität das Buch billigte und empfahl. Da die Inquisitoren geschickt genug waren, um einzusehen, daß die Universität niemals für ihren Irrwahn zu haben sei, fälschten sie einfach ein Gutachten der Hochschule, in dem diese ihre Billigung des Werkes aussprach.

Alle Phantastereien des Volkes wurden im Hexenhammer als Tatsachen hingestellt und Mittel zur planmäßigen Auffindung der Verdächtigen und zur Erpressung von Geständnissen angegeben. Dieses lateinisch geschriebene Buch wurde für die weltlichen Richter bei der Durchführung der Hexenprozesse maßgebend. Es übertraf an abergläubischem Wahnwitz und grausamer Verfolgungssucht alles früher Dagewesene. Daß ihm die Bulle des Papstes Innozenz vorgedruckt war, trug nicht wenig dazu bei, die unheilvolle Wirkung des verderblichen Buches zu erhöhen und darüber hinwegzutäuschen, daß es sich beim Hexenhammer um eine reine Privatarbeit der beiden Dominikaner handelte. Die neu erfundene Buchdruckerkunst ermöglichte die weiteste Verbreitung des Buches. In den Jahren 1487 bis 1520 wurde der Hexenhammer dreizehnmal neu aufgelegt. Bis 1669 erschien er in 29 Auflagen. O. Snell urteilt über den Hexenhammer: „Kein vorweltliches Tier, keine Keilschrift, kein Gerät des unbekanntesten Volksstammes mutet uns heute so fremdartig an und bleibt uns so gänzlich unverständlich wie dieses Buch.“ Alexander von Gleichen-Rußwurm schreibt in seiner Kulturgeschichte: „Seit dem Erscheinen des Hexenhammers haben die Hexenprozesse dreihundert Jahre hindurch die europäische Menschheit geschändet. Mit einer Seuche vergleichbar, griffen sie um sich, sprangen aus einem Land in das andere, erreichten ihren Höhepunkt, um zeitweise wieder abzunehmen, und erwachten dann von neuem mit Heftigkeit. Kinder von acht und Greise von achtzig Jahren, Arme und Reiche, Bürgermeister und Ärzte, Naturforscher und Domherren, Marionettenmänner und Schlangenbändiger, alte Weiber und schöne Jungfrauen bestiegen den Scheiterhaufen. Im Namen von Königen und Bischöfen, Fürsten und Stadträten sind die Bluturteile gesprochen worden. England hatte einen General-

hexenfinder, Deutschland wandernde Inquisitoren, und in törichten Paragraphen erstickende Juristen protestantischer und katholischer Universitäten brachten den Irrsinn in ein System und glaubten Gnade zu üben, wenn sie statt des Feuertodes aufs Schwert erkannten. Das Verhängnisvollste war die Voreingenommenheit, welche die Halbbildung der Ärzte, Richter und mancher untergeordneter Priester mit sich brachte. Ihr gelehrtes Streiten und Disputieren fachte die Scheiterhaufen an, die Holzstöße wurden aufgerichtet dank einem Wust gelehrter Zitate in schlechtem Latein . . .“

Seinen grauenhaftesten Umfang erreichte das Verhängnis des Hexenwahns aber erst in den Zeiten der Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert. Durch diesen religiös-politischen Umsturz, den die Reformation mit sich brachte, wurden alle bisher geltenden Sittenbegriffe über den Haufen geworfen und auf den Kopf gestellt. Das Volk verfiel immer mehr einer sittlichen Zerrüttung, Verwilderung und Verwahrlosung. Je mehr aber der Glaube abnahm und die religiöse Zuchtlosigkeit wuchs, desto stärker wurden der Aberglaube und die Greuel geistiger Umnachtung. Mit der Zerrüttung des Volkslebens ging die Verrohung der Rechtspflege Hand in Hand. Man kümmerte sich nicht mehr um die reichsgesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften. Es wurde Recht gesprochen auf eigene Faust, die Richter fühlten sich bei der Untersuchung an keinerlei Schranken gebunden und erzwangen durch die Folter jede Aussage, die sie wollten. Ein einziger Hexenprozeß hatte hundert andere im Gefolge, sobald die Frage nach den Mitschuldigen gestellt wurde. Und diese grauenhafte Tollwut dauerte nun vom 16. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Denn erst am 1. Juni 1749 wurde in Deutschland die letzte Hexe verbrannt: die Schwester Maria Renate vom Kloster Unterzell bei Würzburg; während die letzte Hexenverbrennung überhaupt im Jahre 1783 in dem schweizerischen Kanton Glarus erfolgt ist.

Die Zahl der Opfer kann selbst schätzungsweise nicht angegeben werden. Daß sie wahrscheinlich hoch in die Hunderttausende geht, erhellt daraus, daß an einem einzigen Tag in Quedlinburg 133 Personen verbrannt wurden und daß in Wolfenbüttel die Brandpfähle, an denen die Unglücklichen ihr Ende fanden, so dicht standen, daß sie förmlich einen Wald bildeten. Ein einziger Hexenrichter, der lutherische Rechtsgelehrte Carpzow, rühmte sich, gegen 20.000 Todesurteile gefällt zu haben.

Wer trägt die Schuld?

Nichts wäre ungerechter, als der katholischen Kirche die Schuld an den Hexenverfolgungen zuzuschreiben. Konnten sich doch auch die Reformatoren dem Hexenwahn nicht entziehen, und flammten doch auch in protestantischen Ländern die Scheiterhaufen nicht weniger zahlreich um gequälte Frauenleiber als in katholischen. Der Hexenwahn war bei den Protestanten und Calvinern ebenso verbreitet wie im katholischen Lager. Auch die schärfsten Gegner des Papsttums vermochten nicht, sich von diesem krankhaften Irrwahn freizumachen. Martin Luther ist im Glauben an Hexen aufgewachsen. Im elterlichen Haus glaubte man an Hexen. Als ein kleinerer Bruder starb, mußte er durch Hexen getötet worden sein. Daß der Teufel mit Menschen Unzucht verübe, an dieser Vorstellung hielt Luther immer fest. Wie Luther waren auch die übrigen Führer der Reformation dem Hexenwahn verfallen: Melancthon, Buzer, Brenz, Calvin . . .

Jede Konfession stand im Banne des fürchterlichen Wahns. Jede sah den Kampf gegen die Hexen als einen Kampf gegen den Teufel, als ein Eintreten für das Reich Gottes an, und hier wollte keine vor der anderen zurückstehen. Bemerkenswert ist aber dies: Während im protestantischen England, in den skandinavischen Reichen und in den protestantischen Einwandererstaaten Nordamerikas eine scharfe Hexenverfolgung getrieben wurde, wurden gerade am Sitz des Papsttums und in Italien am wenigsten Hexenprozesse geführt. In Rom konnten sich Angeschuldigte mit Geld von der Strafe loskaufen; in Bologna wurde nur auf Rute und Pranger erkannt. Die Anwendung der Folter wurde durch päpstliche Verordnung stark eingeschränkt. Es ist geradezu auffallend, daß Hexenglaube und Hexenverfolgung erst dann zur vollen Entfaltung kamen, als die katholische Kirche ihren umfassenden Einfluß auf das Volk bereits verloren hatte, als der neuheidnische Geist der Renaissance den Glauben verdrängt und dem Aberglauben und der Unsittlichkeit die Tür geöffnet hatte. Sittliche Anschauungen, die bisher Geltung hatten, wurden über den Haufen geworfen und auf den Kopf gestellt, alle sozialen Bande wurden gelöst, alle Leidenschaften entfesselt. Das Volk verfiel immer mehr einer sittlichen Verwilderung. Mit dieser Zerrüttung des Volkslebens ging die

Verrohung der Rechtspflege Hand in Hand. Man kümmerte sich nicht mehr um die reichsgesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften: es wurde Recht gesprochen auf eigene Faust. Die Richter hielten sich bei der Untersuchung an keinerlei Schranken gebunden und erzwangen durch die Folter jede gewünschte Aussage. Und diese grauenhafte Tollwut dauerte vom 16. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Auf katholischer Seite erfuhren vor allem die Bistümer Würzburg, Bamberg, Fulda, Trier und auch die Länder Lothringen und Westfalen die Greuel der Verfolgung. Auf protestantischer Seite raste die Verfolgung am heftigsten in den Gebieten der sächsischen Fürstentümer, in der Mark Brandenburg, in Braunschweig-Wolfenbüttel, in Hessen, in Göttingen. In der kleinen protestantischen Reichsstadt Nördlingen begann 1590 auf Antrag des Bürgermeisters eine Suche nach Hexen, der innerhalb dreier Jahre 32 Personen zum Opfer fielen; in Sachsen war die Verfolgung so entsetzlich, daß sogar ein „Kurzes Traktätlein über Zauberei“, das selber zum Verbrennen des „Teufelsgesindels“ aufforderte, meinte, man könnte wohl mitleidig werden, wenn man so viele Hunderte in sächsischen Landen und sonstwo verbrennen sehe.

Es ist so: Man kann weder die Katholiken noch die Protestanten für die Hexengreuel haftbar machen. Die Hexenverfolgung ist weder eine katholische noch eine protestantische Erscheinung. Es handelt sich hier um eine geistige Epidemie, die an alten heidnischen Aberglauben anknüpfte und in den Zeitverhältnissen einen günstigen Nährboden fand. In der gesamten geistig-seelischen Beschaffenheit des mittelalterlichen Menschen lagen die Voraussetzungen für das Umsichgreifen des unseligen Wahns, dem sich auch erleuchtete Geister wie Reuchlin und Geiler von Kaisersberg nicht zu entziehen vermochten. Selbst der Dichter Fischart, der sich selbst einen „hochgelehrten Doktor der Rechte“ nannte, schürte die Greuel des Hexenwahns. Nur wenige waren gegen die Ansteckung durch diese Pest gefeit und verhielten sich wie der heilige Klaus von der Flüe, der, als ihm einst ein Bauer eine Nachbarsfrau der Hexerei verdächtigte, erwiderte: „Du hast einen bösen Verdacht auf das Weib, du tust ihr unrecht, gehe deswegen, bitte sie um Verzeihung, so wird dir dein Vieh fortan behütet werden. Denn weil du so freventlich von diesem Weib geurteilt hast, darum hat der böse Feind Gewalt bekommen, dein Vieh anzugreifen.“

Wieviel Blut und Tränen wären dem Abendland erspart geblieben, wenn sich die gesamte Christenheit dem vergiftenden Hexengerede des Volkes gegenüber so wie Klaus von der Flüe verhalten hätte!

Erhob sich denn niemand gegen den Hexenwahn?

Es gab auch damals, als auf Tausenden von Scheiterhaufen die angeblichen Hexen verbrannt wurden, edle und vernünftig denkende Männer, die den greulichen Aberglauben zutiefst verabscheuten und entschieden ablehnten. Aber es bedurfte ungewöhnlichen Mutes, gegen den Massenwahn aufzutreten und öffentlich die Stimme zugunsten der Hexen zu erheben. Mußte doch jeder, der sich der bedauernswerten Geschöpfe annahm, Gefahr laufen, selbst als Hexenmeister angeklagt und gerichtet zu werden. Aber trotzdem wurden sowohl auf katholischer wie protestantischer Seite Stimmen laut, die ungeachtet der Gefahr eigener Folterung und Verbrennung kühn und entschlossen gegen den Hexenwahn Stellung nahmen. Der erste, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf den Plan trat, war der kalvinische Arzt Johann Weyer. Er wagte es, den Wahnsinn des Hexenglaubens und die Ruchlosigkeit der Hexenverbrennung vor aller Öffentlichkeit bloßzustellen. Wenn auch seine Stimme im Lärm der Religionsstreitigkeiten unterging und seinem Auftreten kein Erfolg beschieden war, so war doch der Bann gebrochen, und die Stimme der Gerechtigkeit ließ sich nicht mehr ersticken. Da und dort tauchten mutige Bekämpfer des Aberglaubens auf: die Jesuiten Laymann und Tanner, die Protestanten Gödelmann, Prätorius, Thomasius. Wie wenig man aber geneigt war, auf die Stimme der Vernunft zu hören, zeigt der Titel einer Gegenschrift, die der Pastor P. Goldschmidt gegen Thomasius erscheinen ließ: „Verworffener Hexen- und Zauberer-Advokat. Das ist: wohlgegründete Vernichtung des thörichten Vorhabends Hn. Christiani Thomasi Professoris Hallensis / und aller derer, welche durch ihre superklugen Phantasiegrillen dem teuflischen Hexen-Gschmeiß das Wort reden wollen. / Indem gegen dieselben Aus dem unwidersprechlichen Göttlichen Worte / und der täglich lehrenden Erfahrung

das Gegenteil zur Gnüge angewiesen und bestätigt wird / daß in der That Eine teuflische Hexerey und Zauberey sey / und dannenhero Eine Christliche Obrigkeit gehalten / diese abgesagten Feinde Gottes / Schadenfrohe Menschen- und Viehmörder aus der Christlichen Gemeinde zu schaffen / und dieselbe zur wolverdienten Straffe zu ziehen.“

Die ergreifendste Gestalt im Kampf gegen die Hexenverfolgungen war der Jesuit Friedrich Spee, dieser feinsinnige Dichter und edle Priester. Er hat in weniger als zwei Jahren gegen zweihundert Schlachtopfer zum Feuertod geleitet und aus eigener Anschauung das unsägliche Elend kennengelernt. Er sagte selber, alle hätten mit herzzerreißendem Jammergeschrei die Bosheit oder Unwissenheit der Richter und ihr Elend beweint und in ihren letzten Nöten zu Gott als dem Zeugen ihrer Unschuld gerufen. Dieses erbarmungswürdige, so oft wiederholte Schauspiel hat ihn in solchem Grade erschüttert, daß er frühzeitig alt geworden ist. Als Beichtvater hat er mit diesen armen Frauen Unsägliches gelitten. „Gott weiß, wieviel ich aus innerstem Herzen geseufzt, wenn ich dies selbst in schlaflosen Nächten bei mir erwog und kein Mittel fand, den Strom des allgemeinen Wahns einzudämmen.“ Die tiefe Trauer, die sein mitfühlendes Herz erfaßte, kommt in einem seiner Gedichte schön zum Ausdruck:

Der schön Mon will untergan,
für Leid nicht mehr mag scheinen;
die Sterne lahn ihr Glitzern stahn,
mit mir sie wollen weinen.
Kein Vogelsang, noch Freudenklang
man höret in den Lüften,
die wilden Tier traurn auch mit mir
in Steinen und in Klüften.

Spees Herz wallte über und blutete vor Schmerz und Gram, besonders über die offenbare Ungerechtigkeit und Schändlichkeit des Prozeßverfahrens. „Kein Jammern und Weinen“, so sagt er in seinem „Gülden Tugendbuch“, „kein Entschuldigen und Rechtfertigen, nichts auf der Welt hilft ihnen mehr – sie *müssen* schuldig sein. Man peinigt sie so lange, bis sie sterben oder bekennen. Halten sie die Martern aus, so heißt es, daß der Teufel sie stärke und sie nicht bekennen lasse; auch dann müssen sie schuldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch greulicher als sonst hingerichtet wer-

den.“ Aus solch traurigen Erfahrungen heraus schrieb er 1632: „Ich schwöre feierlich, von den vielen, die ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen geleitete, war keine einzige, von der man hätte sagen können, daß sie schuldig gewesen. Aber behandelt die Kirchenoberen, behandelt die Richter, behandelt mich ebenso wie jene Unglücklichen, werft uns auf dieselben Foltern, und ihr werdet uns alle als Zauberer erfinden.“ Tag und Nacht sann Spee über ein Mittel, um zu helfen. „Gott weiß, wie es mir leid ist, daß ich nicht helfen kann. Mich dünkt, ich wollte niederknien und mir das Haupt abschlagen lassen, wenn ich die armen Geschöpfe damit erlösen könnte“, schreibt er in seinem „Tugendbuch“. Aber er begnügte sich nicht, in seiner namenlosen Traurigkeit zu verharren, er nahm entschlossen den Kampf gegen die Hexenverfolgung auf. In seinem Buch „Cautio criminalis“ (Vorbehalt bei Gerichtsverfahren) legte er die ganze Nichtswürdigkeit der Hexenprozesse dar. Er wagte dabei sein eigenes Leben. Er schrieb selber: „Wehe denen, die in dieser Sache für die verfolgten Hexen den Advokaten machen! Sie werden den Streithandel gegen sich selbst wenden, gleichsam als ob sie selbst an der Hexenkunst beteiligt wären.“ Spee stellte sich mit beispiellosem Mut allen Einwürfen der Gelehrten und Hexenverbrenner entgegen, brandmarkte schonungslos ihre Verlogenheit und Ungerechtigkeit, ihre Habsucht und Geldgier, die Unmenschlichkeit und Grausamkeit der Folter. In feuriger Beredsamkeit rief er den Richtern zu: „Ich schäme mich Deutschlands. Was werden die anderen Nationen sagen, die so schon unsere Dummheit zu verlachen pflegen?“ Spee hatte mit seinem Buch in ein Wespennest gegriffen. Es entfesselte sich ein Sturm der Empörung bei allen, die sich von seinen Anklagen betroffen fühlten. In allen Kanzleien zerbrach man sich den Kopf über dieses „fürchterliche, anstoßerregende“ Buch „voll von Verleumdungen gegen die Fürsten und Minister, gegen Geistliche, Behörden und Richter“. Aber je leidenschaftlicher und blinder man es verurteilte, desto mehr wurde es überall gekauft und gelesen. Einsichtige Männer begrüßten das mutige Buch wie eine Befreiungstat. Der Protestant Chr. Thomasius meinte, Spee habe die Ungerechtigkeit der Hexenprozesse so klar vor Augen gestellt, daß es mit Recht den Verteidigern dieser Prozesse die Schamröte ins Gesicht treiben müsse... Das Buch schein ihm von solchem Gewicht zu sein, daß sich kein Jurist oder Politiker mit gesundem Verstand finden werde, der nach Durchlesung des

Buches noch irgendeinen Zweifel an der Ungerechtigkeit der Hexenprozesse hegen könne, geschweige denn, daß er sich unterfangen sollte, dasselbe zu widerlegen. Wenn aber einer sich an die Widerlegung des Buches machen sollte, so könnte er dies nicht tun ohne handgreifliche Schande für seine Person.

Spees Buch hatte allerdings nicht den Erfolg, daß nun mit einem Schlag die Hexenprozesse aufhörten. Aber es wurde eine neue Zeit des Strafprozeßwesens eingeleitet. Die Scheiterhaufen erloschen mehr und mehr. Spee darf für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, daß er den einsichtigen und anständigen Menschen jener Zeit die Augen geöffnet und dem Hexenwahn die Spitze abgebrochen hat.

Aus der „Cautio Criminalis“ des Friedrich von Spee

... Wenn sich die Angeklagte über Nacht bedacht hat, stellt man sie am folgenden Morgen wieder vor die Richter. Wenn sie dann bei ihrer gestrigen Antwort bleibt, so liest man ihr das decretum torturae vor, als ob sie bisher noch überhaupt nichts geantwortet oder die gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen nicht im geringsten widerlegt hätte. Ehe sie aber gefoltert wird, führt sie der Henker zur Seite und besieht sie genau, ob sie sich etwa durch Zauberkraft unempfindlich gemacht habe. Damit ja nichts verborgen bleibe, schneiden sie ihr die Haare allenthalben ab, auch an dem Orte, den man vor züchtigen Ohren nicht nennen darf.

Wenn nun die Angeklagte also gesengt und enthaart ist, so wird sie gefoltert, daß sie die Wahrheit sage, das heißt, sich als eine Zauberin bekennen solle. Sie mag anderes sagen, was sie will, es ist nicht wahr und kann nicht wahr sein. Man foltert sie aber gleich auf die schärfste Manier. Bekennt sie nun, so gibt man vor, sie habe gutwillig und ohne Folter geantwortet. Wie kann denn dann ein Fürst oder Herr anders, als diejenige Person für eine Hexe zu halten, die so gutwillig und gleich ohne Tortur bekannt hat, daß sie eine sei? Auch macht man sich dann weiter keine Gedanken oder Beschwerden, sondern

man führt sie zum Tode, wie man auch getan haben würde, wenn sie nichts bekannt hätte. Wenn der Anfang mit Foltern gemacht ist, so hat man das Spiel gewonnen, sie muß bekennen, sie muß sterben.

Bekannt sie, so ist die Sache klar, und sie wird getötet, denn Widerruf gibt es hier nicht. Bekennt sie nicht, so martert man sie zum zweiten, zum dritten und vierten Male. Denn bei diesem Prozeß gilt allein, was dem Kommissario beliebt, und es wird nicht gefragt, wie lange, wie scharf, wie oft man die Folter gebrauchen darf.

Verdreht nun etwa die Angeklagte in der Folter vor Schmerzen die Augen oder starrt mit offenen Augen, so sind es neue Beweise. Denn verdreht sie die Augen, so sagen sie: Sehet, wie schauet sie nach dem Teufel um! Starrt sie geradeaus, so hat sie ihn gesehen. Wird sie dann härter gefoltert und will doch nicht bekennen, verstellt sie ihre Gebärden wegen der großen Marter oder fällt gar in Ohnmacht, so rufen sie: Die lacht und schläft auf der Folter, die hat etwas gebraucht, daß sie nicht schwatzen kann, die soll man lebendig verbrennen! So ist man tatsächlich erst unlängst mit etlichen verfahren. Und da sagt männiglich und auch die Geistlichen und Beichtväter, sie habe keine Reue gehabt, habe sich nicht bekehrt, noch ihren Buhlen verlassen, sondern denselben Glauben halten wollen. Ergibt sich's aber, daß sie oder eine andere auf der Folter stirbt, so sagt man, der Teufel habe ihr den Hals gebrochen. So kommt dann Meister Hans Knüpf auf her, schleppt das Aas hinaus und begräbt's unter dem Galgen.

Kommt aber die Angeklagte auf der Folter davon und wird sogar der Richter nachdenklich, daß er sie ohne neue Beweise nicht weiter foltern will, auch nicht hinrichten lassen darf, so läßt man sie dennoch nicht los, sondern legt sie in ein härteres Gefängnis, wo sie dann wohl ein ganzes Jahr liegen und gleichsam einbeizen muß, bis sie mürbe werde. Denn das wäre für die Inquisitoren eine große Schande, daß sie eine Person, die sie einmal in Haft genommen haben, wieder loslassen sollten. Wen sie einmal ins Gefängnis gebracht haben, der muß schuldig sein, es geschehe mit Recht oder Unrecht. Manchmal schickt man ungestüme Priester zu der Gefangenen, die ihr oft mehr zusetzen als der Folterknecht selbst. Die plagen das arme Mensch so lange und so viel, bis sie endlich bekennen, daß sie eine Hexe sei. Sie rufen und schreien immer wieder, daß, wenn sie nicht bekennen werde, sie nicht selig oder der heiligen

Sakramente teilhaftig werden könne. Darum hüten sich die Herren Inquisitoren mit allem Fleiß, daß sie keine solchen Priester bei diesem Prozeß einsetzen, die sittsam sind und Verstand im Herzen haben, damit ja nicht jemand in das Gefängnis komme, der den Gefangenen guten Rat geben oder gar den Fürsten von dem Handel unterrichten könne. Denen ist vor nichts mehr bange, als daß etwa die Unschuld auf eine oder die andere Weise zutage kommen möchte.

Wenn nun eine die Marter nicht ertragen kann und unschuldigerweise bekennt, so geht das Elend erst an, da es kein Mittel gibt, sie loszubekommen. Im Gegenteil, sie muß andere, obgleich sie von ihnen nichts Böses weiß, anzeigen und gerade jene nennen, deren Namen ihr von den Inquisitoren oder Schergen in den Mund gelegt werden. Werden dann diese auch gefoltert, so müssen sie wieder andere nennen, die aber erneut andere, und so ist hier kein Ende oder Aufhören. Auf diese Weise kommt es so weit, daß die Richter entweder den Prozeß fallenlassen oder aber die Ihrigen, ja sich selbst und alle Leute verbrennen müssen. Denn da fehlt's nicht. Die falschen Aussagen werden endlich alle miteinander treffen und werden sie auch, wenn's nur zur Folter mit ihnen kommt, alle schuldig machen. Da kommen dann deren viele mit ins Spiel, die anfangs so hart gerufen und es arg getrieben haben, daß man brennen und brühen solle. Und die guten Herren haben sich im Anfang nicht besinnen können, daß die Reihe auch an sie kommen würde. Sie haben dann ihren gerechten Lohn von Gott, weil sie uns mit ihren giftigen Zungen soviel Zauber gemacht und so viele unschuldige Menschen dem Feuer hingegeben haben. Auch tun sich nunmehr etliche Verständigere und Gelehrtere hervor, die, gleichsam aus tiefem Schlaf erwachend, ihre Augen auftun, besser nachdenken und nicht so unbesonnen ins Tausendste hinein toben . . .

„Das hat der böse Feind getan“

Nur mit brennender Scham liest man von den Greueln der Hexenverfolgung. Noch heute legt sich ein qualvoller Alp auf die Seele, wenn man sich die ungezählten Hexenbrände zu vergegenwärtigen sucht. Beim Gedanken an die vielen unschuldigen, unmenschlich gequälten Menschen, die dieser Ausgeburt

des Massenwahns zum Opfer fielen, überkommt einen eine Traurigkeit, daß man glaubt, nicht mehr froh werden zu können.

Sucht man nach einer Entschuldigung für diese unmenschliche Verirrung des Menscheistes, so muß man sagen: Die Anhänger und Wortführer des Hexenwahns sprachen und handelten als Kinder ihrer Zeit. Wir sind heute auf Grund unserer größeren Kenntnis der Natur und des Seelenlebens imstande, jene tief bedauerlichen Ausschreitungen von einer höheren Warte und aus der Ferne der Zeiten kritisch zu betrachten und zu beurteilen. Hätten wir damals mitten drin gelebt, so wären wir alle auch nicht klüger gewesen und hätten uns dem Bann der allgemeinen Zeitauffassung auch nicht entziehen können. Es war ja nicht nur das einfache Volk, sondern es waren auch Juristen, Gelehrte von größtem Ruf, die in gutem Glauben den Hexenwahn ihrer Zeit teilten und verteidigten. Wer wegen der Hexengreuel Anklage erheben will, muß die kulturgeschichtlichen Zustände anklagen, unter denen die Menschheit jener Jahrhunderte gelebt hat. Wer gerecht sein will, muß das gleiche Urteil fällen, das für die unvoreingenommene Wissenschaft schon seit vielen Menschenaltern feststeht: „Wegen des Hexenwahns ist entweder die gesamte Menschheit anzuklagen oder niemand.“

Wir sehen mit Schaudern auf die Zeit der Hexenverfolgung zurück und tun uns etwas darauf zugute, daß wir von einem solch entsetzlichen Wahn heutzutage doch unendlich weit entfernt sind. Nun ist es allerdings richtig, daß in der Gegenwart keine Holzstöße rauchen und keine Hexen gefoltert und verbrannt werden. Aber spielt der Aberglaube in jeder nur denkbaren Form nicht auch in unserer angeblich so aufgeklärten, fortgeschrittenen Zeit eine große Rolle? Seitdem in Deutschland die Scheiterhaufen loderten, sind Jahrhunderte vergangen, die Menschheit ist in wissenschaftlicher, technischer und wirtschaftlicher Hinsicht außerordentlich weit fortgeschritten, man bildet sich mächtig viel ein auf die geistigen Errungenschaften der Neuzeit. Aber ist es nicht beschämend, zu sehen, wie der Aberglaube auch heute weiteste Kreise in Bann hält? Wie rasch sind doch auch heute die Menschen bei der Hand, auftretende Schädigungen, für die sie keine Erklärung wissen, auf böse Menschen zu schieben und diese mit dem Namen Hexen zu beschimpfen? Kommt es diesen Christenmenschen gar nicht in den Sinn, daß sie sich schwer versündigen, wenn sie unschuldige Personen, vielleicht nur deshalb, weil sie ein

etwas absonderliches Wesen haben, auf blödsinnige Weise als Hexen verdächtigen? Statt von Hexen zu faseln, wenn ein Kind plötzlich erkrankt, wäre es wahrhaftig vernünftiger, einen Arzt zu rufen an Stelle eines Hexenbanners, der mit der Dummheit der Menschen seine Geschäfte macht. Anstatt von Verhexen und Verwünschen zu reden, wenn in einem Stall andauerndes Unglück auftritt, wäre es wirklich besser, den Tierarzt kommen zu lassen oder an die Möglichkeit einer Schädigung durch Erdstrahlen zu denken. Es ist sicher angebracht und entspricht voll und ganz dem christlichen Glauben, wenn man einen Priester bittet, den kirchlichen Segen über ein Krankes oder über das Vieh im Stall zu beten. Dies geschieht aber nicht, um „Hexen“ zu vertreiben, sondern um Gottes Segen auf Mensch und Vieh herabzuflehen und schädliche Einflüsse fernzuhalten — schädliche Einflüsse, die nicht etwa von Hexen herrühren, die wohl aber vom Teufel kommen, der heute wie einst zur Zeit der Hexenverfolgungen seine Hand im Spiele haben kann.

Der ganze unheimliche Hexenwahn bleibt unverstündlich, wenn man nicht an Einflüsse des Teufels glaubt. Die Auswirkungen des Hexenglaubens waren dermaßen furchtbar, daß sie nur vom Satanischen her verstanden werden können. Wer die grauenhaften Verwüstungen bedenkt, welche die Hexenvorstellung angerichtet hat, kann nur sagen: „Das hat der böse Feind getan.“ Wenn man sich die abgrundtiefen Gemeinheiten und Ungerechtigkeiten der Hexenprozesse vor Augen führt, wird es einem da nicht, als sähe man, wie der Teufel zum Greifen deutlich an der Arbeit ist? Genauso, wie es etwa Dostojewskij in den großen Romanen „Brüder Karamasoff“ und „Dämonen“ oder Bernanos im Roman „Unter der Sonne Satans“ schildert. Der Teufel hatte bei den Hexenverfolgungen unleugbar seine Hand im Spiel. Aber nicht die gemarterten und eingeäscherten Hexen waren es, die unter seinem Einfluß standen, sondern ihre Verfolger, die Richter und Inquisitoren, deren Sinn er verblendet hatte. Wie wäre es ohne teuflischen Einfluß denkbar gewesen, daß Gelehrte und gottgläubige Männer mit allem Scharfsinn an der Begründung und Verteidigung des Hexenwahns arbeiteten und Tausende und Tausende von Menschen dem Tod überlieferten, ohne darin etwas Unrechtmäßiges und Unchristliches zu sehen?

Am Schluß einer jeden stillen Messe ließ die Kirche im Gebet zum Erzengel Michael beten: „Stoße den Satan und alle bösen Geister, die zum Verderben

der Seelen in der Welt umherschweifen, hinab in den Abgrund.“ Das ist nicht nur eine bildhafte, allegorische Formel, welche die Kirche hier gebrauchte. Der Teufel und die bösen Geister sind eine ernsthafte Wirklichkeit, an der auch der heutige, „aufgeklärte“ Mensch nicht vorbeikommt. Es wäre gewiß nicht richtig, hinter allem möglichen Harmlosen und Natürlichen das Werk Satans zu sehen, wie es der Aberglaube tut. Aber ebensowenig ist es vernünftig, die Macht des Teufels zu unterschätzen. Der Heiland selbst nennt ihn den „Starken“ und spricht von ihm als dem „Fürsten dieser Welt“. Sankt Paulus nennt ihn gar den „Gott dieses Zeitalters“ (2. Kor. 4, 44) und der heilige Petrus vergleicht ihn mit einem brüllenden Löwen (1. Petr. 5, 8).

Es gibt keine Hexen, aber es gibt einen Teufel. Doch dieser ist nicht ein Wesen, das eigenmächtig mit Menschen und Tieren anfangen kann, was es will. Dem unheilvollen Wirken Satans und der bösen Geister ist eine unübersteigbare Grenze gesetzt: Gottes Allmacht und Gottes Heiligkeit. Die bösen Geister dürfen nur insoweit verwirrend und bedrohlich auf unser äußeres Leben einwirken, wie Gott es zuläßt. Theresia vom Kinde Jesu sagte: „Eine Seele, die sich im Stand der Gnade befindet, braucht den Teufel niemals zu fürchten.“ Sich im Stande der Gnade halten, in enger Gebetsverbundenheit mit Gott stehen und seinem Schutz sich allezeit anbefehlen — dies ist das wirksamste Mittel gegen jede Hexerei.

Der Böse Blick und anderer Beschwörungszauber

Die Beschwörung von Toten (Nekromantie) war in alten Zeiten stark verbreitet. Im 1. Buch Samuel 28 wird erzählt, wie sich König Saul von der Hexe in En Dor den Geist Samuels beschwören ließ. Kaiser Caracalla beschwor den Geist seines Vaters; Nero, der leidenschaftlich der Geisterbeschwörung verfallen war, beschwor den Geist seiner Mutter Agrippina; der alexandrinische Gelehrte Apio beschwor den Schatten Homers, um von ihm zu erfahren, in welcher der sieben Städte, die ihn den Ihrigen nannten, er wirklich geboren sei. Aus gewissen, mit Feuer angemachten Dämpfen ließen die Beschwörer im Altertum die Scheinbilder von Göttern und Geistern in der Luft erscheinen. Daß dabei viel Betrug im Spiele war, erzählt der heilige Hippolyt zu Anfang des 3. Jahrhunderts. Die Kunden wurden grob hintergangen. Ihre schriftlichen Anfragen an die Götter, nach ihrer Meinung unsichtbar geschrieben, konnte der Beschwörer mit Hilfe chemischer Mittel dennoch lesen und seine Antworten danach einrichten. Wenn es zur Erscheinung des gewünschten Toten oder Dämons kommen sollte, dann wurde den Leuten eingeredet, sie sollten froh sein, wenn sie von der gewünschten Erscheinung nichts sähen, sie würden zu sehr erschrecken, auch könnte man von den Göttern nicht verlangen, daß sie

sichtbar seien; es sei genug, daß sie anwesend seien. Der Gehilfe (die Beschwörer benützten als Hilfskräfte meist Knaben) mußte dann mitteilen, was die Dämonen sprachen. Dies wurde so gemacht, daß der Beschwörer durch einen kunstreichen Hohlstab ihm das Gewünschte einflüsterte. Weihrauchkugeln, in denen explodierende oder blutrot leuchtende Stoffe eingeschlossen waren, Alaun, über dem, sobald er flüssig wurde, die Kohlen des Altars in Bewegung zu geraten schienen, mußten der Täuschung weiter nachhelfen, und endlich hatte man für die Wißbegierigen irgendeinen dunklen Orakelspruch vorrätig. Bei vielem, was Hippolyt noch berichtet, handelt es sich nicht um eigentliche Beschwörung, sondern um Gaukelei und Taschenspielererei. Damit soll nicht bestritten werden, daß in vielen Fällen tatsächlich Dämonen beschworen wurden und der Teufel seine Hand im Spiele hatte.

Da die Heiden der Meinung waren, die Verstorbenen hätten Gewalt über die Lebenden und könnten sie zu sich in die Unterwelt hinunterziehen, suchte man sie durch Beschwörungen und Opfer mild zu stimmen und zu versöhnen. Solche Beschwörungsformeln wurden vielfach auf Bleitafeln geschrieben und in Gräbern niedergelegt. In einer Grabschrift, die ein Mann seiner verstorbenen Frau errichtet hat, versichert er, daß er ihre Überreste wie eine Gottheit ehre. Dafür erwartet er, daß sie ihn in Ruhe leben lasse und ihm nichts zu Leide tue: „Schone, Liebste, deinen Mann, ich flehe dich an, schone ihn, daß er noch viele, viele Jahre stets dir opfern und Kränze bringen und mit duftendem Öl die Lampe füllen möge.“

Durch die verschiedensten Beschwörungs- und Zauberformeln versuchte man, mit Hilfe böser Geister Feinde zu quälen und ihnen Krankheit und Schmerzen zu senden. Andererseits wieder sollten die Beschwörungen auch dazu verhelfen, sich andere willfährig und gefügig zu machen. Die römischen Buhlerinnen hatten zum Beispiel in ihren Schränken die häßlichsten Dinge, wie Haare, Schädel, Zähne, Rippen und Augen von Toten, Menschenhaut, Schuhsohlen und Gewandstücke aus Gräbern, ja sie holten von Friedhöfen verwesendes Fleisch und gaben es (nebst noch Widerlicherem) ihren Liebhabern unvermerkt zu essen. Abgeschnittene Nägel und Haare ihrer Galans kochten sie in Öl, das sie aus den Ewigen Lampen in den Kirchen gestohlen hatten. Mit solchen Mitteln wollten sie Widerstrebende bezwingen und an sich fesseln. Viel Erfolg versprach man sich dabei (auch noch in späteren Jahrhunderten) vom

Alräunchen. Bezeichnend ist da ein Brief, den ein Leipziger Bürger 1575 an seinen Bruder Joachim in Riga schickte. Joachim hatte in Haus und Hof viel Unglück. Da nach Meinung kluger Leute böse Menschen oder böse Geister hier die Hand im Spiel hatten, bemühte sich sein Bruder um das einzige Mittel, das noch zu helfen vermochte, um ein Alräunchen. Der Leipziger Scharfrichter lieferte ihm eines um den Preis von 64 Thalern. Am vierten Tag nach der Ankunft, so schrieb der Leipziger nach Riga, solle Joachim das Alräunchen baden und mit dem Badewasser das Vieh und die Schwellen von Haus und Stall besprengen; dann werde sich alles wieder zum Guten schicken. „Und wenn du vor einem Gericht oder einem Amt zu tun hast, so stecke das Alräunchen unter den rechten Arm, so bekommst du eine gerechte Sache, sie sei recht oder unrecht.“

Eine ganze Flut von Zauber- und Beschwörungsbüchern verbreitete den Wahn der Magie in aller Welt. Bischof Schneider erzählt in „Der neue Geisterglaube“ folgenden Fall: Ein Herr von Matzuschkin schilderte einem Freunde eine Zauberhandlung bei den Tscherkessen:

„In der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um das ein Kreis mit schwarzen Schaffellen gelegt war. Auf diesem ging, in abgemessenem, taktmäßigem Schritte, langsam ein Schamane umher, indem er halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes, schwarzes, struppiges Haar bedeckte ihm fast ganz das aufgedunsene, dunkelrote Gesicht. Zwischen diesem Schleier blitzten unter den borstigen Augenbrauen ein Paar glühende, blutrünstige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Tierfellen, war von oben bis unten mit Ketten, Schellen, Stückchen Eisen oder Kupfer behängt. In der rechten Hand hatte er seine gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel in der Form eines Tamburins und in der linken einen Bogen. Sein Anblick war wild, fürchterlich, grauenerregend. Die Versammlung saß schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählich erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel. Der Schamane warf sich zur Erde nieder und, nachdem er etwa fünf Minuten unbeweglich dagelegen, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen, unterdrückten Geschreis aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her. Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefacht, es loderte hoch empor. Der Schamane sprang auf, stellte

seinen Bogen auf die Erde und, indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirn auf sein oberes Ende stützte, fing er an, zuerst langsam, dann allmählich immer rascher im Kreis um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dieses Drehen so lange gedauert hatte, daß mir vom bloßen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich ohne irgendein Anzeichen von Schwindel stehen und begann mit den Händen allerlei Figuren in die Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art Begeisterung seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang und mit unbegreiflicher Schnelligkeit seinen ganzen Körper auf die seltsamste Weise verzückte. Besonders auffallend war dabei sein Kopf, der sich unaufhörlich und mit solch einer Geschwindigkeit drehte, daß er einer an einem Bande umhergeschleuderten Kugel glich. Während all dieser Operationen hatte der Schamane einige Pfeifen des stärksten tscherkessischen Tabaks mit einer gewissen Gier geraucht und zwischen jeder einen Schluck Branntwein getrunken, welches beides ihm auf seinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dies und die Drehbewegungen mußten ihn denn doch endlich schwindlig gemacht haben; denn er fiel plötzlich zu Boden und blieb starr und regungslos liegen. Zwei der Anwesenden sprangen sogleich hinzu und begannen dicht über seinem Haupt ein paar große Messer gegeneinander zu wetzen. Dies schien ihn wieder zu sich zu bringen. Er stieß von neuem ein seltsames Klagegestöhn aus und fing an, sich langsam und krampfhaft zu bewegen. Die beiden Messerwetter hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin. Sein Anblick war scheußlich. Die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopf, sein ganzes Gesicht war über und über rot; er schien in einer völligen Bewußtlosigkeit zu sein, und außer einem leichten Zittern seines ganzen Körpers war keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm zu bemerken. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der linken die Zaubertrommel rasch und klirrend um seinen Kopf und ließ sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig verzückt sei und daß man sich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm; er stand da, regungslos, mit völlig leblosem Gesicht, und weder meine Fragen noch seine sogleich und ohne Nachsinnen darauf erfolgenden Antworten brachten auch nur die geringste Veränderung in seinen erstarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn

über den Verlauf und Erfolg unserer Expedition, von der gewiß niemand in der ganzen Gesellschaft auch nur den entferntesten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen, zwar etwas im Orakelstil, aber dennoch mit einer Art von Sicherheit, nach der man hätte schließen sollen, er sei ganz vertraut mit dem Hauptzweck sowie den Nebenumständen meiner Reise. Hier sind ein paar seiner Antworten möglichst wörtlich: ‚Wie lange wird unsere Reise dauern?‘ — ‚Über drei Jahre.‘ — ‚Werden wir etwas ausrichten?‘ — ‚Mehr als man bei dir zu Hause erwartet.‘ — ‚Werden wir alle gesund bleiben?‘ — ‚Alle, außer dir, aber krank wirst du nicht sein.‘ (Dies traf so ziemlich ein, denn Matzuschkin litt lange an einer Schnittwunde am Daumen, die durch öfteres Erfrieren sehr böse geworden war.) Ich fragte ihn unter anderem auch, wie es einem unserer Reisegefährten, dem Leutnant Anjou, von dem ich schon seit einiger Zeit getrennt war, jetzt ergehe. ‚Er ist jetzt drei Tagereisen von Balna, wo er einen fürchterlichen Sturm auf der Lena ausgehalten und nur mit Mühe sich gerettet hat.‘ (Dies bestätigte sich genau.) Auch von den großen blauen Augen meiner Braut redete er . . . Viele seiner Antworten waren indes so dunkel, ich möchte beinahe sagen poetisch, daß keiner meiner Dolmetscher instande war, sie mir zu übersetzen. Sie erklärten diese Aussprüche für hohe oder, wie sie es hier heißen, Märchensprache. Als nach mir alle Neugierigen in der Gesellschaft befriedigt waren, fiel der Schamane wieder hin und blieb unter den heftigsten Zuckungen und inneren Krämpfen ungefähr eine Viertelstunde auf dem Boden liegen. Man erklärte mir, daß während dieser Zeit die Teufel wieder aus ihm herausfahren, weshalb außer ihrem gewöhnlichen Weg, dem Rauchfang, auch noch die Tür geöffnet wurde. Ihr Abmarsch schien übrigens leichter vonstatten zu gehen als ihr Einzug, zu dem vier Stunden erforderlich waren. Endlich war alles vorüber. Der Schamane erhob sich, und auf seinem Gesicht lag der Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung eines Menschen, der aus einem tiefen Schlaf erwacht und sich in einer großen Gesellschaft befindet. Er betrachtete alle Umstehenden der Reihe nach, vorzüglich aber zog meine Person seine Aufmerksamkeit auf sich. Es schien, als erblicke er mich zum erstenmal. Ich wandte mich an ihn und erbat mir über einige seiner dunklen Aussprüche Erläuterungen. Er sah mich erstaunt an, indem er verneinend mit dem Kopf schüttelte, als habe er nie von etwas Ähnlichem gehört.“

Neben der Bezauberung durch magische Beschwörungsformeln glaubte man (und glaubt man in manchen Ländern, besonders im Orient, heute noch) an eine Bezauberung durch den *Bösen Blick*. Die Überzeugung, daß vom Auge eine unheilvolle Zauberkraft ausgehen kann, war besonders bei den alten Griechen und Römern weit verbreitet und war auch den alten Deutschen nicht fremd. In der Parsival-Dichtung ist vom „üblen Auge“ die Rede. Simrock läßt in dem Amelungenlied Gotlinde, die Gemahlin Dietrichs von Bern, dem Bösen Blick erlegen sein:

Nach Breisach mit Freunden zog Dietrich nun, der Held,
Da ward ihm seine Freude, ward all sein Glück vergällt.
Er fand da Gotelinden, die edelste der Frau'n,
An Bösem Blick gestorben und an gespenstischem Grau'n.

In der Zeit der Hexenprozesse wurde der Böse Blick mit dem Teufelsglauben in Zusammenhang gebracht. Im „Hexenhammer“ ist immer wieder vom Bösen Blick die Rede. — Nach einer alten Sage soll der Böse Blick eines der Übel sein, das der Büchse der Pandora zuerst entwich und Not und Elend ohne Maß brachte. Dieser Wahn wurde besonders bei den orientalischen Völkern heimisch und ist heute noch, vor allem in Italien, weit verbreitet. Hier nennt man die Menschen mit dem Bösen Blick Jettatori (Gettatori, das heißt, Menschen, die wie Pfeile ihren unheilbringenden Blick auf andere werfen). Ein Mensch mit stechenden oder schielenden Augen kommt in Italien schnell in den Ruf, ein Jettatore zu sein. So galt Heinrich Heine mit seinen schielenden Augen und gefärbten Brillengläsern als einer der gefürchtetsten Träger des mal'occhio, ebenso der Dichter Lord Byron. Auch der deutsche Kaiser Wilhelm II. war in den Augen der Italiener ein Jettatore. Als einmal beim Besuch des Kaisers in Italien das Festessen im Quirinal beginnen sollte, fiel beim Eintritt des Kaisers in den Saal ein schwerer Kronleuchter herunter. Ein Abgeordneter und ein Staatsrat, die der Festlichkeit beiwohnten, sahen sich darob entsetzt an, und der eine flüsterte dem anderen zu: „È proprio Jettatore!“ („Er hat wahrhaftig den Bösen Blick!“)

Der Böse Blick soll die Eigenschaft haben, durch bloßes Ansehen Menschen, Tieren, Pflanzen zu schaden und selbst leblose Dinge, wie Lebensmittel, Brun-

nen und Quellen, Haus und Hof, zu verderben, und zwar auch dann, wenn der Träger des mal'occhio dessen gar nicht bewußt ist. Ohne seinen Willen soll sich dieser magische Zauber auswirken. Der Böse Blick soll in der Regel angeboren sein, er kann aber auch erworben werden, wenn man zum Beispiel auf dem Friedhof ein Sargbrett mit einem Astloch sucht und hindurchschaut. Auch durch verschiedene Krankheiten, etwa Gelbsucht oder Aussatz, auch durch Trunkenheit kann man zum Jettatore werden. Nicht bloß Menschen, sondern auch Tieren, ganz besonders dem Pfau, schreibt man den Bösen Blick zu. Im Volke heißt es: „Wer Pfauenfedern im Haus hat, wird oft den Doktor rufen müssen.“ Als vor ein paar Jahrzehnten in London ein Theater eröffnet wurde, in dem die Brüstungen der Logen mit gemalten Pfauen geschmückt waren, weigerten sich die Schauspieler, die ja bekanntlich zu den abergläubischsten Menschen gehören, aufzutreten. Man mußte den Schmuck wieder von den Logen entfernen.

Dem Schadenzauber des Bösen Blickes sind nach der abergläubischen Vorstellung am meisten die kleinen Kinder ausgesetzt, junge Leute, besonders Brautleute und Frauen in der Hoffnung. Begreiflicherweise suchte man zu aller Zeit nach geeigneten Schutzmitteln gegen die Verzauberung durch den Bösen Blick. Die verschiedensten Amulette und Talismane sollen wirksame Abwehrrauber sein; sie müssen aber offen und sichtbar getragen werden, damit das mal'occhio auf sie gelenkt und von der Person ihrer Träger abgezogen wird.

In Italien trägt man zur Abwehr des mal'occhio meist Amulette in Form eines Hörnchens oder man macht wenigstens, wenn der Böse Blick droht, eine entsprechende Handgebärde, indem man die Faust mit vorgestrecktem Zeige- und Kleinfinger zeigt, was im Italienischen *far le cornu* heißt. Die Herren hängen ein kleines, gewundenes Horn aus Gold, Silber oder einfachem Plastikmaterial an den Zündschlüssel ihres Wagens, das sie vor dem Bösen Blick und möglichen Unfällen bewahren soll. Fernfahrer binden manchmal sogar richtige Ochsenhörner an die vordere Stoßstange ihres Wagens.

Der Talmud gibt folgendes Abwehrmittel an: „Derjenige, der hineingeht in eine Stadt und fürchtet sich vor dem Bösen Auge, der nehme den Daumen seiner rechten Hand und sage folgendes: ‚Ich, N. N., Sohn des N. N., stamme ab von dem Samen Josefs, welchen nicht beherrschen kann ein Böses Auge.‘ —

Wenn er sich aber fürchtet vor seinem eigenen Bösen Blick, so sehe er auf seinen linken Nasenflügel.“

Die Ursache des Bösen Blickes sah man teils in „Neidstrahlen“, die wie vergiftete Pfeile aus dem Auge herausfahren, oder in einer von Haß und Neid verderbten Seele, vielfach auch in einer dämonischen Beeinflussung. Thomas von Aquin war der Meinung, wenn eine Seele sehr stark zur Schlechtigkeit erregt werde, dann werde ihr Blick schädlich und giftig, namentlich für kleine Kinder, die einen zarten Körper haben und deshalb für solche Eindrücke sehr empfänglich sind. Er räumt die Möglichkeit ein, daß dies mit Erlaubnis Gottes oder auch durch einen geheimen Vertrag durch die Bosheit der bösen Geister geschehe. Aber man braucht weder an eine besondere Zulassung Gottes noch an eine Einwirkung des Teufels zu denken. Der Aberglaube des Bösen Blickes kann ganz natürliche Ursachen haben. Es ist doch allgemein üblich, von einem durchbohrenden, niederschmetternden, tötenden, beglückenden Blick zu sprechen. Wer von uns hätte noch nicht erlebt, wie ein gehässiger, boshafter, scheeler Blick die Seele in Unruhe und Aufregung versetzen kann! Auch ungewöhnliche Erscheinungen an Menschen- und Tieraugen, zum Beispiel der phosphoreszierende, funkelnde Blick mancher Tiere, wie der Katzen, Wiesel, Marder, Schlangen („Basiliskenblick“), hat wohl dazu geführt, im Auge einen Sitz der Seele zu suchen und zu glauben, die Seele könne unter gewissen Umständen ihren Sitz verlassen und auf die Außenwelt einwirken.

Bei den Dreharbeiten zu dem Film „Die Unschuldigen“ gerieten Anthony Quinn und seine japanische Partnerin Yoko Tani wiederholt heftig aneinander. Eines Tages riß der Schauspielerin die Geduld und sie sagte: „Ich versichere Ihnen, Mister Quinn, ich habe den Bösen Blick. Er ist in meiner Familie seit siebenhundert Jahren erblich. Wenn Sie mich noch lange ärgern, verhexe ich Sie. Zur Warnung mache ich Ihnen erst einmal einen Pickel mitten auf die Nase, gleich morgen, wenn Ihre Großaufnahme an der Reihe ist.“ Die Stunde der Großaufnahme kam, und Anthony Quinn hatte einen knallroten Pickel mitten auf der Nase. Seitdem machte der ganze Drehstab einen vorsichtigen Bogen um die zornige Yoko Tani.

Bei diesem Vorkommnis brauchte natürlich keinerlei Zauber oder dämonischer Einfluß im Spiel zu sein. Daß der Schauspieler den angedrohten Pickel bekam, war gewiß eine Wirkung der Suggestion.

Im allgemeinen aber handelt es sich beim Bösen Blick um einen Aberglauben, der oft genug unschuldige Menschen in schlimmen Verdacht bringen und dadurch Unheil anrichten kann.

In das Gebiet des Bösen Blickes dürfte in etwa auch dieser Vorfall zu rechnen sein:

In Halévis Oper „Jettatore“ sang der französische Opernsänger Massol in der Partie des Königs Karl VI. die große Fluch-Arie mit einem solchen, man möchte fast sagen dämonischen Gefühlsausbruch, daß sie einzelnen Personen geradezu zum Verhängnis wurde. Bei der Aufführung der Oper in Paris sang er die Arie bereits in der Generalprobe so mitreißend und grauenerregend, daß eine Choristin, die in einer Seitenkulisse stand und den Blick des Sängers auf sich gerichtet fühlte, plötzlich einen Schrei ausstieß und ohnmächtig zu Boden sank. Sie bekam ein heftiges Nervenfieber, so daß sie mehrere Monate im Krankenhaus liegen mußte. Sie konnte sich nie wieder von dem Schock erholen.

Als Massol bei der Erstaufführung seine Arie nach Anweisung der Regie in den Kulissenhimmel hineinfluchte und mit einem teuflischen Gelächter abschloß, sauste, während das Publikum noch begeistert Beifall klatschte, von oben ein dunkler Körper auf die Bühne herab und blieb mit einem dumpfen Aufschlag tot vor den Füßen des Sängers liegen. Es war ein Maschinist, der sich weit über die Brüstung hinausgebeugt hatte, um den Sänger besser sehen zu können.

Bei einer Wiederholung der Oper sah Massol, während er die Fluch-Arie sang, nicht mehr nach oben, sondern geradeaus ins Orchester, auf den Dirigenten. Die Zuschauer spendeten jubelnd Beifall — dem Dirigenten aber wurde übel, er konnte die Oper nicht zu Ende dirigieren, er bekam einen Schüttelfrost, und ein plötzlicher Herzschlag machte seinem Leben ein Ende. Bei einer erneuten Aufführung vermied es Massol ängstlich, bei der mit dem satanischen Gelächter endenden Arie jemand anzublicken, er wandte sich gegen die rechte Seitenloge, die er für unbesetzt hielt. Er wußte nicht, daß wenige Minuten zuvor ein verspäteter Theaterbesucher, ein junger Kaufmann, sich dort niedergelassen hatte. Wieder ertönte das gräßliche Gelächter am Schluß der Arie. Der junge Kaufmann fühlte sich dabei wie gelähmt; am nächsten Morgen erkrankte er, bekam einen epileptischen Anfall und starb!

Kein Wunder, daß Massol über die Wirkung seines Gesangs zutiefst erschüttert war und sich selber schwor, nie mehr in dieser Rolle aufzutreten. Auf das stürmische Verlangen des Theaterpublikums entschloß er sich jedoch, noch einmal die Bühne zu betreten, aber nicht mehr in der Oper „Jettatore“ mit der verhängnisvollen Fluch-Arie, sondern in Rossinis „Wilhelm Tell“. Es wurde eine glänzende Vorstellung in der Pariser Oper. Die vornehmsten Kreise der Hauptstadt hatten sich an jenem Januartag des Jahres 1858 eingefunden. In dem Augenblick, als Massol als Tell die Bühne betrat, wurde in unmittelbarer Nähe des Theaters auf das Kaiserpaar, das auf der Fahrt zur Oper war, ein Attentat verübt. Das Herrscherpaar blieb unverletzt, aber mehrere hundert andere Personen, die sich zufällig auf dem Platz befanden, wurden getötet. Von da an trat Massol nie wieder auf. (Nach Ch. Waldemar.)

Die Rache des Pharaos

Ragusa vorgelagert ist die Insel Lacrona. Einst hausten Mönche auf ihr. Von der Insel gewaltsam vertrieben, sollen die Mönche über das Land und seine späteren Bewohner einen Fluch ausgesprochen haben. Seltsamerweise sind alle späteren Besitzer eines unnatürlichen, gewaltsamen Todes gestorben: Kaiser Maximilian von Mexiko, Kronprinz Rudolf von Österreich, König Ludwig II. von Bayern, Erzherzog Franz Ferdinand . . .

Eine ähnlich gruselige Geschichte ist die Sage vom Fluch der Pharaonen. Die Quelle, der sie entfloß, liegt im Dunkel. Lange Zeit für bare Münze genommen, hat der „Fluch des Pharaos“ heute seine Unheimlichkeit eingebüßt und sich als Märchen entpuppt. Er ist nicht anders zu bewerten als die von allen Ägypten-Touristen bestaute Geschichte von dem unverwüstlichen Mumien-Weizen. Drei- oder viertausendjährige Samenkörner aus altägyptischen Königsgräbern sollen ihre Keimfähigkeit angeblich bis heute nicht eingebüßt haben. Es wäre seltsam, wenn die Fremdenführer diesen Aberglauben nicht weidlich ausnützten und damit gute Geschäfte zu machen wüßten. Die sensationslüsternen Touristen nehmen die Weizenkörner, die sie zwischen den Ritzen der Königsgräber finden, arglos als „Mumien-Weizen“ an und merken nicht, wie sich ihre gerissenen Führer ins Fäustchen lachen. Diese sorgen natürlich, daß die Weizenkörner in den Gräbern nicht ausgehen.

Die dänische Provinzzeitung „Randers Dagblad“ berichtete vor etlichen Jahren, daß es einem dänischen Landwirt gelungen sei, eine Weizensorte aus dem alten Ägypten anzubauen, die den tausendfachen Ertrag liefere. (Der übliche, „moderne“ Weizen trägt normalerweise nur zwanzig- bis dreißigfach.) Ein Berichterstatter dieser Zeitung wollte diesen Weizen bei dem Landwirt Lorentzen selbst gesehen haben. Jeder Halm trage sechs Ähren und an jeder Ähre seien etwa 160 Körner. Der ganze Fruchtstand sei etwa handbreit. Ein Freund von Lorentzen habe einige Körner dieses Weizens während archäologischer Studien im Land der Pharaonen gefunden.

Natürlich war der Bericht eine ausgewachsene Zeitungssente der heißen Hundstage. Bei dem märchenhaften Mumienweizen handelt es sich allerdings um ägyptischen Weizen, aber um einen solchen, dessen Körner nach Europa gelangten, wenn Mumien, in Stroh verpackt, verschickt wurden.

Ein Märchen wie die Kunde vom Mumien-Weizen ist auch die Sage vom angeblichen Fluch des Pharaos.

Keine Herrscher haben soviel Mühe darauf verwendet, ihre Gräber zu schützen, wie die ägyptischen Pharaonen. Nichts ließen sie unversucht, ihre Grabkammern vor unwillkommenen Besuchern zu sichern. Sie errichteten riesige Steinbauten oder schlugen tief in den Felsen Höhlen, die nur durch geheime Zugänge erreichbar waren. Ihre Anstrengungen waren jedoch weithin vergebens, denn fast jedes Pharaonengrab, das entdeckt wurde, erwies sich als von Räufern ausgeplündert und entweiht. Auch der Fluch, den die Pharaonen jedem Entweiher ihrer Grabstätten angeblich androhten, zeigte sich als nicht kräftig genug. „Der Tod wird auf schnellen Schwingen zu dem kommen, der die Ruhe des Pharaos stört.“ So soll der Fluch gelautet haben, den Tut-ench-Amun als warnende Inschrift am Eingang seines Grabes angebracht haben soll.

Eine Reihe ungewöhnlicher Todesfälle unter den Männern, die an der Entdeckung des Grabes von Tut-ench-Amun beteiligt waren, gab dem Glauben an den angeblichen Fluch des Pharaos gewaltigen Auftrieb. Wenige Wochen schon nach der Öffnung des Königsgrabes verstarb der als hauptsächlichster Geldgeber an der Ausgrabung maßgebend beteiligte Lord Carnavon am 5. April 1923 im Alter von 63 Jahren. Ein Moskitostich hatte seinen Tod herbeigeführt. Sofort lief das Gerücht von der Rache des Pharaos durch die

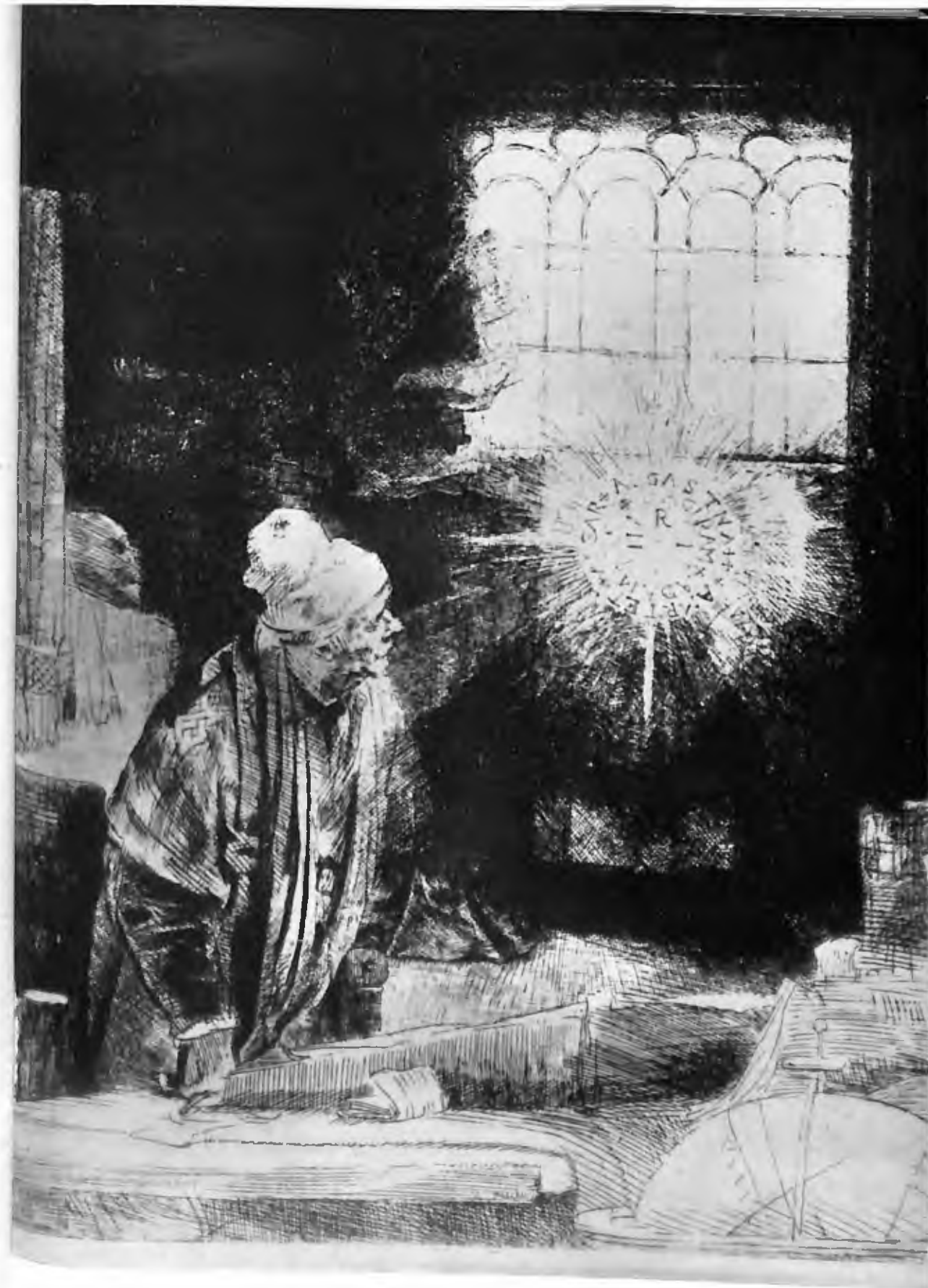
Länder. Dieses Gerücht erhielt neue Nahrung, als nach einem halben Jahr auch Lord Carnavons Stiefbruder Aubrey Herbert, der ebenfalls das Königsgrab besucht hatte, durch Selbstmord in geistiger Umnachtung starb. Im Februar 1929 erlag Lord Carnavons Stiefmutter, Lady Elisabeth, ebenfalls einem angeblichen Insektenstich. Wenn irgend jemand, der das Grab des Pharao besucht oder mit seiner Entdeckung und Ausgrabung zu tun gehabt hatte, unerwartet starb, so wurde sein Tod dem Fluch des Pharao zugeschrieben. Der Archäologe Professor Lauffleur von der kanadischen Universität starb auf angeblich geheimnisvolle Weise im Februar 1924. Ein paar Monate später beging ein junger englischer Ägyptologe Selbstmord und hinterließ einen Brief, in dem die Worte standen: „Ich wußte, daß auf mir ein Fluch ruhte.“ Ungefähr zur gleichen Zeit starb Sir Archibald Douglas Reid, der die Mumie Tut-ench-Amuns geröntgt hatte. Ein Fotograf, der nach Ägypten gekommen war, um den Sarkophag zu fotografieren, erblindete und starb bald darnach. Zwei Jahre später starben ganz plötzlich zwei französische Ägyptologen, die bei der Öffnung des Grabes zugegen waren: die Dr. Georges Benedite und Pasanova. Aber die angebliche Rache des Pharao ging noch weiter. Eine deutsche Zeitung brachte im Februar 1930 diesen Drahtbericht: „Heute sprang der achtundsiebzigjährige Lord Westbury aus dem Fenster seiner im siebenten Stock gelegenen Wohnung und war auf der Stelle tot. Sein Sohn, der seinerzeit als Sekretär des Forschers Carter an den Tut-ench-Amun-Ausgrabungen beteiligt war, ist im November vorigen Jahres in seiner Wohnung tot aufgefunden worden, obwohl er abends in bester Gesundheit zu Bett gegangen war; die genaue Todesursache konnte nicht festgestellt werden.“ Andere seltsame Todesfälle folgten. Sool Joel, ein südamerikanischer Millionär, der auf dem Nil mit seiner Jacht gesegelt war, fiel die Treppe hinunter und erlag einem Herzschlag. Zwei Ägypter, die behaupteten, von den Pharaonen abzustammen, endeten auf ungewöhnliche Weise: Prinz Ali Fahmy wurde im Savoy-Hotel zu London erschossen, und sein Bruder Hallah Bey nahm sich das Leben. Nach dem plötzlichen Tod der beiden Ägyptologen A. Lythgoe und A. C. Mace starb auch A. Weigall, zur Zeit der Gräberöffnung Inspektor der ägyptischen Altertümer, an einem „unbekannten Fieber“. Professor James Breasted von der Universität Chikago, der an den Ausgrabungen aktiv teilgenommen hatte, starb 1935. Sein Tod wurde einer schweren Infektion

zugeschrieben. Er hatte vorher öffentlich erklärt: „Ich jedenfalls trotz dem Fluch. Wenn ihm irgendjemand ausgesetzt war, dann ich, denn ich habe zwei Wochen lang im Grab geschlafen und sogar meine Mahlzeiten dort eingenommen, und ich habe mich nie in meinem Leben wohler gefühlt!“ Nicht vom „Fluch des Pharao“ getroffen wurde Howard Carter, der an der Entdeckung und „Ausplünderung“ des Grabes den größten Anteil hatte. Er lebte noch 17 Jahre nach der Graböffnung und starb erst 1939 im Alter von 69 Jahren. Drei andere berühmte Ägyptologen, die ihr Leben damit zugebracht hatten, die Gräber der Pharaonen freizulegen, lebten gleichfalls bis ins hohe Alter. Sir W. Budge, der erklärt hatte: „Ich habe in vielen Ländern Mumien ausgegraben, und trotzdem hat sich kein Fluch auf mein Haupt gesenkt“, starb 1934 im Alter von 77 Jahren, und Professor Flinders Petrie starb 1942 im Alter von 89 Jahren. Professor Percy E. Newberry, der das Grab des Tut-ench-Amun als erster betreten hatte, lebte bis 1949 und verschied im Alter von 80 Jahren. Bei ihnen zeigte sich nichts von der Auswirkung eines angeblichen Pharaonfluches. Der deutsche Ägyptologe Professor G. Steindorff ging dem Gerücht von dem Fluch des Pharao nach und konnte feststellen, daß die Nachrichten über den geheimnisvollen Tod einzelner Ägyptologen in einer Reihe von Fällen nicht stimmen. Die beiden Westbury zum Beispiel hatten nicht das Geringste mit dem Grab und mit der Mumie zu tun, weder direkt noch indirekt. Mace war schon krank, ehe er sich entschloß, Carter bei der Ausgrabung des Pharaongrabes zu helfen. Die Ansicht, daß die Sterbefälle der oben genannten Ägyptologen auf „geheimnisvolle Insektenstiche“ oder auf Einwirkung schädlicher Mikroben zurückgingen, erwies sich als falsch. In den letzten Jahren wollte Professor Taha von der Universität-Kairo einen *Virus* entdeckt haben, der nach seiner Meinung die Ursache der vielen geheimnisvollen Todesfälle sei, die sich um das Grab des Tut-ench-Amun zugetragen haben. „Die Entdeckung des Virus“, schreibt Professor Taha, „hat ein für allemal den Aberglauben zerstört, daß die in antiken Gräbern arbeitenden Forscher durch eine Art Verwünschung getroffen würden. Die Wissenschaftler wurden lediglich Opfer von Krankheitserregern, mit denen sie bei ihrer Tätigkeit in Berührung kamen.“ Ein Vierteljahr nach diesem Bericht über den angeblichen Virus verunglückte Dr. Taha auf der Autobahn Kairo—

Suez tödlich. Wie es auf der wenig befahrenen Straße zu einem Unfall kommen konnte, war und blieb der Polizei rätselhaft. Der Eindruck, den die Unglücksnachricht in Kairo erregte, war ungeheuer. Viele Leute glaubten, eine plausible Erklärung für den merkwürdigen Verkehrsunfall gefunden zu haben: Der „Fluch des Pharaos“ habe nun auch Dr. Taha erreicht, hieß es.

Es ist aber erwiesen, daß ein Virus als Todesursache der bei den Ausgrabungen beteiligten Männer nicht in Frage kommen kann. Gelehrte erklären, daß Bakterien, Viren, die anfänglich in dem Pharaongrab gewesen sein mögen, schon vor Tausenden von Jahren erloschen sind, ehe sie ihr Zerstörungswerk an den Entdeckern des Grabes beginnen konnten. Der Tod all dieser Männer, die mit dem Grab des Tut-ench-Amun zu tun hatten, erwies sich als natürlich. Eine Inschrift, die den Störern der Grabesruhe einen Fluch androht, gibt es nicht im Grab des Tut-ench-Amun. Auf einigen Figürchen der Grabkammer finden sich wohl schützende Beschwörungsformeln. Diese sollten aber nur den Feind des Osiris verscheuchen, in welcher Gestalt er auch komme. Diese magischen Sprüche richteten sich gegen böse Geister und Dämonen.

Die Geschichte vom „Fluch des Pharaos“ ist ein Märchen, dem keine Tatsachen zugrunde liegen.



Sind Träume immer Schäume?

Bei den alten heidnischen Völkern war die Traumdeuterei weit verbreitet. Die älteste uns bekannte Urkunde über Traumdeutung ist eine fast 4000 Jahre alte Papyrusrolle im Britischen Museum. Darin sind Träume, die eine gute Bedeutung haben sollen, mit schwarzer Farbe aufgezeichnet, Träume mit ungünstiger Bedeutung mit roter Farbe. Aristoteles und Demokrit waren überzeugt davon, daß es weissagende Träume gebe, wenn sie auch nicht glaubten, daß diese Träume von den Göttern gesandt, sondern die Wirkungen natürlicher Ursachen seien. Auch Plinius der Ältere neigte zum Glauben an bedeutsame Träume, wenngleich er alle übernatürliche Offenbarung der Zukunft leugnete. Er erzählt als unzweifelhafte Tatsache, daß ein Soldat der römischen Kaisergarde, der durch den Biß eines tollen Hundes sterbenskrank geworden war, durch ein Mittel geheilt worden sei, das seiner in Spanien lebenden Mutter ein Traum geoffenbart hatte. Ohne vom Unfall des Sohnes etwas zu ahnen, hatte ihm die Mutter dieses Mittel in einem Brief mitgeteilt, der gerade noch zur rechten Zeit ankam, um den Kranken entgegen aller Erwartung zu retten.

Die Ägypter und Griechen hatten eigene Traumgottheiten. Plato nahm an, daß die Seele im Traum von den Banden des Leibes befreit und eines rein geistigen Schauens fähig sei. Origenes schrieb, es sei allen, die an eine Vorsehung glauben, gewiß, daß es im Traum Erscheinungen gebe, die die Zukunft offenbaren, sei es deutlich, sei es in Rätseln.

Der Glaube an die Bedeutung der Träume war in alten Zeiten so allgemein, daß selten von einem wichtigen Ereignis berichtet wird, ohne daß zugleich ein Traum mitgeteilt wird, der es ankündete. Die hervorragendsten Männer räumten Träumen den größten Einfluß auf ihre Handlungen ein. Man ließ sich durch sie zu Unternehmungen jeder Art bestimmen. Der im ersten Jahrhundert nach Christus lebende Arzt Galen schrieb sein Werk über Mathematik auf Veranlassung eines Traumes. Durch einen Traum seines Vaters war er zum Medizinstudium bestimmt worden. Auch in der Behandlung seiner Kranken ließ er sich vielfach von Träumen leiten, und zwar, wie man sagt, mit bestem Erfolg. Der römische Schriftsteller Sueton mühte sich, für den Termin einer Gerichtsverhandlung, in der er die Verteidigung führen sollte, eine Verschiebung zu erreichen, da ein Traum ihm einen ungünstigen Ausgang verkündet hatte. Kaiser Augustus ließ sich durch einen Traum bewegen, alljährlich an einem bestimmten Tag und an einem bestimmten Ort den Vorübergehenden wie ein Bettler die Hand hinzuhalten und die Kupfermünzen in Empfang zu nehmen, die sie ihm reichten. Mark Aurel dankte den Göttern, daß sie ihm im Traum Verordnungen gegen seine körperlichen Beschwerden gegeben hatten. Cassius Dio schrieb ein Buch über die Träume, welche die Herrschaft des Septimius Severus vorausverkündeten. Auch seine große römische Geschichte begann Cassius Dio auf die Weisung der Gottheit im Traum. Aristides will im Traum häufig von Asklepios Anweisungen erhalten haben, zu dichten und Reden zu halten. „Wie der Gott einem Faustkämpfer im Traum die Kunstgriffe eingab, durch die er einen berühmten Gegner niederwarf, so hat er mir Kenntnisse und Lieder und Stoff zu Reden vorgeschrieben und dazu die Gedanken und den Ausdruck, wie der Lehrer den Knaben die Buchstaben.“ Der an Gicht leidende Konsul und Schriftsteller Fronto, der Asklepios um Angabe einer Kur gebeten hatte, träumte, er wandle vor der Stadt umher. Und in der Tat wurde er durch fortgesetztes Umhergehen erheblich gebessert.

Wie sehr die Traumdeutung verbreitet und geradezu als Wissenschaft anerkannt war, zeigt das auf uns gekommene Traumbuch des Artemidor aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus. Dieses Buch erlangte förmlich Weltbedeutung für die Auswertung der Träume als Richtschnur künftigen Verhaltens. Artemidor hatte sein ganzes Leben für die Erforschung der Träume eingesetzt,

alle erreichbaren Traumbücher studiert und durch weite Reisen seine Kenntnisse durch Erfahrung zu bereichern bestrebt. In fünf Büchern hat er alle überlieferten Traumauslegungen zusammengestellt. Aus diesem Werk haben alle die unzähligen Traumbücher bis auf unsere Tage herein geschöpft. Sie sehen sich alle gleich wie ein Ei dem anderen und sind alle auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit der urteilslosen Masse eingestellt. Unvernünftig ist es, zu glauben, man könne in einem Traumbuch die Bedeutung der Träume nachschlagen wie in einem Lexikon. Denn die Träume können für verschiedene Menschen und in verschiedenen Lebenslagen und Lebensaltern eine wesentlich verschiedene Bedeutung haben. Es soll nicht bestritten werden, daß die Träume eines Menschen bisweilen über gewisse Vorgänge und Zustände in seinem Innern Aufschluß geben können. Aber dies zu erschließen ist Sache eines Fachmannes, eines wissenschaftlich geschulten Seelenforschers, nicht eines ägyptischen, chaldäischen oder sonstigen „Traumdeuters“. Die üblichen Traumbücher gehören zu den übelsten Erscheinungen der Kolportageliteratur. Sie lähmen die Entschlußkraft und vernichten den Glauben an die göttliche Vorsehung. Ihre Benützung ist sündhafter Aberglaube.

So töricht es ist, Traumbücher zu Rate zu ziehen, so töricht wäre es aber auch, die Bedeutung der Träume völlig zu verwerfen. Es ist allgemein bekannt, welche Rolle der Traum in der Heiligen Schrift spielt. Gott hat die Heilsgeschichte des Alten und Neuen Bundes öfter entscheidend durch Träume gelenkt, die er entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von Engeln einzelnen Menschen schickte.

Dem Patriarchen Jakob zeigte der Herr im Traum durch das Bild der Himmelsleiter die Allgegenwart Gottes und das Walten der Engel. Der ägyptische Josef wird in Träumen auf seine künftige hohe Bedeutung hingewiesen. Im Gefängnis weiß er die Träume des Mundschenken und Hofbäckers zu deuten und den Traum des Königs von den fetten und mageren Kühen und den vollen und dünnen Ähren auszulegen. Gedeon erfährt den bevorstehenden Sieg durch den Traum vom rollenden Gerstenbrot. Daniel legt dem König Nabuchodonosor den Traum von der Bildsäule aus Gold, Silber, Erz, Eisen und Ton in weltgeschichtlicher Schau aus. Elias erhält im Traum durch einen Engel Weisungen. Auch im Neuen Testament zeigt sich wiederholt die göttliche Führung durch Träume. Der heilige Josef erhält im Traum die Offenbarung von der

Menschwerdung Gottes, die Weisung, nach Ägypten zu fliehen, und später wieder die Aufforderung zur Rückkehr ins Judenland. Die Weisen aus dem Morgenland werden durch einen Traum vor Herodes gewarnt. Die Frau des Pontius Pilatus hat einen schreckhaften Traum wegen des Heilandes, über dessen Leben oder Tod ihr Mann urteilen sollte. Dem Apostel Paulus wird eine Reihe bedeutsamer Träume gesandt... Welche Bedeutung die Heilige Schrift Träumen beilegt, zeigt das Buch Job, wo es heißt: „Im Traum, im nächtlichen Gesicht, wenn Tiefschlaf auf die Menschen fällt, öffnet Gott das Ohr der Menschen und gibt so ihnen Zeichen, um sie abzuhalten von einer Tat und vor dem Übermut zu schützen...“ (Job 33, 15 f.) Allerdings finden sich in der Bibel auch zahlreiche Warnungen vor den Träumen: „Träume sind nichts anderes als ein Bild ohne Wesen“ (Sir 34, 3). „Wer auf falsche Träume etwas hält, ist wie einer, der nach Schatten greift und Wind fangen will... Träume regen Toren auf“ (Sir 31, 1. 2). „Merkt nicht auf eure Träume, die ihr träumt! Laßt nimmer euch verführen von euren Sehern unter euch, von euren Wahrsagern! Auf eure Traumerzähler hört nicht! Lüge prophezeien sie euch in meinem Namen. Ich habe sie nicht gesandt“ (Jer 29, 8).

Wenn ein Traum von Gott kommt und Gott sich des Traumes bedient, um den Menschen eine Offenbarung zu geben, was zu den seltensten Ausnahmen gehört, dann sorgt er auch, daß der Traum als von ihm geschickt erkannt wird. Wer von uns hätte ein Recht darauf, in seinem Leben derartige übernatürliche Eingriffe Gottes zu erwarten? Siebenthal sagt in seinem Buch „Die Wissenschaft vom Traum“: „Es mag sein, daß ein Traum eine Offenbarung Gottes ist; aber das ist selten, und wenn, dann muß Ausschluß alles Widergöttlichen vorhanden sein. Wenn Gott einen Offenbarungstraum schickt, so steht das seiner Souveränität frei, aber nur er kann dann die Deutung geben.“

In unserer Zeit gehen die Ansichten der Gelehrten über den Traum weit auseinander. Während manche Psychologen im Traum nichts als ein sinn- und zusammenhangloses Spiel von Bildern und Begebenheiten sehen, ausgelöst durch die mannigfachsten Reize (Hunger und Durst, Verdauung, überladener Magen, Genußgifte, verkehrte Lage usw.), sind andere der Anschauung, daß sich im Traum eine Seelenkraft zeigt, die einer sehr scharfen Selbstbeobachtung fähig ist und Aufschlüsse und Warnungen und Einsichten gibt, die dem

wachen Bewußtsein fehlen. Der Traum ist eine Art Selbstgespräch der Seele in Bildern über alle Anliegen des Menschen. Es ist, wie der Kirchenvater Ambrosius schrieb: „Während der Leib ruht, wacht der Geist. Er wiederholt häufig im Schläfe, was man vorher gelesen hat. Er vollendet das, was man plant, und er sagt, was man tun muß.“

Ohne Übertreibung kann man wohl ganz allgemein sagen: In den Träumen liegt viel Irrtum und wenig Wahrheit. Die meisten Träume sind für die Zukunft völlig belanglos. In der Regel ist es so: Was man sich wünscht, das spinnt sich im Traum gern weiter. Der Traum zeigt die Zukunft, von der wir wünschen, daß sie eintritt oder deren Eintreffen wir befürchten, aber nicht die Zukunft, die wirklich eintreffen wird. Im Traum zeigt sich eine vielseitige Tätigkeit der Seele. Das Träumen reicht vom sinnlosen Durcheinanderwerfen der Tageseindrücke über die Erfüllung von Wünschen und Trieben bis zu wertvollen Äußerungen aus dem Bewußtseinsreichtum der Seele. Es ist nicht zu leugnen, daß manchmal im Traum außerordentliche Leistungen der Seele vorkommen.

Die Seele kann im Unterbewußtsein des Traumes manchmal Aufgaben lösen, um die sich der wache Mensch vergeblich bemüht. So grübelte der Erfinder der Nähmaschine jahrelang darüber nach, wie man den Faden mit einer Nadel maschinell durch den Stoff ziehen könnte, ohne daß er einer Lösung der Frage näherkam. Da träumte ihm, er sähe einen langen Zug lanzenbewehrter Reiter. Das Auffallende war, daß die Lanzen nahe an der Spitze ein deutliches Loch hatten. Er erwachte und erkannte die gesuchte Lösung des Problems: die Maschinennadel muß im Gegensatz zur Nähadel an der Spitze die Öse für den Faden erhalten.

Richard Wagner hatte sich auf der Fahrt nach Italien in einem Gasthaus todmüde auf ein hartes Ruhebett gelegt. Von einem Halbschlaf befallen, war es ihm, als versinke er in ein stark fließendes Wasser. Das Fließen wurde ein Strömen. Für Wagners Ohr hatte es den Klang des Es-Dur-Akkordes. In unaufhörlichen Brechungen wogte es dahin, in wachsender Bewegung, ohne daß der reine Dreiklang von Es-Dur sich änderte. Wagner taumelte jäh aus dem Halbschlaf empor. Ihm war, als brausten die Wogen über ihn hin. Er hatte plötzlich das Motiv des Orchestervorspiels zu Rheingold gefunden, nach dem er schon lange gesucht hatte. — Auch Händel ist das große Halleluja

im „Messias“ als Traumkomposition geschenkt worden. Der berühmte Chemiker Kekulé fand seine wichtige Benzoltheorie in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen. Der Chirurg Esmarch kam auf ähnliche Weise zur Erfindung der künstlichen Blutleere. Er hatte mehrere Kranke, die an den Gliedern operiert waren, durch Blutverlust verloren und sann vergeblich nach, wie er diesem Unglück für die Zukunft steuern könnte. Da erwachte er des Nachts während eines Traumes, und plötzlich kam ihm im Halbschlaf der Gedanke, das zu operierende Glied mit einem Gummischlauch so fest abzuschnüren, daß der Blutzufluß zu dem betreffenden Glied völlig aufhörte. Bei Tagesanbruch schnürte er sich einen Finger mit einem dünnen Gummischlauch ab. Nachdem er sich von der Wirksamkeit dieses Verfahrens überzeugt hatte, setzte er es mit größtem Erfolg in die Praxis um. — Der Berliner Arzt Dr. Bier, der diesen Fall berichtete, meinte dazu: „Daß große Entdeckungen und Erfindungen im träumenden Halbschlaf gemacht werden, das trägt sich im Kleinen bei sehr vielen Menschen und sehr oft zu. Wie viele Männer, die geistig arbeiten, haben neben dem Bett auf ihrem Nachttisch Schreibzeug liegen, um Einfälle und Erinnerungen, die ihnen während des Traumes kommen, zu Papier zu bringen, weil sie ihnen sonst wieder entschwänden.“

Im Traum schöpft die Seele aus dem Unbewußten und findet so manchmal überraschende Erkenntnisse. Öfter schon wurden die zur Heilung einer Krankheit dienlichen Heilmittel geträumt. Diesen Vorgang kannte schon das Altertum im sogenannten Tempelschlaf, der in Griechenland, Ägypten und Rom üblich war. Kranke sollen beim Schlaf im Tempel Ratschläge für ihre Heilung erhalten haben und führten diese Heilträume auf den Heilgott Askulap zurück. In unserer Zeit hat der amerikanische Heilträumer Edgar Cayce viel von sich reden gemacht. Er versenkte sich in Schlaf und konnte dann die Art der Krankheit und das passende Heilverfahren angeben. Von 1910 bis zu seinem Tod (1945) hat er gegen 30.000 Fälle behandelt. Einmal war eine Frau so schwer an Tuberkulose erkrankt, daß ihr der Facharzt nur mehr ein paar Wochen des Lebens zuerkannte. In Gegenwart eines Spezialisten und mehrerer Ärzte versetzte sich Cayce in Schlaf. Man stenographierte alles mit, was er sprach, da er sich hinterher an nichts mehr erinnern konnte. Der Facharzt erklärte, die im Schlaf angeordnete Behandlung sei reiner Wahnsinn. Dennoch wurde sie durchgeführt, und nach einigen Monaten war die

Frau völlig gesund. Daß derartige Traumleistungen medial und hellseherisch veranlagter Menschen zu den seltenen Ausnahmen gehören, ist selbstverständlich.

Vieles ist noch in der Erforschung des Traumes ungeklärt. Der Traum spielt sich eben in jenen Tiefen ab, wo die Einflüsse von Leib und Seele unmittelbar aneinander grenzen und ineinander übergehen. Es ist dies ein noch weithin dunkles Gebiet, um dessen Erforschung die Wissenschaft sich bisher zum großen Teil vergeblich bemühte.

*

Aus der Fülle denkwürdiger Träume, vor allem voraussehender Wahrträume, seien im folgenden ein paar Beispiele angeführt, ohne dabei zu unterscheiden, ob es sich in den einzelnen Fällen um ein übernatürliches Eingreifen Gottes oder um rein natürlich zu erklärende Träume handelt.

Sueton berichtet in seinem „Leben des Augustus“ von einem Traum, den Julius Cäsar hatte und Cicero und anderen Freunden erzählte. Er sah im Traum, wie ein Knabe in lieblicher Gestalt an einer goldenen Kette vom Himmel herabgelassen wurde. Er trat vor das Tor des Kapitols, wo ihm Jupiter eine Geißel reichte. Während Cäsar diesen Traum erzählte, erblickte er den ihm bisher unbekanntem Augustus und versicherte den Anwesenden, daß dies der gleiche Knabe sei, dessen Bild er im Traum gesehen habe. — So hatte er im Traum tatsächlich die spätere Macht des Kaisers Augustus vorausgesehen.

Als *Franz von Assisi* den Papst Innozenz III. um Genehmigung seiner Ordensregel bat, war der Papst anfangs unschlüssig, ob er die erbetene Zustimmung geben sollte. Er vertröstete den Heiligen auf den anderen Tag. In der Nacht nun sah der Papst im Traum, wie der große Laterandom mit seinen Türmen und Kapellen zu wanken anfing und sich stark zur Seite neigte. Im selben Augenblick aber gewahrte er einen Mann in zerlumptem Gewand, der auf die stürzende Kirche zueifte und sie mit seinen Schultern stützte. Als der Mann sich umwandte und dem Papst das Gesicht zukehrte, erkannte dieser in dem Bettler, der die „Haupt- und Mutterkirche der Christenheit“ gestützt hatte, den Minderbruder Franziskus. Dieser hatte die Nacht im Gebet zugebracht. Als er schließlich gegen Morgen kurz einschlummerte, träumte ihm, daß er vor einem großen Baum stand. Er streckte die Hände

nach dem Wipfel aus, und zugleich mit dieser Bewegung wuchs er selber immer höher und höher. Da, plötzlich bog sich die Baumkrone von selbst zu ihm herab. Als er die Augen öffnete, empfand er ein Gefühl der Zuversicht, und es erschien ihm, daß der Papst jener Baum sei, der sich zu ihm geneigt habe . . . Als der Heilige im Laufe des Tages wieder zum Heiligen Vater kam, erteilte ihm dieser ohne weitere Bedenken die Bewilligung seiner Regel.

Als *Ludwig XIV.* Rochelle belagerte, träumte ihm, ein Diener seiner Leibwache zücke den Dolch, um ihn niederzustoßen. Er erkannte dabei ganz deutlich das etwas auffallende Gesicht des Mörders. Am nächsten Morgen ließ er sogleich seine Leibwache antreten und fand darunter den Gesuchten. „Du willst mich ermorden!“ schrie er ihn an, und der Soldat, maßlos erschrocken, fiel ihm zu Füßen und gestand sein Vorhaben.

Am 1. Mai 1794 schlief *Robespierre* bei Saint Just in Saint Germain. In der Nacht erwachte er mit einem furchtbaren Schrei. Von Saint Just befragt, erzählte er, daß er im Traum von einem Mann mit einer Tafel, die ein großes, blutiges „S“ trug, erschlagen worden sei. Wenige Wochen darauf wurde *Robespierre* hingerichtet. Der Name des Henkers Samson begann mit einem S.

Der protestantische Prediger *Lavater* erzählte oftmals, daß er im Traum seinen gewaltsamen Tod voraussehe, und zwar würde er erschossen werden. Als er 1799 über die Straße ging, gab ein französischer Soldat einen Schuß ab, der seinen Tod herbeiführte.

General von Thaloczy, der während des ersten Weltkrieges Zivilgouverneur von Serbien war, träumte einmal, daß er sich in einer Mönchskutte, mit einer Schnur um den Leib und bloßen Füßen, mit zerschmettertem Kopf liegen sah. Er konnte sich lange nicht von dem schrecklichen Bild befreien, das er seinen Bekannten öfter erzählte. Im Jahre 1916 fuhr er vom Begräbnis des österreichischen Kaisers Franz Josef nach Serbien zurück. Sein Zug stieß mit einem anderen zusammen und dabei wurde dem General der Kopf zerschmettert. Er war bloßfüßig, in einem kuttenähnlichen braunen Schlafrock aus Kamelhaar, mit einer Schnur um den Leib, vom Tod ereilt worden, ganz so, wie er es im Traum vorhergesehen hatte.

Von einem Vorkommnis, das 1923 seinem Freund *Magid Baruch* in San Gonzalo (Brasilien) passierte, erzählt P. Lacroix: Er hatte einen Verkaufsladen mit Schnittwaren, wohnte aber mit seiner Familie in einem anderen Haus der

Nebengasse. Eines Nachts träumte er, daß ihm zwei Individuen das Geschäft ausgeraubt hätten. Er sah die Räuber deutlich, ihre Größe, ihre besonderen Kennzeichen und ihre Kleider. Einer war weiß und der andere schwarz. Aufgeregt wachte er auf und sprach zu seiner Frau: „Wir wurden ausgeraubt, ich habe die Räuber im Traum gesehen.“ In aller Frühe kam sein Bruder und klopfte an die Tür. Herr Magid sagte ihm: „Du kommst, um mir zu sagen, daß wir ausgeraubt wurden.“ — „Sehr richtig“, sagte der Bruder. Die Polizei wurde verständigt, die Räuber wurden gestellt und verhaftet. Magid konnte unter den Verhafteten die zwei Täter erkennen, die er im Traum gesehen hatte.

Im Jahre 1914 wurde in Wels in Oberösterreich aus der Pfarrkirche die Monstranz mit der heiligen Hostie geraubt. In der Nacht hatte ein Mädchen einen Traum und sah die heilige Hostie in einem Schutthaufen liegen. Nach seinen Angaben wurde nachgesucht, und richtig fand man das Allerheiligste, das feierlich in die Kirche zurückgetragen wurde.

Ein *Student* wollte Priester werden. Da seine Eltern mittellos waren, brachten sie nur mit Mühe die Studienkosten auf, und als der Vater starb, konnte der Junge die Studien nicht mehr fortsetzen. Man riet ihm, viel zum heiligen Josef um Hilfe zu beten. Da träumte er eines Nachts die Adresse eines ihm sonst vollständig unbekanntem Herrn in Bayern. Er stand auf und notierte sofort alles und schrieb am nächsten Tag einen Brief, in dem er seine Lage darlegte. Groß war sein Erstaunen, als er bald darauf eine Antwort erhielt von jenem Herrn, der sich bereit erklärte, die Studien zu bezahlen, und ihm erzählte, wie er schon lange den Wunsch hatte, einen Priesterstudenten zu unterstützen. (Mitgeteilt von Abt Wiesinger.)

In der Nacht vom 27. auf den 28. Juni 1914 träumte der ungarische Weihbischof Dr. *Josef Lanyi*, daß er einen schwarzumrandeten Brief erhalten habe des Inhalts: „Ich teile Ihnen mit, daß ich und meine Frau heute aufgehört haben, zu sein. Beten Sie für uns. Ferdinand.“ (Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand.) Der Bischof, der ehemalige Lehrer Franz Ferdinands, erhob sich während der Nacht und notierte alles genau. Am Morgen rief er sein Hauspersonal zusammen und feierte die heilige Messe für die Höheiten. Bald darauf erhielt er, als er Erkundigungen einzog, die Trauernachricht vom Mord von Sarajewo, der den Auftakt zum ersten Weltkrieg gab.

Der im ersten Weltkrieg gefallene Münchner Maler *Franz Marc* schrieb unmittelbar vor seinem Tod an einen Freund: „Die jenseitige Welt hat mir eine Ahnung geschickt, daß ich nun bald abtreten muß von der Bildfläche dieser Zeitlichkeit. Das ging so zu: Acht Tage waren wir vorn in Stellung gewesen, eine furchtbare Zeit im wütenden Trommelfeuer. Fast zwei Drittel meiner Kompanie hatte ich schon verloren. Da kam endlich der Ablösungsbefehl. Wir bezogen Ruhestellung in einer kleinen Dorfkirche, einige Kilometer hinter der Front. In ihr war alles zerstört, mit Ausnahme eines alten Missionskreuzes. In dieser Kirche erlebte ich nun eines Nachts einen seltsamen Traum. Ich sah im Traum, wie Christus an dem Kreuz lebendig wurde, wie er vom Kreuz herabstieg, es von der Wand nahm und auf seine Schultern legte. Damit schritt er durch die Kirche, hinaus ins Freie. Langsam ging der Kreuzträger der Front entgegen, gerade dorthin, wo wir so furchtbare Tage verlebt hatten. Bald schlugen die Granaten des französischen Sperrfeuers links und rechts in den Boden und warfen gewaltige Erdfontänen hoch. Christus mit dem Kreuz aber ging ruhig seinen Weg. Da stieg mit einem Male am Horizont leuchtend die Sonne empor, und mitten in die leuchtenden Strahlen der Sonne hinein schritt der Kreuzträger. Seine Gestalt verklärte sich immer mehr — ein herrliches Bild! —, bis ich den Glanz nicht mehr aushielt und die Augen schließen mußte. In demselben Augenblick erwachte ich.

Sollte das nicht ein tröstlicher Hinweis sein, daß auch *mein* Kreuzweg in diesem furchtbaren Krieg bald in die Verklärung führt?“

Hier brach der Brief ab und mit fremder Hand war hinzugeschrieben: „Die Kompanie wurde plötzlich alarmiert. Kompanieführer Marc fiel im Kampf um die Höhe 304.“

In Amerika ereignete sich 1931 folgende buchstäblich wahre Geschichte: Zehn Jahre lang hatte eine irische Köchin, *Miß Mary*, in der Familie des New-Yorker Advokaten Williams gedient. Nach diesen zehn Jahren bekam sie einen dreimonatigen Urlaub und fuhr in die Heimat. Mary wurde wie ein Glied der Familie gehalten, und so beschlossen die Williams, sie bei ihrer Rückkehr mit einer Überraschung zu empfangen. „Wollen wir Marys Zimmer neu herrichten?“ schlug Frau Williams vor. Der Vorschlag wurde mit Begeisterung angenommen. Man klebte neue Tapeten, kaufte neue Möbel, besorgte einen Teppich und hängte vor die Fenster Tüllgardinen. Als Mary nach dem

Urlaub zurückkam und ihr Zimmer betrat, starrte sie mehrere Sekunden lang entgeistert auf die neue Pracht, stürzte dann wie eine Wahnsinnige zum Bett, riß Decken und Laken heraus und schrie: „Wo ist meine Matratze?“ In der alten Matratze waren ihre Ersparnisse von zehn Jahren eingenäht — 2000 Dollar. Die Williams suchten ihre Köchin nach Möglichkeit zu trösten: Vielleicht habe der Trödler, der die Matratze angekauft, sie noch nicht weiterverhandelt . . . Man lief zum Trödler, und zum Glück war die Matratze noch nicht verkauft. Die 2000 Dollar waren noch darin.

„Hören Sie, Mary“, sagte der Advokat, „schämen Sie sich nicht? Geld in die Matratze einnähen; das mag noch vielleicht in Ihrem wilden Irland angehen, aber in New York ist so etwas geradezu lächerlich. So was tut man nicht. Ich begleite Sie morgen in die Bank und Sie zahlen das Geld auf laufendes Konto ein.“ Gesagt, getan. Williams stellte dem Direktor der Bank Mary vor und erzählte die Geschichte mit der Matratze. Der Direktor lachte, drückte Mary herzlich die Hand und übergab ihr ein elegantes Scheckbuch.

Unterdessen wurde aus der Prosperity (Wirtschaftswunder) ein Ding mit Namen Weltkrise. Die Bank, deren Direktor damals so furchtbar lachte, machte bankrott. Advokat Williams verlor sein Vermögen. Was sollte man nun der Köchin sagen? Man rief sie zum Familienrat, der sie auf die erschütternde Nachricht vorbereiten sollte. Frau Williams weinte still, auch dem Advokaten standen Tränen in den Augen. „Verzeihen Sie, liebe Mary“, sagte er endlich stockend, „ich bin für meinen Leichtsinns hart gestraft worden. Ich würde Ihnen die 2000 Dollar sogleich einhändigen, doch habe ich gegenwärtig keinen einzigen Cent. Ich verspreche Ihnen, die Summe in monatlichen Raten von 50 Dollar abuzahlen.“ Geduldig hatte Mary den aufgeregten Advokaten angehört. Jetzt sagte sie verlegen: „Machen Sie sich um mich keine Sorgen. In derselben Nacht, nachdem ich das Geld eingezahlt hatte, verfolgte mich ein böser Traum: eine lachende Hyäne suchte mich einzuholen. Am Morgen schlug ich im Traumbuch nach und las, daß eine Hyäne einen Schwindelbankier bedeutet. Darauf ging ich nach dem Markteinkauf in die Bank und nahm mein Geld heraus. Die 2000 Dollar liegen längst wieder eingenäht in der Matratze.“ (Und da soll noch jemand an der Zuverlässigkeit der Traumbücher zweifeln!)

Major von *Gillhausen* hatte in der Nacht des 2. August 1914 einen Traum,

für dessen Wahrheit sich Sigmund von Radecki verbürgt. Der Major sah in diesem Traum den unglücklichen Verlauf des ersten Weltkrieges voraus: die Teilnahme fast aller Völker der Erde, Deutschlands Niederlage, die Absetzung der Hohenzollern, die genaue Jahreszahl des Endes: 1918. Die Einzelheiten schilderte er in bildlicher Form. So sah er Kaiser Wilhelm II. im Königsornat auf dem Thron sitzen, die Luft aber wurde immer grauer, bis der Thron im Nebel zusammenstürzte und mit dem Kaiser verschwand. Zuvor sah er noch den Kaiser, wie er die Füße seines Thronsessels absägte . . . Am erstaunlichsten war die Bemerkung am Schluß: „Auch nach 1918 wird eine unruhige, unglückliche Zeit für Deutschland. Sie wird an die dreißig Jahre dauern und erst ein Ende nehmen, wenn das Ringen um die Weltgeltung zwischen Rußland und Amerika sich entschieden hat . . .“ Radecki folgert aus dem verblüffenden Schlußsatz, den damals — 1914! — auch nicht der gerissenste Diplomat zu denken gewagt hätte: „Er läßt an die Echtheit des übrigen glauben.“

Einen prophetischen Wahrtraum hatte der heilige *Don Bosco* in früher Jugend. Er erzählt: Im Alter von ungefähr neun Jahren hatte ich einen Traum, der mir das ganze Leben lang im Gedächtnis eingegraben blieb. Während ich schlief, sah ich mich mit einem Male unweit eines Hauses in einem geräumigen Hof. Kinder spielten und vergnügten sich, einige lachten, viele fluchten. Das Fluchen ärgerte mich. Ich rannte unüberlegt zu den Fluchern hin, hieb mit den Fäusten auf sie ein und versuchte, sie durch Worte zum Schweigen zu bringen. Plötzlich sah ich einen feinen, vornehm gekleideten Herrn neben mir stehen. Er war im besten Mannesalter. Ein heller Mantel umhüllte seine ganze Gestalt, sein Gesicht leuchtete von innen her so stark, daß ich es nicht betrachten konnte. Er kannte meinen Namen und gab mir den Befehl, mich an die Spitze der Kinderschar zu stellen. „Aber“, so riet er mir, „nicht mit Faustschlägen; du mußt sie mit Sanftmut und Liebe als Freunde gewinnen. Stell dich mitten unter sie und sag ihnen, wie häßlich die Sünde und wie wertvoll die Tugend ist!“ Verwirrt und voller Schrecken begann ich zu stammeln, ich sei doch nur ein Kind, arm und ungebildet, ich könne nicht zu diesen Jugendlichen sprechen, erst recht nicht über Religiöses. Während ich noch redete, bemerkte ich, wie die Jungen das Fluchen und Lärmen aufhörten und sich um den Herrn scharten, der mit mir sprach. Ich sagte noch, ohne recht zu wissen,

was ich stammelte: „Wer sind Sie denn, daß Sie mir so unmögliche Dinge befehlen?“

„Nun, du mußt eben das, was dir jetzt noch unmöglich ist, möglich machen durch Gehorsam und eifriges Studium.“

„Wo und wie werde ich lernen können?“

„Ich werde dir eine Lehrmeisterin geben. In ihrer Schule wird es dir möglich sein, weise zu werden. Ohne diese Lehrmeisterin gleitet alle Tugend in Albernheit ab.“

„Wer sind Sie denn, daß Sie so zu mir sprechen?“

„Ich bin der Sohn jener Frau, welche du nach dem Befehl deiner Mutter täglich dreimal grüßen sollst.“

„Meine Mutter hat mir gesagt, ohne ihre Erlaubnis darf ich mich niemand anschließen, den ich nicht kenne. Bitte, sagen Sie mir Ihren Namen!“

„Meinen Namen? Den erfrage bei deiner Mutter!“ — In diesem Augenblick sah ich eine majestätische Frau neben dem Herrn stehen. Der Mantel, den sie trug, leuchtete so strahlend, als wäre er aus lauter Sternen zusammengesetzt. Da die vornehme Frau bemerkte, daß ich immer verwirrter wurde, gab sie mir ein Zeichen, zu ihr zu kommen. Liebevoll nahm sie mich bei der Hand und sagte: „Schau hierher!“ Da bemerkte ich, daß alle Jungen verschwunden waren. An ihrer Stelle aber wurde es lebendig von durcheinanderlaufenden Hunden, Katzen, Zicklein, auch Bären und einer Menge anderer Tiere.

Die Frau sagte erklärend: „Das wird dein Feld sein, hier mußt du arbeiten. Werde demütig, werde tapfer, werde widerstandsfähig! Du mußt für meine Kinder tun, was du jetzt mit diesen Tieren geschehen siehst.“ Und tatsächlich, als ich wieder hinsah, waren aus den wilden Tieren sanfte Lämmer geworden, die sich ganz zahm benahmen. Zutraulich drängten sie sich zu den beiden Gestalten.

Ich fing — noch immer träumend — zu weinen an und bat die Frau, doch so mit mir zu sprechen, daß ich es verstehen könne. Denn ich wußte nicht, was all dies zu bedeuten hätte. Tröstend legte die vornehme Frau ihre Hand auf meinen Kopf und sagte noch: „Zur rechten Zeit wirst du alles verstehen.“ — Dann wachte ich auf. Irgendein Geräusch hatte mich geweckt, und alles verschwand. Ganz bestürzt lag ich da. Ich hatte das Gefühl, als ob meine Hände noch weh taten von den Prügeln, die ich ausgeteilt hatte. Auch glaubte ich

noch die Ohrfeigen zu spüren, die mir die Burschen versetzt hatten. Die Gestalt des Herrn, die vornehme Frau, unsere Unterhaltung, alles war mir noch so gegenwärtig. Ich konnte nicht mehr einschlafen und mußte über das Geträumte nachdenken.

Am Morgen erzählte ich den Traum meinen Brüdern, die mich verlachten. Dann ging ich zur Mutter und zur Großmutter. Jedes gab dem Traum eine eigene Auslegung. Mein Bruder Josef meinte: „Du wirst sicher einmal Ziegen, Schafe und andere Tiere hüten.“ – Meine Mutter sagte: „Wer weiß, ob du nicht Priester wirst?“ – Anton spottete: „Vielleicht wirst du ein Räuberhauptmann!“ – Die Großmutter entschied: „Auf Träume soll man nicht achten.“ – Ich gab der Großmutter recht, doch brachte ich es nie fertig, diesen Traum zu vergessen. (Salotti: „Der heilige Johannes Bosco.“)

In späteren Jahren, in der Nacht vom 6. Dezember 1876, hatte der heilige Johannes Bosco einen Traum, in dem er seinen geliebten Zögling Dominikus Savio sah und eine lange Unterredung mit ihm hielt. Das Gespräch bewegte sich vor allem um das Glück einer rein natürlichen Seligkeit, also einer Seligkeit, wie sie etwa den ohne Taufe verstorbenen Kindern zuteil wird. Selbstverständlich sind die einzelnen Ausdrücke, mit denen der heilige Dominikus Savio vom jenseitigen Zustand spricht, und alles, was Don Bosco sah, nur bildhaft zu verstehen. Nur in Bildern vermögen wir eine Ahnung von dem zu bekommen, was jenseits dieser Welt ist.

*

Don Bosco erzählte:

„An dem Abend, an welchem ich mich in Lanzo aufhielt, hatte ich während der Nacht einen Traum, den ich euch heute erzählen werde. Ihr wißt, daß ich für meine Zöglinge immer ein offenes Herz und nie ein Geheimnis habe. Deswegen habe ich mich entschlossen, euch den Traum zu erzählen; ihr könnt nach eurem Gutdünken von dieser Erzählung Gebrauch machen. Also gut! Es war in der Nacht des 6. Dezember. Ich wußte nicht recht, ob ich bei Tisch war oder ob ich im Zimmer auf und ab ging oder ob ich schon zu Bett gegangen war, als der Traum begann.

Es schien mir, als befände ich mich am Rande einer ungeheuer weiten Ebene, deren Grenzen das Auge nicht zu erreichen vermochte. Sie verloren sich ins Unendliche. Die Ebene war ganz himmelblau, wie das Meer bei völliger Ruhe.

Sie war eingeteilt in Gärten von wunderbarer Schönheit, die über Sträucher und Beete von verschiedensten Formen und Farben in verschwenderischer Fülle ausgegossen lag. Auf der ganzen Erde gibt es keine Pflanze, nach welcher wir uns auch nur annähernd eine Vorstellung von jenen Pflanzen machen könnten. Die Kräuter, Blumen und Bäume waren von einzigartiger Form und Gestalt, und überaus anmutig war ihr Anblick. Die Blätter waren golden, und diamanten die Stämme und Stengel. Inmitten der Gärten sah ich eine Anzahl Gebäulichkeiten; sie lagen über die ganze Ebene verstreut. Dennoch waren sie wohlgeordnet und von so außerordentlicher Schönheit, daß ich zu mir sagte: O wie glücklich wäre ich, wenn ich für meine liebe Jugend auch nur ein einziges von diesen Häusern besäße, wie gern möchte ich dort verweilen! So dachte ich, während ich nur das Äußere sehen konnte. Und wenn dieses schon so schön war, um wieviel größer mochte erst die innere Pracht sein.

Während ich von Verwunderung über die erstaunlich schönen Dinge erfaßt war, da vernahm ich auf einmal eine wundersam süße Musik in solch zarten Melodien und voll solcher Harmonie, daß alle Musik eines Don Cagliero und eines Dogliani sich nicht im entferntesten mit ihr messen konnte. Die Musik erklang aus Tausenden von Instrumenten, und jedes brachte andere Töne hervor. Eine unsagbare Fülle klangvoller Töne wogte durch den Luftraum auf und nieder. Und hierzu ertönte der Gesang von den Chören der Sänger. Dann sah ich in jenen Gärten eine große Menschenmenge. Wer musizierte, wer sang? Jede Stimme, jeder Ton hatte die Wirkung wie ein Verein von tausend verschiedenen Stimmen und Instrumenten, und zu gleicher Zeit wurden die Töne in den verschiedensten harmonischen Abstufungen hörbar, vom höchsten Hoch bis zum tiefsten Tief, aber alles in vollkommenen Akkorden. Menschliche Begriffe und Vorstellungen genügen da nicht, um alles auch nur annähernd zu beschreiben. Auch diese Wahrnehmung konnte ich machen, daß die Sänger sich nicht nur an ihrem eigenen Gesang erfreuten, sondern sie hörten auch die anderen singen, was ihnen ebenfalls zur Freude gereichte. Ich hörte, wie sie sangen:

„Salus, horror, gloria Deo Patri Omnipotenti!“

Während ich entzückt diesen himmlischen Harmonien lauschte, da erschien auf einmal eine Schar von Jünglingen, von denen sehr viele bei mir im Oratorium und in anderen Häusern gewesen waren. Deshalb kannte ich viele. Der

größte Teil jedoch war mir völlig unbekannt. Die ganze Schar kam auf mich zugeschritten.

Voran an der Spitze schritt Dominikus Savio, und unmittelbar hinter ihm folgten Don Alasonatti, Don Chiala, Don Giulietto und viele andere Priester und Kleriker, von welchen jeder eine Gruppe von Jünglingen anführte.

Ich wollte mir nun Gewißheit verschaffen, ob das, was ich sah, auch Wirklichkeit oder nur ein Traumbild sei. Deshalb klatschte ich in die Hände und betastete meinen Körper, indem ich mir dabei die Frage zu beantworten suchte, ob ich schlafe oder wache.

Als die Schar bis auf acht oder zehn Schritte an mich herangekommen war, stand sie still. Ein neues, lebhaftes Licht erstrahlte sodann, die Klänge der Musik verhallten, und es trat tiefes Schweigen ein. Auf dem Antlitz der Jünglinge erstrahlte der Glanz verklärter, überirdischer Freuden, und aus ihren Augen leuchtete die Fülle des Glückes, im Genuß der höchsten Freude zu sein . . .

Savio allein kam noch etwas näher. Er kam so nahe, daß ich ihn hätte berühren können, wenn ich meine Hand ausgestreckt hätte. Er blickte mich lächelnd unter Schweigen an. Er war unbeschreiblich schön. Seine Kleider waren von ganz auserlesener Pracht. Eine mit Diamanten übersäte Tunika fiel bis auf die Füße herab. Seine Lenden umschlang eine rote Binde, die mit Edelsteinen besetzt war. Um den Hals trug er einen Kranz fremdartiger Blumen, welche in einem glänzenden Lichte erstrahlten, viel schöner noch als die ganze Sonnenpracht eines herrlichen Frühlingmorgens. Auf seinem blendend weiß und rosarot schimmernden Antlitz malte sich in ungemein lieblicher Weise der Widerschein von den Lichtstrahlen des Blumenkranzes. Das Haupt war mit einem Kranz von Rosen geziert. In welligen Locken fiel sein Haar auf die Schultern; er bot einen solch liebreizenden Anblick, so anziehend, so bezaubernd schön, daß er ein Engel zu sein schien.

Alle seine Begleiter trugen verschiedene, aber gleichfalls leuchtende und hell-schimmernde Gewänder und waren alle mit der gleichen roten Binde umgürtet.

Meiner bemächtigte sich eine solche Erregung, daß ich an allen Gliedern bebte. Dennoch hörte ich nicht auf, sondern fuhr fort, alles zu betrachten, ohne zu wissen, wo ich mich befände . . .

Endlich öffnete Savio seinen Mund und sagte zu mir: ‚Bist du nicht mehr der Mann, der sich sonst vor nichts fürchtete, der unerschrocken seinen Verfolgern und Verleumdern die Stirne bot? Wo ist dein Mut? Warum bist du so furchtsam und sprichst nicht?‘

‚Ich weiß nicht, was ich sagen soll‘, antwortete ich und fragte ihn: ‚Bist du etwa Savio Dominikus?‘

‚Ja, der bin ich; kennst du mich nicht?‘

‚Wie kommt es, daß ich dich hier finde?‘ erwiderte ich verwirrt.

Und Savio ließ sich liebevoll vernehmen: ‚Ich bin gekommen, um mit dir zu sprechen. Wie oft haben wir auf Erden miteinander gesprochen. Denkst du daran, wie sehr du mich geliebt und wie oft du mir Beweise der Freundschaft und des Wohlwollens gegeben hast? Und habe ich etwa deinen Bemühungen nicht entsprochen? Ich hatte dir stets mein volles Vertrauen geschenkt. Warum bist du denn so furchtsam?‘

‚Ich zittere vor Furcht‘, sagte ich, ‚mache mir Mut, denn ich weiß nicht, wo ich bin.‘

‚Du bist am Ort der Glückseligkeit!‘

‚Ist dies also der Lohn für die Gerechten?‘

‚Durchaus nicht! An diesem Ort erfreut man sich, wenngleich auch in hohem Maße, nur der zeitlichen, aber nicht der ewigen Güter . . .‘

‚Ich glaubte, daß hier das Paradies sei.‘

‚Nein, nein! Kein sterbliches Auge kann die unvergängliche Schönheit des Paradieses sehen . . .‘

‚Ist das Licht hier übernatürlich? Ist es das Licht aus dem Paradies?‘

‚Es ist rein natürliches Licht, aber durch die Allmacht Gottes neu belebt.‘

‚Und könnte man vom übernatürlichen Licht auch einmal etwas sehen?‘

‚Nein; niemand kann es sehen, bevor er nicht zur Anschauung Gottes gelangt ist. Denn der geringste Strahl jenes Lichtes würde den Menschen auf der Stelle töten.‘

‚Gibt es aber ein noch schöneres natürliches Licht als dieses hier?‘

‚Gewiß gibt es das . . . sieh nur!‘

Ich erhob meine Augen und gewahrte in der Ferne einen überaus feinen Lichtstrahl, der aber so blendend war, daß ich die Augen schloß und einen Schrei tat, wodurch Don Lemoyne erwachte, der im anstoßenden Zimmer

schief. Jener Lichtstrahl war um das Hunderttausendfache klarer als das Licht der Sonne und hätte genügt, die ganze geschaffene Welt zu erleuchten.

Als ich nach einigen Momenten die Augen wieder aufschlug, fragte ich Savio, was das gewesen sei — ob es vielleicht ein Strahl des himmlischen Lichtes war. ‚Es ist auch das nicht das übernatürliche Licht‘, gab jener zurück, ‚obgleich es im Vergleich zum irdischen Licht dieses an Glanz übertrifft. Es ist rein natürliches Licht, das die Allmacht Gottes mit solch hellem Glanz versehen hat. Aber wenn auch ein unendliches Meer von diesem Licht, wovon du einen Strahl aus der Ferne gesehen hast, den ganzen Weltraum erfüllte, so würdest du dir immer noch keine Vorstellung vom Lichtglanz des Paradieses machen können.‘

‚Welches sind dann eure Freuden im Paradies?‘ so fragte ich weiter.

‚Es ist unmöglich, dir diese Freuden zu beschreiben. Um sie kennenzulernen, muß man das irdische Leben ablegen. — Unsere Freude ist Gott! — Damit ist alles gesagt.‘ — — —

*

Die Monatsschrift der St.-Petrus-Claver-Sodalität berichtet in ihrem Heft vom August 1964:

Als P. Armand aus Quebec punkt acht Uhr in das Schulzimmer trat, um den Unterricht zu beginnen, sah er sofort, daß Marcos, einer seiner besten Schüler, fehlte. Sein Platz in der ersten Bank gegenüber dem Lehrerpult war leer.

„Wo ist Marcos?“ fragte er noch vor dem Schulgebet seine Schüler.

„Fortgelaufen“, antworteten zwei Buben, seine Hüttennachbarn, „nach Addis Abeba!“

P. Armand machte ein enttäushtes Gesicht. Achtzig Schüler hatten sich für dieses Schuljahr eingeschrieben. Monat für Monat aber war ihre Zahl geringer geworden, bis sie nur noch ein Grüpplein von dreißig Getreuen umfaßte. Jetzt waren es also 29!

Und gerade sein Benjamin, dieser Tadesse Marcos, dessen außergewöhnliche Intelligenz eine glänzende Laufbahn versprach! Vergebliche Hoffnung! Wenn ein junger Afrikaner sich etwas in den Kopf gesetzt hat, ist nichts zu machen. Es ist nicht einmal der Mühe wert, sich darüber zu ärgern. Einige Monate später wurde P. Armand von seinen Oberen nach Indien versetzt, während wir als seine Nachfolger unser Zelt in Afrika aufschlugen. Sechs Monate nach

unserer Ankunft überfiel eine Bande von neunzehn Aufrihrern die Mission, tötete drei Missionare und zwei Schüler, zündete das Missionsgebäude an und verschwand in der Nacht. Als einziger Überlebender stand ich vor den Ruinen der einst so blühenden Mission Endeber und den verkohlten Überresten von fünf Toten. —

Ich bin nicht gewohnt, leichtgläubig an übernatürliche Geschehnisse zu glauben, die von der Kirche nicht überprüft sind. Aber ich bitte euch, liebe Leser, meiner Erzählung wenigstens jenen Glauben zu schenken, den Ihr der Schilderung der Tagesereignisse nicht versagt. P. Armands flüchtiger Schüler hatte in jener Palmsonntagnacht, da die Verbrecherbande die Mission in Brand steckte und einen fünffachen Mord beging, ein furchtbares Traumgesicht: er sah alles. Telepathie? Wunder? Gott allein weiß es. Kein Abessinier, der nicht in nächster Nähe der Mission wohnte, ahnte, daß diese in Schutt und Asche lag, und daß von allen Missionaren nur einer übrigblieb, um den Nachfolgern die Tragödie zu schildern. Marcos aber sagte, kaum aufgestanden, zu seinem Bruder: „Tesfa, in Endeber sind alle Missionare ermordet worden. Gott ruft mich an die Stelle der Toten!“

Sein Bruder war von Marcos Gesicht nicht sehr erbaut. Er fürchtete, seinen klugen Boy zu verlieren, der ihm die Hausgeschäfte besorgte. Jedenfalls hatte Tesfa als Antwort nichts als ein trockenes: „Träume sind Schäume!“ Als aber nach vier Tagen die Unglücksbotschaft auch nach Addis Abeba gelangte, fragte er sich doch, ob Marcos am Ende im Recht sei... Er konnte nicht mehr mit ihm darüber sprechen. An jenem Tage hatte Marcos, da es ihm nicht gelungen war, seinen Bruder zu überzeugen, heimlich das Haus verlassen. Vierzig Tage lang hörte niemand etwas von ihm. So lange brauchte er nämlich, um den zweitausend Kilometer weiten Weg von Addis Abeba zum Apostolischen Vikar in Harrar zu Fuß zurückzulegen.

Sein Bruder forschte ergebnislos nach ihm. Erst nach vierzig Tagen war ich es, der das Geheimnis lüften durfte. Damals nämlich bekam ich ein Schreiben des Apostolischen Vikars, in dem es hieß: „Es ist ein Jüngling hier angekommen, der zweitausend Kilometer zu Fuß zurückgelegt hat und versichert, er habe die Unglücksnacht von Endeber in einem Gesicht geschaut. Er sagt, Gott rufe ihn, in die Fußstapfen der Missionare zu treten... Ich begreife nichts. Wer ist dieser Marcos? Wir haben ihn in die Krankenabteilung aufgenommen.“

men; denn der Hunger und die Mühsale dieser Reise haben ihn zum Skelett abmagern lassen.“

Auch ich kannte Marcos nicht; denn als ich nach Endeber kam, war er schon fünf Monate von dort fortgelaufen. Wie hätte ich es wagen dürfen, die Geheimnisse der Gnade zu durchforschen? Marcos aber blieb dabei: er wollte die Toten von Endeber ersetzen.

Heute ist er Priester — entsprechend dem geheimnisvollen Ruf von oben.
Mugeba, den 10. Februar 1964, P. Gabriel de Casotto, OFMCap.

*

Frau *Katharina Schratt*, die Freundin des österreichischen Kaisers Franz Joseph, übernachtete mit ihrer Freundin Eisenlechner vom 9. auf den 10. September 1898 in Zell am See. „In dieser Nacht“, so erzählte Frau Schratt, „hatten wir beide den furchtbaren Traum, von einer schwarzen Gestalt mit einem Dolch verfolgt zu werden. Auch wurde ich das Bild eines großen Leichenwagens nicht los. Meine Freundin, von bösen Ahnungen geängstigt, reiste ab. Ich blieb und wollte den Aberglauben niederkämpfen — aber es war vergeblich. Gegen Abend erhielt ich das Telegramm von dem Mord.“ Kaiserin Elisabeth war in Genf von einem Anarchisten mit einem Dolch ermordet worden.

Einer *Frau* träumte, ihre vier Buben seien zum Schwimmen gegangen, der Neunjährige in einer roten Badehose. Im Verlauf des Traumes sah die Mutter, wie die Kinder in eine Strömung gerieten. Sie sprang ins Wasser, und es gelang ihr, drei der Buben zu retten, nur den vierten mit der roten Badehose nicht. Dann erwachte sie. Ein paar Wochen später geriet ihr neunjähriger Sohn in eine Strömung und ertrank. Obwohl er drei blaue Badehosen besaß, trug er an diesem Tag die rote Badehose seines Bruders.

Als *Christof von Schmid* in Dillingen studierte, sah er sich nachts im Traum durch eine der düstersten Straßen seiner Heimatstadt Dinkelsbühl gehen. Einer seiner liebsten Jugendfreunde begegnete ihm und sprach: „Dein Vater ist sehr krank.“ Christof erwachte und schlief nach einer Weile wieder ein. Da sah er im Traum eine Totenbahre aus dem Elternhaus tragen. Geistliche und angesehene Herren begleiteten sie. Eine Menge Volkes erfüllte die Straße. Trauergesänge erschollen. Schmid erwachte beunruhigt und traurig und blieb es den ganzen Tag. Nach ein paar Tagen wurde er zum Professor gerufen.

Sofort rief Christof Schmid aus: „Nun ist es sicher, daß mein Vater gestorben ist!“ Der Herr, bei dem er in Wohnung war, hielt ihn für verrückt und sagte: „Erst vor ein paar Tagen war ein Bauer aus der Gegend von Dinkelsbühl da und versicherte, Ihr Vater und alle die Ihren seien gesund.“ Christof aber sagte: „Sie werden sehen, daß ich recht habe.“ Und in der Tat, der Professor überbrachte ihm die Trauernachricht.

Der Münchner Irrenarzt *Dr. Gudden*, der den geisteskranken König Ludwig II. von Bayern in seinen letzten Tagen beaufsichtigte und am 13. Juni 1886 im Starnberger See mit dem kranken Herrscher ein tragisches Ende fand, kam am Morgen des Unglückstages bleich und verstört zum Frühstück. Auf die Frage, was ihm sei, antwortete er, er habe einen merkwürdigen Traum gehabt, der ihm die ganze Nachtruhe geraubt habe. Er sei unaufhörlich im Kampf mit einem Mann im Wasser gewesen. Sie hätten fürchterlich und unablässig miteinander gerungen.

Am Abend des gleichen Tages, als Gudden den König auf dem Spaziergang am Seeufer begleitete, sprang der König ins Wasser, um seinem unseligen Leben ein Ende zu machen (oder, wie manche meinen, um zu fliehen). Gudden eilte ihm nach, wurde aber vom König gepackt und mit der Gewalt eines Wahnsinnigen unter das Wasser gedrückt, bis er erstickt war.

Der Traum hatte sich in unheimlicher Weise erfüllt.

Auch in Gedichten spielt der Traum mitunter eine große Rolle, so in den Balladen „Der Heideknabe“ von Hebbel oder „Heinrich der Heilige“ von Kugler.

Der Heideknabe

Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
mit dreißig Talern zum Heideort,
er ward drum erschlagen am Wege
und war doch nicht langsam und träge.

Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
sein Meister und heißt ihm, sich anzuzieh'n
und legt ihm das Geld auf die Decke
und fragt ihn, warum er erschrecke.

„Ach Meister, mein Meister, sie schlagen mich tot,
die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot.“
„Sie ist es für dich nicht alleine,
drum schnell, sonst mach' ich dir Beine!“

„Ach, Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
gleich greifst du“ — zum Stock, will er sagen,
er sagt's nicht, er wird schon geschlagen.

„Ach Meister, mein Meister, ich geh, ich geh,
bring meiner Frau Mutter das letzte Adel
Und sucht sie nach allen vier Winden,
am Weidenbaum bin ich zu finden.“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
die Heide, nebelnd, gespenstiglich,
die Winde darüber sausend,
„Ach, wär' hier ein Schritt wie tausend!“

Und alles so still und alles so stumm,
man sieht sich umsonst nach Lebendigem um,
nur hungrige Vögel schießen
aus Wolken, um Würmer zu speißen.

Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
der alte Hirt schaut eben heraus.
Des Knaben Angst ist gestiegen,
am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach, Hirte, du bist ja von frommer Art,
vier gute Groschen hab' ich erspart,
gib deinen Knecht mir zur Seite,
daß er bis zum Dorf mich begleite.“

Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
am nächsten Sonntag ein gutes Bier,
dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
man nahm mir im Traum drum das Leben.“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
er schnitt sich eben den Stecken zurecht,
jetzt trat er hervor — wie graute
dem Knaben, als er ihn schaute!

„Ach, Meister Hirte, ach nein, ach nein,
es ist doch besser, ich geh' allein!“
der Lange sprach grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten.“

„Da sind die vier Groschen!“ Er wirft sie hin
und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
da klopf ihm der Knecht in den Rücken.

„Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
ei, eile mit Weile, du bist ja noch Kind,
auch muß das Geld dich beschweren,
wer kann dir das Ausruh'n verwehren?“

Komm, setz dich unter den Weidenbaum,
und dort erzähl' mir den häßlichen Traum;
mir träumte — Gott soll mich verdammen,
triff't's nicht mit dem deinen zusammen!“

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
der leistet auch nimmer Widerstand,
die Blätter flüstern so schaurig,
das Wasserlein rieselt so traurig!

„Nun sprich, du träumtest“ — „Es kam ein Mann —“
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?“

„Er zog ein Messer!“ — „War das wie dies?
Er stieß dir's wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle!“

Und fragt ihr, wie's weiter gekommen sei?
So fragt zwei Vögel, die saßen dabei,
der Rabe verweilte gar heiter,
die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böse noch tat,
und auch, wie's der Henker gerochen hat;
die Taube erzählt, wie der Knabe
geweint und gebetet habe.

Heinrich der Heilige

Er stieg den Herzogsstuhl herab:
„Du goldner Reif! Du goldner Stab!
Du edles Hermelingewand!
Nun ist kein anderer Herr im Land!“
Und nächstens war es ihm, im Schlaf,
als ob ein Wort das Ohr ihm traf,
ihn dünkt', als ob sich aus der Wand
hervorhob eine Riesenhand,
die mit dem Finger Zeichen schrieb:
„Nach sechsen!“ — und dann stehenblieb.
Verwirrt fuhr er vom Schlaf empor,
„Nach sechsen!“ dröhnt's in seinem Ohr,
nach sechsen! — Menschensohn, das ist
der Tod! — sechs Tage nur sind Frist.
Da beugt' er seinen stolzen Sinn,
da warf er sich in Demut hin
vor dem, der einzig hält Gericht;
und als des sechsten Morgens Licht
den Erdengrund begann zu färben,
war willig er, bereit zu sterben.
Der Tag ging hin, die Nacht brach an —
die sechste Woche kam heran —
der sechste Mond — er blieb ergeben,
noch fristete der Herr sein Leben.
Und als das sechste Jahr entfloh'n,
ward ihm verlieh'n der Kaiserthron.

Steht es in den Sternen?

Die Sterndeutung geht zurück bis in die ältesten Zeiten der Menschheit. Ihre Heimat ist das Land zwischen Euphrat und Tigris (Chaldäa). Von hier aus verbreitete sie sich über alle Länder, bis nach China und Japan, zu den Griechen und Römern. Das jüdische Volk hat sich aus seinem strengen Monotheismus heraus von einem ausgesprochenen Sternenkult im großen ganzen freigehalten. Wird doch im Alten Testament jede Art von Wahrsagerei, Zauberei und Zeichendeutung und damit auch Sterndeutung mit Todesstrafe geahndet (Lev 20, 27). Diese strenge Anschauung von Sterndeutung mit ihren „armseligen, kraftlosen Natur- und Schicksalsmächten“ (Gal 4, 10) übernahm das Christentum. Es sah in der Astrologie das Erbe des heidnischen Altertums und kannte deshalb gegen sie nur entschlossene Abwehr, vor allem wegen der mit ihr verbundenen neugierigen Ausforschung des göttlichen Willens („Es ist nicht eure Sache, den Tag und die Stunde zu wissen“, Ap 1, 17) und wegen der völligen Schicksalsgebundenheit an den Mechanismus der Gestirne. Die Sterndeuterei mußte den Christen als ein Verrat am Glauben an die Vorsehung eines allmächtigen, weisen, gütigen Vaters im Himmel erscheinen. Schon von den apostolischen Zeiten an setzte eine scharfe Stellungnahme durch die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller ein, die in der Astrologie ein Machwerk der Dämonen erblickten. Augustinus, Athanasius, Leo der Große, Gregor der Große, Ephrem und andere warnten vor diesem orientalischen Aberglauben. In der Zwölfapostellehre heißt es: „Halt dich fern von Beschwörungen, Zauberei und Sterndeuterei!“ Konzilien, Dekrete und Bußordnungen bekämpften das Sterndeuten.

Dieser Kampf konnte freilich keinen durchgreifenden Erfolg haben. War doch zur Zeit, als das Christentum in die Welt trat, das ganze heidnische Leben von dieser Epidemie der Astrologie erfaßt. Es gab, wie zeitgenössische Schriftsteller berichten, außer den Christen vielleicht keinen einzigen römischen Staatsangehörigen, der ihr nicht mehr oder weniger verfallen war. Vor jeder Entscheidung wurde die Astrologie um Rat gefragt. In ihr sah man den Wunsch nach Erkenntnis der Zukunft erfüllt. Unter dem Schein einer Wissenschaft verführte sie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nicht nur das einfache Volk, sondern auch die meisten Gebildeten. Die römischen Kaiser waren ihr fast ohne Ausnahme verfallen. Tiberius hatte den Astrologen Thrasyllus als unzertrennlichen Begleiter. Dieser Mann gewann auf den sonst äußerst verschlossenen Kaiser unbedingten Einfluß. Die Kaiser Hadrian, Otho, Vespasian, Nero und andere hatten ihre Hofastrologen. Dem Kaiser Domitian hatte der Astrologe Askletarion den Tod durch Mord vorhergesagt. Domitian fragte, wie denn des Astrologen eigenes Leben enden würde. Askletarion antwortete, er werde bald von Hunden zerrissen werden. Der Kaiser ließ ihn hinrichten und befahl, sorgfältig seine Verbrennung zu überwachen, damit kein Hund an ihn herankommen könne. Ein Sturm stürzte den Scheiterhaufen um, und der halbverbrannte Leib des Askletarion wurde von Hunden zerrissen. Darauf gab es für Domitian keinen Zweifel mehr, daß auch sein Ende ganz nahe sei. Septimius Severus glaubte so fest an die Astrologie, daß er ein Observatorium nach babylonischem Muster einrichten ließ, dessen sieben Stockwerke die sieben Planeten symbolisierten. Nur wenige Männer gab es im damaligen Rom, die sich von der Ansteckung dieser abergläubischen Seuche freihielten, wie etwa Cicero, der auf die offenkundigen Fehlsprüche der Sterndeuter hinwies: „Was haben die Chaldäer meines Wissens dem Pompejus, Cassius und sogar Cäsar geweissagt, daß jeder erst im hohen Alter friedlich und ruhmreich sterben werde! Deshalb bin ich verblüfft, daß sich noch jemand findet, um solchen Leuten zu glauben, deren Vorhersage man täglich durch die Ereignisse Lügen gestraft sieht.“ Juvenal spottete über die Sterngläubigen: „Hüte dich vor jenen, die ein schmutziges Jahrbuch (ein astrologisches Buch) in den Händen halten, die nicht bis zum nächsten Meilenstein fahren wollen, ohne im Buch des Thrasyllus die schicklichste Stunde dafür ausfindig zu machen. Wenn ihnen ihr Auge juckt, so stellen sie mit

Hilfe ihrer Geburtsstunde die geeignete Arznei fest. Wenn sie krank zu Bette liegen, so dünkt ihnen die geeignetste Stunde zum Essen jene zu sein, welche Petrosiris (ein Sterndeuter) angibt.“

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht auch viele Christen von dem Aberglauben der Sterndeuterei angesteckt worden wären. Es setzte in der Frühzeit des Christentums eine starke Vermengung heidnischer und christlicher Vorstellungen ein. Karl der Große und sein Sohn Ludwig glaubten aus den Sternen Kenntnis über ihren baldigen Tod erhalten zu haben. Die ottonischen Kaiser hatten auf ihren Prunkpalästen die zwölf Tierkreiszeichen über den zwölf Aposteln angebracht und wollten damit wohl andeuten, daß zwischen den Aposteln und den Sternzeichen eine Beziehung bestünde. Wie sich heidnische und christliche Vorstellungen in aller Unbefangenheit vermischten, ist besonders deutlich an dem 1014 hergestellten Krönungsmantel Kaiser Heinrichs zu sehen, der nebeneinander christliche Figuren und die Figuren der antiken Sternbilder zeigte. Zwei Hinweise auf die Beziehung des Mondes zum Krebs und auf den Skorpion können nur astrologisch verstanden werden — gewiß eine Merkwürdigkeit auf dem Krönungsmantel eines christlichen Kaisers!

Von da an trat die Astrologie immer stärker in den Vordergrund, besonders in Italien. Kaiser Friedrich II. führte seinen Astrologen Theodorus mit sich, und Ezzelino da Romano hatte einen ganzen reichbesoldeten Stab von solchen Leuten an seinem Hof. Zu allen wichtigen Unternehmungen mußten sie ihm Tag und Stunde bestimmen. Allmählich scheute sich noch kaum jemand, die Sterne zu befragen. Nicht nur die Fürsten, sondern auch einzelne Stadtgemeinden hielten sich ihre Astrologen. An den Universitäten wurden neben den eigentlichen Astronomen auch noch besondere Professoren der Astrologie angestellt. Selbst Bischöfe und Kardinäle, ja auch einzelne Päpste vermochten sich nicht dem allgemeinen Wahn zu entziehen. (Diese Einstellung mancher Päpste war natürlich ihre persönliche, private Meinung und hatte nichts mit der päpstlichen Unfehlbarkeit zu tun.) Wenn sich selbst einzelne Kirchenfürsten in ihrem Tun von den Sternen bestimmen ließen, darf man sich nicht darüber wundern, wenn die einfachen Christen in astrologischen Kalendern und Büchern etwas über das Weltgeschehen, über Gesundheit, über das Wetter usw. zu erfahren suchten. Selbst fromme und treffliche Leute nahmen

an dem Wahn teil, ohne sich freilich ganz und ohne Vorbehalt ihm zu verschreiben. So führte zum Beispiel Maestro Pagolo von Florenz das Leben eines Heiligen. Er aß beinahe nichts und verachtete alle zeitlichen Güter; als gelehrter Arzt beschränkte er seine Praxis auf seine Freunde, machte ihnen aber zur Bedingung, daß sie beichten mußten; er verkehrte am liebsten im Kreise vorbildlicher Ordensleute. Aber das hinderte ihn nicht, seinen vertrauten Freunden astrologischen Bescheid zu geben.

Der wachsende Einfluß der Astrologie rief klardenkende Gegner aufs Feld. Der Dichter Petrarca rief den Sterndeutern, deren System er in seiner Lügenhaftigkeit durchschaute, zu: „Warum erniedrigt ihr Himmel und Erde und narret vergebens die Menschenkinder? Warum belastet ihr die leuchtenden Sterne mit euren nichtigen Gesetzen? Warum macht ihr uns zu Sklaven der gefühllosen Sterne?“ Giovanni Villani wies unermüdlich darauf hin: „Keine Konstellation der Sterne kann den freien Willen Gottes unter die Notwendigkeit zwingen, noch auch den Beschluß Gottes ändern.“ Pico della Mirandola sah mit Recht im Sternglauben eine Wurzel aller Gottlosigkeit und Unsittlichkeit. Er meinte, eine größere Förderung für das Böse gebe es gar nicht, als wenn der Himmel selbst als Urheber desselben erscheine, dann müsse auch der Glaube an ewige Seligkeit und Verdammnis völlig schwinden. Er sagte: „Mit welcher Dreistigkeit gesellt sich die Astrologie dem Kreis der Wissenschaften zu! Sie ist das Verderben der Philosophie, beschmutzt die Medizin und legt die Axt an den Stamm der Religion. Dem Menschen raubt sie die Ruhe und erfüllt ihn mit ängstigenden Bildern. Den Freien macht sie zum Sklaven, sie lähmt seine Entschlußkraft und treibt ihn auf das Meer des Unheils hinaus.“ Er machte sich die Mühe, die Richtigkeit astrologischer Wettervorhersagen nachzuprüfen. „Einen Winter lang beobachtete ich in meinem Landhaus genau das Wetter der einzelnen Tage und hatte dabei die Angaben der Sterndeuter vor mir liegen. Möge das Schicksal mich strafen, wenn ich nicht die Wahrheit spreche: An mehr als 130 Tagen stellte ich meine Beobachtungen an, und nicht mehr als sechs oder sieben Tage zeigten wirklich das Wetter, das ich in den astrologischen Büchern gefunden hatte.“

Auch Bußprediger wie Bernhard von Siena nahmen den Kampf gegen die abergläubische Sterndeuterei auf. Der berühmte Astronom und Mathematiker Regiomontanus hat sich zwar gelegentlich selber mit Schicksalsdeutung aus

den Sternen abgegeben. So hatte er auf Befehl des Kaisers Friedrich III. für die kaiserliche Braut Leonore von Portugal das Horoskop gestellt. Als sie 1459 ihren Sohn Maximilian, den späteren Kaiser Maximilian I., geboren hatte, wünschte sie von Regiomontanus die Schicksalsdeutung ihres Sohnes aus den Sternen. Diesen Wunsch erfüllte der Gelehrte mit folgenden Worten: „Eine große Last hast du, allerhöchste Kaiserin, auf meine Schultern gelegt, als du von mir verlangtest, das Schicksal deines Sohnes aus den Sternen zu deuten. Denn schwer, außerordentlich schwierig ist es, über die Zukunft etwas Genaueres aus den Sternen zu ersehen. Wer dies unternehmen will, muß viele Dinge kennen. Wer wird die Natur der Sterne und ihren verschiedenen Einfluß richtig bewerten, falls er nicht eine vollständige Kenntnis der Wissenschaft und Philosophie besitzt? Wenn schon kein Arzt ohne lange Erfahrung den Ausgang der Krankheit sicher und richtig beurteilen wird, wer wird dann zweifeln, daß ein großes und dauerndes Studium nötig ist, um die Sterne richtig zu deuten? ... Als ich mich an die Arbeit machte, befiel mich ein großer Schrecken; obwohl mir die Natur eine gewisse Begabung mitgegeben hat, so weiß ich doch, daß ich die hiezu nötigen Kenntnisse nicht habe. Jedoch muß ich der allerhöchsten Kaiserin gehorchen. Wenn ich also meinen Auftrag weniger gut ausführen sollte, so meine ich, daß nicht nur mir, dem Gehorchenden, sondern auch dir, der Befehlenden, die Schuld zugeschrieben werden müsse.“ Später kamen Regiomontanus immer mehr Zweifel an der Richtigkeit astrologischer Vorhersagen. Offen spricht er sich darüber aus: Er möchte seine Zeit nicht zu sehr mit astrologischen Vorhersagen vergeuden. Es werde sich für ihn noch Gelegenheit bieten, darüber zu schreiben, was daran schwankend und fragwürdig sei, wie ihre Verfasser sich gegenseitig widersprächen und nicht einmal sich selbst treu blieben.

Ähnlich wie Regiomontanus erging es dem gelehrten Astronomen Tycho Brahe, der in einem Brief schreibt: „Ich kann dir meine Meinung nicht verbergen, daß ich mich nicht gern mit der Astrologie, der Sterndeutung und den Vorhersagen einlasse, weil darauf nicht viel zu geben ist, sondern ich allein die Astronomie, die den wunderlichen Lauf der Gestirne erforscht, seit einigen Jahren in eine richtige Ordnung zu bringen mich bemühe.“ Auch Kepler, der einige Jahre hindurch selber in Kalendern astrologische Vorhersagen veröffentlicht und auch für Wallenstein das Horoskop gestellt hatte, das aller-

dings in den meisten Punkten nicht eintraf, bekam Zweifel und schrieb an einen Bekannten: „Ich höre, Euch sei auf Grund der Astrologie Böses widerfahren. Ich frage Euch, haltet Ihr diese für wert, daß man sich ihr wegen so etwas gefallen läßt?“ Kepler konnte sich in vielen Fällen überzeugen, daß seine Horoskopvorhersagen Fehlschläge waren. Er meinte ganz richtig: „Das Treffen behält man nach Weiberart; aber das Fehlen vergißt man, weil es nichts Besonderes ist. Darum bleibt der Astrologus in Ehren.“

Ähnlich meinte Martin Luther, der die Sterndeuterei mit Würfelspielereien verglich: „Wenn's einmal oder zweimal zutrifft, daß man zwölf wirft, so können sie die Kunst nicht genug rühmen. Aber von anderen, da sie oft gefehlt haben, schweigen sie still.“ Luther äußerte sich öfter recht drastisch gegen die Astrologie: „Es ist ein Dreck mit ihrer Kunst. Was von Gott geschieht und sein Werk ist, das soll man nicht dem Gestirn zuschreiben. Die Astrologie ist gar keine Wissenschaft, denn sie hat keine Grundlage und keinen Beweis, darauf man gewiß, ohne zu wanken, fußen und auch Grund fassen könnte.“ Im Gegensatz zu Luther war sein Freund und Mitarbeiter Melanchthon ein überzeugter Anhänger und hielt Vorlesungen über Astrologie.

Die Lehre des Kopernikus, welche die Erde als ruhenden Mittelpunkt der Welt entthronte und zur Begleiterin der Sterne machte, brachte die Astrologie in ein völliges Durcheinander. Die Erde schrumpfte zusammen, die Sonne wuchs ins Riesige, der Sternenhimmel, der bisher wie eine Abschlußwand gewirkt hatte, vor der sich der Lauf der Gestirne abspielte, löste sich in ungezählte nahe und ferne Sterne auf. Die Sterndeutung hatte alle Grundlage verloren, was freilich nicht verhinderte, daß der abergläubische Sterndeuterwahn auch in den folgenden Jahrhunderten zäh am Leben blieb und in unseren Tagen wieder eine neue Blütezeit erlebt. Das Volk wird heute überschwemmt mit astrologischen Zeitschriften, Kalendern und Broschüren. So ungeheuer auch der Blödsinn ist, den die Sterndeuter verkünden, ihr Geschäft blüht. Es gibt heute eine astrologische Juwelierkunst, die alle Tierkreisbilder in Fingerringe und Amulette graviert zur Bannung irgendeines ungünstigen Einflusses; es hat sich eine förmliche Edelsteinmystik herausgebildet. Es gibt eine astrologische Medizin, die Diagnosen stellt und Heilmittel verschreibt nicht nach Beobachtung und Untersuchung des Kranken, sondern nach der

Stellung der Gestirne. Es gibt eine astrologisch ausgerichtete Politik (Hitler und seine Gefolgsleute hatten ihre eigenen Astrologen). Es gibt astrologisch beratene Wettinstitute und Lottostellen, eine astrologische Eheanbahnung, eine astrologische Mode, astrologische Wochenhoroskope.

Was ist von diesen Wochenhoroskopen zu halten?

Die meisten Illustrierten und Kalender bringen regelmäßig astrologische Vorhersagen, Jahres-, Monats- und Wochenvorhersagen. Nach diesen „prophetischen“ Voraussagen richten nicht wenige Geschäftsleute ihr Unternehmen ein, andere gestalten darnach ihr gesamtes Leben in bezug auf Speise, Gesundheit, Wirtschaft, Beruf, Freundschaft, Liebe. Einfache und gebildete Leute halten sich gewissenhaft an die zukunftsdeutenden Rezepte der modernen Sterndeuter. Heute weiß beinahe jedes zwölfjährige Schulmädchen, in welchem Sternzeichen es geboren ist. Es weiß auch, was über dieses Jungfrauen-, Waage- oder Krebszeichen im Wochenhoroskop der Illustrierten „geweissagt“ ist, und es richtet sich bewußt oder unbewußt nach diesen Angaben in seinen kleinen alltäglichen Entschlüssen. Ein Herr erzählte: „Letzthin kam ein Schüler zu mir gestürmt, er müsse unbedingt sofort ein umfassendes Horoskopbuch haben; er habe einen wichtigen Berufsentscheid zu treffen und möchte wissen, wie sein Horoskop augenblicklich steht.“

Daß diese in den verschiedensten Blättern veröffentlichten Wochenhoroskope mit einer ernstesten astrologischen Aussage überhaupt nichts zu tun haben, müßte jedem Einsichtigen klar sein. Wissen denn die Horoskopgläubigen nicht, in welcher Weise diese Horoskope zustande kommen? Der Redakteur eines vielgelesenen Familienblattes hat sich einmal ehrlich darüber ausgesprochen: „Natürlich ist das ein Riesenschmarren. Wir beziehen unsere Horoskope von einem Pressedienst ganz billig. Manchmal kommt der Wochenzettel nicht rechtzeitig an, dann machen wir die Horoskope eben selbst schnell oder nehmen ein altes und wechseln einfach die Sternzeichen aus. Es ist noch nie jemand aufgefallen. Wie sollte es auch auffallen, da es doch nur

ein Krampf ist, so oder so.“ Ist es nicht erschütternd und beschämend, wenn man sehen muß, mit welcher andächtigen Gläubigkeit viele Menschen ihr Wochenhoroskop studieren und mit welcher Ängstlichkeit sie sich daran halten, ohne zu bedenken, daß es sich dabei um eine bewußte Irreführung, um aufgelegten Schwindel handelt? Die Wochenblätter, die regelmäßig diese Horoskope veröffentlichen, spekulieren auf die Dummheit der Leser, und sie tun dies mit größtem Erfolg. Die Aufnahme solcher „am feuchtfröhlichen Biertisch fabrizierten Horoskope“ (dieser Ausdruck stammt von einer solchen Zeitung selber) hat den Blättern eine so hohe Auflage verschafft, daß sie aus Geschäftsgründen nicht mehr wagen könnten, auf das Mätzchen der Horoskope zu verzichten, und so helfen sie tapfer mit, Woche um Woche die leichtgläubigen Massen zu umnebeln und zu verdummen.

Nur wenige machen sich Gedanken über die Frage: Warum haben die Menschen, die zur selben Stunde geboren sind, nicht auch das gleiche Schicksal? Warum soll die Konstellation bei der Geburt den Vorzug haben vor derjenigen der Empfängnis? Warum schützt die größte Verschiedenheit des Horoskops die einzelnen nicht vor dem gleichartigen Schicksal, etwa bei Erdbeben, Sturm, Feuersbrunst, Flugzeugunglück? Warum haben Zwillinge, die doch das gleiche Horoskop haben, nicht auch das gleiche Schicksal?

Nichts hat sich erfüllt

Eine Prüfung der astrologischen Vorhersagen zeigt in unwiderleglicher Weise, wie wenig Verlaß darauf ist. In den meisten Fällen wird man die Beobachtung machen, daß soviel wie nichts von all dem Geweissagten eingetroffen ist. Dafür nur ein paar Beispiele:

Carion, ein Astronom aus der Reformationszeit, hatte Martin Luther vorausgesagt, daß er als Ketzer verbrannt würde. Nach Keplers Horoskop sollte Wallenstein mit 70 Jahren an Fieber sterben. Der Sohn des berühmten Sterndeuters Nostradamus, der sich ebenfalls mit Horoskopstellung beschäftigte, hatte für 1575 den Brand der südfranzösischen Stadt Le Pouzin vorausgesagt. Da er den trügerischen Sternen nachzuhelfen suchte und Feuer legte, wurde

er hingerichtet. Der frühere österreichische Außenminister Schober ließ sich 1931 von der bedeutenden Pariser Astrologin Leila sein Horoskop stellen. Die Deutung lautete: „Österreich erhält 1931 einen Diktator, Italien kommt Mitte 1931 in Konflikt mit Frankreich und nimmt Savoyen; Österreich erhält Tirol zurück. Schober wird im Dezember 1931 österreichischer Diktator und bleibt es 25 Jahre lang bis zu seinem Tod.“ Nichts von allem ging in Erfüllung. Für 1933 hatten mehrere Astrologen den Aufstieg des Generals Schleicher und den Abstieg Hitlers vorausgesagt. Drei der berühmtesten englischen Astrologen hatten kurz am Vorabend des zweiten Weltkrieges 1939 prophezeit, Hitler werde keinen Krieg anfangen. Einer von ihnen schrieb im „Sunday Express“: „Falls ein Krieg kommen sollte, wird nicht Hitler, sondern werden andere den ersten Schlag führen.“ Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß war von den Astrologen vorausgesagt worden, die Sterne hätten ihn zum Versöhner zwischen Deutschland und England bestimmt. Für seinen Flug nach England rechneten sie den günstigsten Tag aus. Wie der Versöhnungsflug nach England ausging, ist bekannt. Einer der bedeutendsten Sterndeuter Italiens sagte für 1949 die Ermordung Tschiang Kai-scheks voraus. Im gleichen Jahre ließ er auch Stalin sterben, der aber erst 1953 starb. Im Jahre 1951 verkündete der Astrologe Parm: „Es wird kein gutes Jahr für die Landwirtschaft geben.“ In Wirklichkeit war es, wie das Wirtschaftsministerium mitteilte, die beste Ernte seit Kriegsende.

Für das Jahr 1954 gaben die Astrologen folgende Prophezeiungen zum besten: Mao Tse-tung wird ermordet, Winston Churchill stirbt, Hitler wird in seinem Berliner Versteck gefunden, Mossadegh wird von seinen Anhängern befreit und entführt.

Für 1955 wurde prophezeit: Die Königin Elisabeth von England wird vor die schwerste Entscheidung ihres Lebens gestellt, Mendès-France wird nach größerem Aufstieg ein rasches Ende nehmen, Eisenhower wird sich Malenkow gegenüber überlegen zeigen, im letzten Jahresdrittel wird er sich zu einer drastischen Entscheidung in der Chinafrage gezwungen sehen.

Zu Beginn des Jahres 1956 behauptete die Astrologin Zaepfel, daß Peron wieder die Macht ergreifen werde. Prinzessin Margaret werde einen britischen Lord heiraten. Die Astrologin Rivire sagte einen starken Ausbruch des Vesuvs voraus. Der Astrologe Copart erklärte, im Jahre 1956 würden die ersten

Bewohner der Planeten Mars und Venus den Erdenpilgern ihre Existenz anzeigen . . .

Im Jahre 1963 sagten die Astrologen dem Kaiserpaar von Persien als zweites Kind einen Jungen voraus. Man las die großen Überschriften in den Sensationsblättern: Farah bekommt einen zweiten Jungen! In Wahrheit aber kam statt des prophezeiten Jungen ein Mädchen!

Nichts von alledem traf ein, sowenig wie eine für 1956 angekündigte Reise des Papstes nach Amerika, die Rückkehr Togliattis in den Schoß der Kirche, der Sturz Nehrus usw.

Wie astrologische Büros zu arbeiten pflegen

In einem Artikel der Pariser Zeitschrift „Panorama chrétien“ schrieb Maurice Colinon: Die Technik der astrologischen Inserate ist in allen Fällen gleich. Das erste Angebot erfolgt entweder völlig gratis („Sie zahlen nur, wenn Sie zufrieden sind“) oder fordert nur einen Ersatz für die Auslagen (zwei oder drei Briefmarken). Das scheint ein ehrliches, selbstloses, sozusagen rein menschenfreundliches Geschäft zu sein.

In Wirklichkeit aber verfolgt dieses erste Vorgehen nur den Zweck, dem Horoskopbüro Namen und Adressen zu verschaffen, aus denen man später möglichst viel herauszuholen beabsichtigt. Der Korrespondent erhält ein „Teilhoroskop“, dazu einen drängenden Brief, in dem er aufgefordert wird, den vollen Tarif zu zahlen, wofür er in die Kartei des Magiers aufgenommen wird. Die Karten dieser Kartei sind das wichtigste.

Die Stenotypistinnen bereiten nun sofort drei Briefe nach einem feststehenden Muster vor: erst ein Lockbrief, dann ein Erinnerungsbrief und schließlich eine letzte Mahnung.

Wenn man sich zum Beispiel an das „Büro für horoskopische und astrologische Studien“, eine namhafte Firma dieser Art, wendet, bekommt man postwendend einen langen Brief, der scheinbar (wie behauptet wird) „speziell für Sie diktiert“ worden ist. In Wirklichkeit handelt es sich um eine geschickte

Vervielfältigung. Der Brief lautet: „Sehr geehrter Herr! Die Himmelskarte, die ich nach Ihren Sterndaten aufgestellt habe, kann, wenn sie auch sich widersprechende Kräfte enthält, von denen einige einander gegenseitig aufheben (!), doch eine wesentliche Besserung Ihrer Lage auf allen Gebieten für Sie erhoffen lassen. Es erweckt jedoch den Eindruck, als ob Sie Ihren Weg nicht kännnten und zögerten. Und doch finden sich ausgezeichnete Dinge in Ihrer Himmelskarte, und es würde mir Freude machen, meine Untersuchungen mit der Aufstellung Ihres ganzen Horoskops zu vollenden. Ihr Schicksal scheint mir in der Tat besonders interessante Daten zum Studium zu enthalten . . .“

So geht es zwei Seiten lang weiter, gewürzt mit klugen Gemeinplätzen und einigen geschickt angebrachten Schmeicheleien und weisen Ratschlägen. („Vermeiden Sie es, sich Personen Ihrer Umgebung anzuvertrauen und diese um ihren Rat zu bitten. Ich allein kann Ihnen die Ratschläge und Anleitungen geben, die notwendig sind, damit Sie das Glück finden, auf das Sie Anspruch haben.“)

Es folgen der Preis („vertraulich und ausnahmsweise“) und das Versprechen eines „wunderbaren Talismans aus radioaktivem Metall“.

Hat man nach einem Monat noch nicht darauf reagiert, erhält man den Brief Nummer zwei. Er lautet folgendermaßen: „Sehr geehrter Herr! Ich kann zur Zeit keine nennenswerte Besserung in Ihrem Leben feststellen. Es ist jedoch dringend erforderlich, daß Sie bestimmte Tatsachen kennenlernen, die sich in den Aspekten Ihrer Himmelskarte abzuzeichnen scheinen . . . Wenn ich mir erlaube, in meinen Untersuchungen nicht nachzulassen, so geschieht dies in Ihrem ureigensten Interesse. Ich möchte annehmen, daß Ihr Zögern nur auf den (übrigens mäßigen) Betrag der geforderten Honorare zurückzuführen ist. Daher erkläre ich mich, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich mich für Ihr Schicksal interessiere, und um mich zugleich an der gegenwärtigen Preissenkungkampagne zu beteiligen (!), zu einem neuen Opfer zu Ihren Gunsten bereit...“

Beißt man jedoch auch dann noch nicht an, so kommt der Brief Nummer drei, die letzte — pathetische — Mahnung: „Sehr geehrter Herr! Bei einer Durchsicht der Akten, die mir als besonders interessant erscheinen, stieß ich zufällig auch auf Ihre . . . Zunächst wollte ich sie vernichten, jedoch aus dem Wunsche

heraus, Sie zu beraten, möchte ich dies nicht tun, ohne Sie vorher verständigt zu haben. Bevor ich Sie ohne Führer und ohne Stütze lasse, ziehe ich es vor, auf jedes persönliche Honorar zu verzichten und Ihnen Ihr Horoskop gegen einen Betrag von . . . zuzusenden.“

Das wär's! Um so schlimmer für Sie, da Sie nun „ohne Führer und Stütze“ bleiben müssen, es sei denn, Sie wenden sich an eine Konkurrenzfirma (an denen es wahrlich nicht fehlt!) . . .

Mit geringfügigen Abweichungen ist das System überall das gleiche. Das Geschäft blüht im allgemeinen einige Jahre. Danach setzen die ersten Klagen das Gericht in Bewegung. Die Bude wird geschlossen, man zahlt seine Geldstrafe und geht woandershin.

Eines dieser Büros konnte ich drei Jahre lang aus der Nähe verfolgen. Seine Reklame zeichnete sich durch besondere Plumpheit aus. Trotzdem erhielt dieser „Magier“ 58.000 Bestellungen auf Versuchshoroskope, von denen sich 16.000, also ein Drittel, in Bestellungen eines vollständigen Horoskops umwandelten. Vor Gericht gab der Mann zu, einen Gewinn von rund 250.000 DM erzielt zu haben. Er wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, entließ seine sieben Sekretärinnen, bestieg seinen prächtigen amerikanischen Wagen und begab sich auf sein Landgut, das er sich gekauft hatte. Dort gibt er sich, noch heute allgemein geachtet, den gesunden Freuden der Landwirtschaft hin.

Noch besser kennt man die Geschichte von „Fakir Birman“, der, wie man sich denken kann, weder Fakir noch Birmane war, sondern Charles Fosseze hieß und aus Saint-Étienne stammte. Als man ihm kurz vor dem letzten Krieg die Bude schloß, eröffnete er ein Geschäft und schrieb in seiner reichlichen Freizeit seine Memoiren. Dabei las er die Karten seiner alten Kunden noch einmal durch und ordnete sie neu. Ihre Zahl belief sich auf 502.000. An erster Stelle standen Lehrer, Ärzte und Geschäftsleute. Der Beruf, von dem kein einziger Vertreter auf ihn hereinfl, waren — die Gerichtsvollzieher!

Astrologie und Christentum

Schon im Vorausgehenden wurde gezeigt, in welcher Abwehrstellung das Christentum zur Astrologie alle Jahrhunderte hindurch stand. Von den wenigen Päpsten, die Opfer der allgemeinen Zeitanschauung wurden, abgesehen, hat die katholische Kirche die Sterndeutung aufs entschiedenste bekämpft. Unter den Päpsten (vor allem unter Pius II. und Sixtus V.), auf Synoden und in Dekretalien wurden die Christen vor diesem gefährlichen Aberglauben gewarnt. Die Sterndeuterei zerstört in ihren Anhängern den christlichen Glauben an die liebevoll waltende Vorsehung Gottes und die menschliche Freiheit. Darum ist sie, sowohl das Stellen wie das Sich-Stellen-Lassen von Horoskopen, sündhaft. Wenn das Wort der Astrologen wahr wäre: „Sternenlauf ist Schicksalslauf, niemals hält der Mensch ihn auf“, dann stünde unser ganzes Handeln unter dem unbeugsamen Befehl der Sterne. Dann waltet über uns nicht die Vorsehung des gütigen, weisen, allmächtigen Vaters, sondern ein blindes Geschick, dem wir nicht entgehen können. Dann gibt es keine Willensfreiheit, aber auch keine Sünde, und damit keinen Himmel und keine Hölle. So unterwühlt die Astrologie das ganze Gebäude des Christentums. Schon Dante hat sich deshalb gegen die Sterndeuterei seiner Zeit gewandt und läßt im 16. Gesang des Purgatoriums den Venezianer Marco Lombardi sagen:

Ihr, die ihr lebt, schreibt Vorkommnisse
allein den Sternen zu, als wenn sie alles
in ihrem Lauf notwendig mit sich rissen.
Zerstört in euch wär', wenn sich's so verhielte,
die Willensfreiheit, und gerecht nicht wär' es,
wenn Gutes Lust und Böses Leid erzielte;
die Sternwelt gibt den Anstoß euch zum Handeln,
nicht jedem, sag ich; doch gesetzt, ich sagt' es,
so habt ihr Einsicht, recht und falsch zu wandeln.

Dem Glauben an die zwingende Macht der Sternwelt stellt das Christentum den frohmachenden Glauben an die göttliche Vorsehung gegenüber. In ihr, die in harmonischer Weise menschliche Willensfreiheit und göttliches Vorherwissen zusammenfaßt, fühlen wir uns geborgen wie Kinder im Schutz des

Vaters. Wir wissen: Gott ordnet und lenkt alles in Weisheit und Kraft, in Güte und Liebe. Wenn es Gott für gut findet, über unsere Zukunft einen Schleier zu werfen, dann zeigt sich darin seine fürsorgende Liebe. Welch ein lastender Druck wäre das für die meisten Menschen, wenn sie alles voraussehen, was die kommenden Jahre und Tage ihnen an Leid und Mißgeschick bringen! „Jedem Tag genügt seine Plage“, sagt der Herr. (Mt 6, 34.)

Die Sterndeuterei zerstört im Menschen das Verantwortungsbewußtsein. Gerade darin liegt zu einem erheblichen Teil der Grund für die weite Verbreitung der Astrologie. Der heutige Mensch flieht die Verantwortung. Es ist so bequem, die Schuld von sich auf andere abzuwälzen und zu Gott sagen zu können: Wie kannst du mich zur Verantwortung ziehen? Ich konnte ja nicht anders, ich mußte so handeln. Ich bin eben im Zeichen des Wassermanns (oder des Krebses oder des Stieres) geboren. Sie müßt du zur Rechenschaft ziehen, sie müßt du bestrafen. Ich handelte ja nur als ihr willenloser Sklave.

Aber wir sind nicht bloß als willenlose Hampelmänner auf die Welt gekommen, die sich von Krebs oder Waage am Draht ziehen lassen müssen. Unser Schicksal ruht in Gottes Hand, und er legt es uns zur freien Willensentscheidung vor und sagt: Wähle! Es steht bei dir, das Ja zu wählen oder das Nein, den Segen oder den Fluch, das Leben oder den Tod.

Auch wir Christen wollen nicht einen gewissen kosmischen Einfluß der Gestirne auf unser Leben leugnen. Ein gewisser Einfluß auf unsere Gesundheit und unser Seelenleben und damit eine indirekte, aber nicht zwingende Beeinflussung unserer Entscheidungen kann ohne weiteres angenommen werden. Der Zusammenhang zwischen Mondzeiten und Ebbe und Flut ist eine Tatsache, ebenso auch die Mondsüchtigkeit und der Zusammenhang zwischen Mondphasen und Regelmäßigkeiten im weiblichen Organismus. Elektrisch aufgeladene Luft bringt nicht nur Gewitter, sondern auch Spannungs- und Reizzustände beim Menschen. Man hat in vielen Untersuchungen einen Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Epidemien festgestellt. Wer hätte es nicht am eigenen Leib erfahren, wie sich bei Föhn die Nervosität und Reizbarkeit steigert, wie an solchen Tagen die Autounfälle sich häufen, wie die wissenschaftliche Arbeit gelähmt wird? Alle diese astralen Einflüsse mögen indirekt auf Gemüt und Charakter des einzelnen Menschen und ganzer

Völker einwirken. Aber von einem unmittelbaren, zwingenden Einfluß und einer notwendigen, unausweichlichen Beziehung zu menschlichen Schicksalen kann keine Rede sein. Nicht in die Sterne ist unser Schicksal geschrieben. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, sagt Schiller mit Recht.

(In der neuesten Zeit ist übrigens die Astrologie zum Teil von dem zwingenden, den freien Willen aufhebenden Einfluß der Gestirne abgekommen. Die sogenannte symbolische Astrologie lehrt: Planeten wirken nicht, sondern deuten nur an. Die Sterne enthalten nicht das Fatum. Ihre Aussage ist kein Ausdruck eines unabdingbaren Schicksals, es werden von den Sternen nur Möglichkeiten des Schicksals angedeutet.)

Wie stellt sich die Wissenschaft zur Astrologie?

Auf einer Tagung in Bonn (1949) nahm die Astronomische Gesellschaft in folgender Entschließung zur Astrologie Stellung:

„Die Astronomische Gesellschaft als Vertreterin der astronomischen Wissenschaft in Deutschland nimmt ihre diesjährige Tagung in Bonn zum Anlaß, die Öffentlichkeit vor dem immer mehr sich verbreitenden Unfug der Astrologie eindringlich zu warnen. Was heute als Astrologie auftritt, ist nichts anderes als eine Mischung von Aberglaube, Scharlatanerie und Geschäft... Astrologie ist lediglich ein System willkürlich angenommener Spielregeln. Ein solches System kann nicht den Anspruch erheben, wissenschaftlich begründete Deutungen und Prognosen in privaten und öffentlichen Angelegenheiten zu geben.“

Ein österreichischer Gelehrter schrieb 1948 im Wiener Kirchenblatt: „Astrologie mag sich hundertmal als Wissenschaft erklären, in Wahrheit ist sie eine Lehre ohne wahren und wirklichen Grund, ohne ein richtiges Fundament. Die Sonne und der Mond haben sicher auf die Erde, das Wachstum der Pflanzen, auf die Gesundheit der Menschen und auch auf ihre Gemütsverfassung einen gewissen Einfluß. Das wird niemand leugnen. Sicher ist aber ebenso, daß die Sterne und Sternbilder viel zu weit von der Erde entfernt sind, als daß sie auf

die natürliche Gestaltung der Dinge, der Lebewesen und damit auch der Menschen einen Einfluß haben könnten. Auf das Schicksal und die Gestaltung des menschlichen Lebens haben sie noch viel weniger Einfluß. Das hieße die Freiheit, den freien Willen und den Verstand der Menschen zu beeinflussen und beeinträchtigen, was tatsächlich nie der Fall war und ist. Die Verantwortung der Menschen für ihr Tun und Handeln und damit auch für die Gestaltung ihres ganzen Lebens wird durch keinen Stern und kein Sternbild aufgehoben. In den Sternen steht das Schicksal des Menschen nie geschrieben, von den Sternen, den Sternbildern und der Zeit, da jemand geboren ist, hängt die Gestaltung seines Lebens nie und nimmer ab. Wer an solche Sachen glaubt, geht irre und gibt sich einem Aberglauben hin.“

Der Münchner Universitätsprofessor Kerscheneiner schrieb: „Ich halte die Astrologie für eine geistige Krankheit, die die Menschheit immer wieder heimsuchen wird. Wo das geläuterte religiöse Leben sinkt, steigt in der Menschheit immer der astrologische Glaube.“

Dr. Willkens, der Direktor der Münchner Sternwarte, bezeichnete die Sterndeuterei als eine Chimäre, deren sich das deutsche Volk schämen sollte. Sie gehört in den Kuriositätenkram der menschlichen Narretei.

Die Uhr blieb stehen

Von Todesanmeldungen und Todesahnungen

Es gibt nicht wenig Leute, die gewaltig erschrecken, wenn ohne sichtbaren Grund eine aufgezugene Uhr stehenbleibt. „Ein Sterbender hat sich angemeldet!“ Weitverbreitet ist der Glaube, daß Sterbende zuweilen aus der Ferne ihr Sterben anzeigen, auffallenderweise vielfach nicht bei den nächsten Angehörigen. Diese Verständigung kann auf die verschiedenste Weise erfolgen: die Uhr bleibt stehen, die Hausglocke läutet, eine Klaviertaste schlägt an, Türen öffnen und schließen sich geräuschvoll, eine Vase fällt von der Kommode, ein Bild löst sich vom Haken und fällt zu Boden, ein Glas im Schrank zerspringt . . . Es wird sich wohl manches hinterher als Einbildung herausstellen, als Täuschung, als Erfindung. Aber daß Todesanmeldungen vorkommen, ist eine nicht zu leugnende Tatsache. Wie sie zu erklären sind, ist heute noch strittig. Wir wissen nicht, ob es sich dabei um unbekannte Kräfte handelt, ob die Erscheinungen rein geistiger Art sind oder ob sie eine stoffliche Grundlage haben. Es hat den Anschein, daß die in die Ferne wirkenden Seelenkräfte bei dem gewaltigen Vorgang der Loslösung vom Leib ungewöhnlich gesteigert sind. Die Wissenschaft nennt diese Fernwirkung der Seele Telepathie. Man bräuchte aber vielleicht gar nicht an eine Fernwirkung der Seele zu denken. Nach christlicher Philosophie ist der vom Leib gelöste Geist unabhängig vom Raum. Er kann dort sein, wo er tätig werden will. So wäre es wohl möglich, daß eine Seele im Augenblick ihrer Lostrennung vom Leib

die räumlichen Schranken durchbrechen und sich an dem Ort bemerkbar machen kann, mit dem sie eine besondere Beziehung verknüpft. Schopenhauer, zu dessen Zeiten man freilich von parapsychologischen und okkultistischen Untersuchungen noch wenig wußte, meinte: „Der lebhafteste und sehnsüchtige Gedanke eines anderen an uns vermag die Vision seiner Gestalt in unserem Gehirn zu erregen, nicht als bloßes Phantasma, sondern so, daß sie leibhaftig und von der Wirklichkeit ununterscheidbar vor uns steht. Namentlich sind es Sterbende, die dieses Vermögen äußern und daher in der Stunde ihres Todes abwesenden Freunden erscheinen . . .“

Es gibt eine Reihe von Todesanmeldungen, die einwandfrei bezeugt sind. Hier ein paar Beispiele:

Liselotte von der Pfalz schrieb 1719 in einem Brief an ihre Stiefmutter: „Die Prinzeß von Tarent hat mir erzählt, daß an demselben Tag und zur selben Stunde, als ihr Onkel, Landgraf Fritz, umgekommen ist, sie mit der Frau Äbtissin (der Tochter der Königin von Böhmen) im Park lustwandelte. Sie gingen Arm in Arm. Auf einmal stieß die Prinzeß von Tarent einen lauten Schrei aus und sagte, jemand drücke ihren Arm ganz abscheulich. Man besah den Arm, da sah man vier Finger und einen Daumen abgedrückt, ganz blau. Sie schrieb gleich nieder, was geschehen war, und sagte dabei: „Mein Onkel, Landgraf Fritz, muß tot sein. Denn er hat mir versprochen, mir ganz bestimmt Lebewohl zu sagen.“ Es fand sich in der Tat hernach, daß er am selben Tag umgekommen war.

August der Starke von Sachsen erkrankte bei einem Besuch am preußischen Hof. Als er die Heimreise antrat, befahl König Friedrich Wilhelm seinem Minister Grunkow, den König von Polen bis an die Grenze zu begleiten und ihn in einem preußischen Schloß noch standesgemäß zu bewirten. Am anderen Morgen setzte der König seine Reise fort. Einige Tage später bemerkte Grunkow während der Nacht, daß sich die Tür des Vorzimmers, worin der Kammerdiener schlief, öffnete. Wie erstaunte er, als er deutlich die Gestalt des polnischen Königs — so bekleidet, wie er ihn zum letztenmal gesehen hatte — auf sich zukommen sah und dieser ihn ansprach: „Mon cher Grunkow, je viens de mourir ce moment à Varsovie — Lieber Grunkow, ich liege eben zu Warschau im Sterben.“ Dann schritt der König wieder zur nämlichen Tür hinaus, durch die er hereingekommen war. Grunkow klingelte und fragte den

herbeieilenden Kammerdiener, ob er nicht gesehen habe, wer soeben herein- und hinausgegangen wäre. Der Kammerdiener hatte nichts gesehen.

Vierzig Stunden später traf aus Warschau die Nachricht in Berlin ein, daß der König von Polen zu der nämlichen Stunde, in der Grunkow die Erscheinung gesehen hatte, in Warschau gestorben sei.

Die Großmutter Goethes, *Anna Maria Textor*, kam einst nach Mitternacht in die Schlafkammer ihrer Tochter und blieb bis zum Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst nicht zu sagen sich getraute. Am anderen Morgen erzählte sie, daß etwas im Zimmer geraschelt habe wie Papier. In der Meinung, das Fenster sei offen und der Wind jage die Papiere von Vaters Schreibtisch im anstoßenden Studierzimmer umher, sei sie aufgestanden, aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier, endlich seufzte es tief auf und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daß es sie kalt anwehte. Darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen.

Kurz hernach ließ sich ein Fremder melden. Da dieser nun auf die Hausfrau zuzuging und ihr ein ganz zerknittertes Papier reichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Es stellte sich heraus: Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod verspürt hatte, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben, aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskrampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und sei damit auf der Bettdecke hin und her gefahren, habe endlich zweimal tief aufgeseufzt, und dann sei er verschieden . . .

Der Maler *Ludwig Richter* erzählte aus seiner Jugend: Eines Nachts erwachte ich aus dem Schlaf durch ein nahes Getöse. Der Mond erhellte trotz der herabgelassenen Rollos genugsam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater schlief. Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen aus und war erstaunt, meinen Vater ebenfalls sitzend im Bett und gespannt horchend zu finden. „Hast du den Lärm auch gehört?“ fragte er mich. In demselben Augenblick ging das Getöse von neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwischen ein schmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Kabinett erscholl, welches an das nebenanliegende Atelier stieß und in dem sich eine schöne Sammlung von Gipsabgüssen und die Kupferstichsammlung des Vaters befand.

Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich die größeren und kleinen Figuren herabstürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß keine Täuschung obwalte, sprang Papa aus dem Bett, ergriff einen Säbel — eine Reliquie vom Schlachtfeld —, welcher an der Wand hing, und marschierte so, im Hemd, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Sarras in der Hand, nach der Tür. Ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das schrecklich spukende Gipskabinett zur Ratten-, Diebes- oder Geisterschlacht ziehen lassen, oder ich fürchtete mich, allein zurückzubleiben; kurz, ich sprang mit einem kühnen Satz ebenfalls aus dem Bett, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißschiene. Wir öffneten vorsichtig die Ateliertür und, da sich hier nichts zeigte, auch die Tür zum Gipskabinett. Wir glaubten in eine grauenvolle Zerstörung sehen zu müssen, aber nichts von alledem. Es war mäuschenstill, wie es nach Mitternacht in einem stillen Hof nur sein kann . . . Alles präsentierte sich in schönster Ordnung und ohne irgendeine Verletzung unseren Blicken. Was nun? Wir sahen in den Hof hinaus, still und ruhig wie immer. Von oben schien der Vollmond hinein, und das ganze Haus lag im tiefsten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts. Ich legte die Reißschiene wieder ins Atelier. Papa hängte seinen Sarras an die Wand, und wir zogen kopfschüttelnd über dieses Abenteuer in unsere Betten zurück. Die nächste Nacht verging sehr ruhig. Aber am frühen Morgen kam Frau Harnapp in unsere Schlafkammer und rief: „Ich muß Ihnen eine Nachricht bringen!“ — „Ich weiß es schon“, unterbrach sie der Vater, „der alte Zingg (ein Maler und Freund Richters) ist gestorben.“ Und so war es in der Tat.

Flammarion berichtet dieses Vorkommnis:

In *Andlau* (Elsaß) saßen, nachdem man vergebens auf die Rückkehr des auf die Jagd gegangenen Hausherrn gewartet hatte, mehrere Personen an der Frühstückstafel, als bei völliger Windstille und heiterem Himmel, von allen wahrgenommen, das offenstehende Fenster des Speisezimmers plötzlich mit großer Gewalt zuschlug und sich sofort wieder öffnete. Alle waren vor Schrecken starr, und die Dame des Hauses rief: „Es steht uns ein Unglück bevor!“ Nach knapp einer Stunde brachte man den Gatten, durch die Brust geschossen, auf einer Tragbahre ins Haus. Er war mit den Worten „Meine Frau! Meine armen Kinder!“ tot zusammengestürzt.

Der Dichter *Max Dauthendey* hatte eine merkwürdige Geruchswahrnehmung:

„Es war am 5. September 1896. Ich lebte damals, jung verheiratet, in Paris. Ich hatte in der Rue Boissonade möblierte Atelierräume gemietet, in die ich mit meiner jungen Frau im Juni einzog . . . Gegen halb ein Uhr verabredeten meine Frau und ich, auszugehen, um in der Stadt einige notwendige Einkäufe zu machen. Meine Frau ging in ihr Zimmer, das neben dem großen Atelier lag. Ich trat hinter einen Wandschirm, wo sich eine Wasserleitung befand, und wollte vor dem Ausgehen die Hände waschen. Ich hatte weder geraucht noch befanden sich Zigaretten im Hause, aber seltsamerweise schien es mir, als ob während des Waschens Seife, Wasser und meine Hände plötzlich nach bitterem türkischem Tabak rochen. Es war jener, mir von Hause aus so wohlbekannte, aromatische Tabaksgeruch, wie ich ihn zeitlebens nur bei meinem Vater in seinem Zimmer und bei seinen Zigaretten eingeatmet hatte. Ich schüttete das Wasser fort, wusch meine Hände von neuem, zwei-, dreimal. Aber der Zigarettengeruch haftete durchdringend an der Haut meiner Hände . . . Nicht lange darauf rief unten im Vorgarten des Ateliers die Hausmeisterin herauf: ‚Ist Herr Dauthendey zu Hause? Hier ist ein Telegramm.‘ — Der Vater war an demselben Mittag um halb ein Uhr in Würzburg gestorben.“

Der protestantische Theologe *Dr. C. Vogel* hatte in einem Gespräch mit seinem Freund *Illig* angeregt, der früher Sterbende solle dem andern sein Sterben kundtun. *Illig* wollte nicht darauf eingehen, weil er glaubte, das Versprechen vielleicht nicht halten zu können. Etwa ein halbes Jahr später mußte *Dr. Vogel* am Morgen nach dem Erwachen lebhaft an *Illig* denken. Er sah nach der Uhr, die fünf Minuten vor sieben stehengeblieben war, obwohl sie noch mindestens zwölf Stunden hätte gehen müssen. Er ersuchte seine Frau, auf die Uhr im Speisezimmer zu sehen. Diese stand auch, auf zehn Minuten vor acht. Die Frau rief der Tochter, sie möchte auf den im Gang stehenden Wecker schauen. Auch diese Uhr war vor acht stehengeblieben. Alle drei Uhren, die vorher und nachher zuverlässig gingen, blieben innerhalb einer Stunde stehen. Später stellte sich heraus, daß es die Stunde war, in der man den Freund in *Göppingen* im Sarg aus dem Haus getragen hatte.

Pastor Horkel erzählt in seinem Buch „Botschaft von drüben“ ein Erlebnis seines Amtsbruders *Pfarrer I. in Sch.*: Vor etlichen Jahren fuhr ich auf einem Berner Wägelchen ins *Remstal* zum Einkaufen. Kutscher war *Bauer N. aus W.*

Wir kamen in die Nacht hinein und gerieten zwischen 23 und 24 Uhr an eine Steigung der Fahrstraße. Wir stiegen beide ab, um die Pferde zu entlasten. Ich blieb einige Meter zurück. Plötzlich sah ich neben mir einen Mann aus meinem Dorfe. Er zog den Hut und sagte: „Guten Abend, Herr Pfarrer! Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie bald heimfahren müssen. Am Freitag ist eine Beerdigung. Es ist im Walde ein Unglück geschehen. Beim Holzmachen ist einer erschlagen worden.“ Der Mann war unverkennbar Herr W. Ich fragte: „Ja, sind Sie mir deswegen eigens bis hierher nachgelaufen?“ Ich erhielt keine Antwort mehr; er war augenblicklich verschwunden. Mit langen Schritten holte ich den Wagen ein. Der Kutscher fragte mich: „Was hat denn der W. von Ihnen wollen?“ Als ich anderntags am Zielort ankam, fand ich ein Telegramm meiner Frau: Der Bauer W. sei im Walde beim Holzfällen tödlich verunglückt.

Vom heiligmäßigen *P. Jakob Rem* wird berichtet, daß er öfter das Ableben eines früheren Zöglings oder Mitbruders erfuhr, lange bevor auf gewöhnlichem Wege die Todesnachricht übermittelt werden konnte. Einmal teilte P. Rem seinen Studenten mit, daß Karl von Schrattenbach, der einige Zeit ihr Präfekt gewesen war, in Spanien gestorben sei, und er bat, die üblichen Gebete für seine Seelenruhe zu verrichten. Die Studenten wußten nicht, wie die Todesnachricht nach Ingolstadt gekommen war. Es fiel ihnen aber auf, daß P. Rem sie zu einer ungewöhnlichen Zeit und ganz unvermittelt bekanntgab, weshalb sie sich genau den Tag der Mitteilung merkten. Erst nach längerer Zeit traf ein Brief aus Spanien ein, aus dem sie ersahen, daß der junge Baron genau am selben Tag vom Tod ereilt worden war, an dem P. Rem dessen Seele der Fürbitte seiner ehemaligen Mitzöglinge empfohlen hatte. — Ein anderes Mal bat P. Rem den Sakristan, ihm statt des Meßgewandes in der Tagesfarbe ein schwarzes bereitzulegen, und ersuchte seine Mitbrüder um ihr Gebet für einen Verstorbenen. Nach dessen Namen gefragt, nannte er einen Pater, der in der Nacht zuvor in München gestorben sei. Bald darauf traf die Nachricht ein, daß der betreffende Pater tatsächlich in jener Nacht gestorben war.

Bischof *G. M. Wittmann* von Regensburg schrieb in seinem Tagebuch vom 4. Dezember 1812: Heute nacht um 2 Uhr hörte ich auf dem Gang außerhalb meines Schlafzimmers starke und wohl unterscheidbare Schritte. Der

Dahinschreitende ging bis zur hinteren Tür meines Gemaches und stieß mit dem Fuß fest an die Tür, wobei ich durch ein Gefühl meiner Seele erkannte, daß jemand gestorben war. Morgens um halb acht Uhr wollte ich den kranken N. N. im Spital besuchen; allein der Hausknecht, der mir auf der Straße begegnete, sagte, der Kranke sei morgens um halb zwei Uhr gestorben. Ich bemerkte, daß er sich wohl täusche, es sei zwei Uhr gewesen, was eine nachfolgende Untersuchung auch bewahrheitete.

Es war am 21. Oktober 1917, so erzählt *Fritz Grefer*. Wir saßen zu sechst in einer kleinen Bauernstube des Dorfes Vorder (bei Höxter): Der Bauer Bachmann, seine Frau und sein Sohn, ein Schäfer, ein Hausmädchen und ich. An diesem Abend wollte keine rechte Unterhaltung aufkommen. Der alte Schäfer, sonst zu allen Schnurren aufgelegt, war ausnahmsweise schweigsam. Das Wenige, das gesprochen wurde, drehte sich um den Sohn an der Westfront. In der Stube war es dunkel; nur der Mond warf sein Licht durch zwei niedere Fenster. Eine alte Schwarzwälder Uhr holte eben zum Schläge aus: Acht Uhr! — Noch in die nachhallenden Klänge der Uhr mischte sich der Ruf des Jungen: „Vater, ein Soldat!“ — Wir alle schauten durch ein seitlich angebrachtes Fenster, durch das man die ganze Dorfstraße übersehen konnte. Wirklich, ein Soldat in voller Kriegsausrüstung bog in den Hof unseres Hauses ein. Ein einziger Ruf: „Der Heinrich kommt auf Urlaub!“ Unmittelbar darauf wurde die Haustür geöffnet. Ein schwerer, müder Schritt kam auf die Stubentür zu, die nur angelehnt war und jetzt aufgestoßen wurde. Im Rahmen stand, vom Mondlicht umflossen, der Unteroffizier Heinrich Bachmann. In seinem Gesicht stand das Duldertum dreijähriger Frontdienstzeit eingezeichnet. Seltsam, kein Wort der Begrüßung fiel. Keiner erhob sich, um dem Heimkehrenden entgegenzugehen. Noch immer stand der Soldat im Türrahmen. Endlich wankte die Mutter mit den Worten „Heinrich, mein Bub!“ auf den Sohn zu.

Ich weiß nicht, welches Gesicht mir noch heute mehr eingepägt ist, das des Frontsoldaten oder das der Mutter, die da glaubte, ihren Sohn zu umfassen, aber in ein Nichts griff und die Worte weinte: „Wo bist du?“

Neun Tage später kam die Nachricht des Kompanieführers, daß der Unteroffizier Heinrich Bachmann am 21. Oktober 1917, acht Uhr abends, von einem Granatsplitter tödlich getroffen wurde.

Pfarrer Metz von Allfeld in Baden hat folgende Tatsache eidlich bekräftigt: Ich bewohnte im Pfarrhaus, das hochgelegen ist und zu dem eine dreizehn Stufen hohe Treppe hinaufführt, das beim Eingang links gelegene Zimmer, ein Eckzimmer. Zwei Fenster meines Zimmers gingen gegen die Straße und lagen neben der Eingangstür. Diese zwei Fenster waren nachts stets durch Läden geschlossen. Zwei andere Fenster gingen gegen die Talseite, und diese schloß ich nachts niemals durch Läden, so daß durch sie das Mondlicht ins Zimmer eindringen konnte. Neben der Zimmertür stand ein hohes Bücherregal und daneben ein Schreibtisch mit zwei Sesseln. Der Zimmertür gegenüber war mein Bett längs der Wand bei den Fenstern mit der Talaussicht, so daß ich vom Bett ungehindert auf die Tür und das Bücherregal sehen konnte. Ich hatte damals gerade mit jenen Kindern, die zu Ostern zum erstenmal zum Tisch des Herrn gehen sollten, den Kommunionunterricht begonnen. Alle Kinder faßten den Unterricht gut auf, nur ein einziger Schüler namens Veltin Müller, der Sohn des Bauern Johann Müller, ein zwar braver, aber sehr beschränkter Knabe, zeigte kein Verständnis für die Sache. Ich ließ daher den Vater des Knaben zu mir rufen und teilte ihm mit, daß es unmöglich sei, seinen Knaben mit den anderen Kindern zur heiligen Kommunion zuzulassen. Der Vater, ein braver Mann, nahm sich das sehr zu Herzen und grämte sich darüber.

Eines Abends begab ich mich, da ich ermüdet war, etwas früher als sonst zur Ruhe. Es war eine ungemein kalte Nacht, während welcher der Vollmond hell ins Zimmer schien.

Als ich während der Nacht erwachte, vernahm ich eilige Schritte vom Dorf her auf dem gefrorenen Schnee, und dann hörte ich jemanden die Treppe beim Pfarrhaus von der Straße her heraufkommen. Ich hörte, wie er sich vor dem Eingang zum Pfarrhaus den Schnee von den Stiefeln stampfte und dann die Klingel zog. Ich war der Ansicht, daß ich zu einem Schwerkranken gerufen würde. In solchen Fällen pflegte meine alte Haushälterin, die auf der anderen, gegen die Kirche gelegenen Seite des Hauses schlief, aufzustehen und zum Haustor zu gehen. Doch heute blieb im Hause alles ruhig; ich hörte kein Schieben des großen Hausriegels, kein Umdrehen des knarrenden Haustürschlüssels, und doch vernahm ich alsbald Tritte gegen meine Zimmertür. Diese wurde geöffnet, ohne daß jemand angeklopft hätte, und bei der Zim-



Seni an der Leiche Wallensteins

mertür stand ein Mann. Ich rief ihn barsch an „Was gibt's?“ und erhob mich im Bett. Der Mann antwortete: „Herr Pfarrer, ich habe eine Bitte!“

Im Mondschein erkannte ich nun ganz genau, daß der im schlichten Arbeitsgewand dastehende Bauer der Vater des kleinen Knaben war, den ich nicht zur heiligen Kommunion zulassen wollte. Ich entgegnete ihm: „Nun, was für eine Bitte und warum zu so ungelegener Zeit?“ — Der Mann antwortete: „Herr Pfarrer, ich bitte Sie, lassen Sie meinen Sohn Veltin am Weißen Sonntag mit den anderen Kindern zur ersten heiligen Kommunion gehen, denn er wird bald sterben!“ — Nun erfaßte mich fürchterliches Entsetzen, denn ich wahrte, daß die im hellen Mondschein stehende Gestalt des Bauern keinen Schatten warf und daß ich durch die Gestalt des Bauern hindurch die Tür und das Bücherregal wahrnahm. Ich vermochte kein Wort mehr hervorzubringen, um ihm zu antworten.

Der Mann ging ohne Geräusch wieder zur Tür hinaus.

Ich konnte vor Aufregung nicht mehr einschlafen und dachte beständig an den Mann, der mir soeben flehentlich und doch so befehlend seine Bitte vorgetragen hatte. Schließlich hörte ich das Morgenl äuten und nach einer kleinen Pause darauf ertönte das Sterbeglöcklein. Ich stand auf und untersuchte das Haustor, fand es aber ordnungsgemäß von innen mit Schlüssel und Nachtriegel versperrt. Als ich zum Frühgottesdienst in die Sakristei kam, meldete mir der Küster, daß der Bauer Johann Müller, der Vater des kleinen Veltin, nachts plötzlich verschieden sei.

Ich gab mir nun alle Mühe, das Schulkind durch einen besonderen Unterricht außerhalb der Schule auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten. Mit freudiger Sehnsucht harrete der kleine Veltin des Kommuniontages, und mit inniger Seligkeit empfing er den Leib des Herrn. Kurze Zeit darauf ist er gestorben.

Ein ungewöhnlicher Fall von Todesahnung:

Der Fürst und die Fürstin Radziwill hatten eine ihrer Nichten, die Komtesse Agnes Lanckoronska, eine Waise, aufgenommen und ließen sie mit ihren Kindern erziehen. Wollte man aus den Zimmern der Kinder in die Gemächer des Fürsten gelangen, so mußte man einen riesigen Saal durchqueren. Komtesse Agnes, damals sechs Jahre, schrie jedesmal, wenn sie über die Schwelle dieses Saales treten mußte. Als sie wenige Jahre später eine Erklärung ihrer

Angst geben sollte, zeigte sie zitternd auf ein großes, über der Tür hängendes Gemälde, das die Sibylle von Cumae darstellte. Alle Versuche, sie an dieses Bild zu gewöhnen, scheiterten; sie fiel in Krämpfe, sobald sie den Saal betrat. Da ihr Onkel, wie er sagte, ihrer Manie nicht nachgeben wollte und das Bild nicht entfernen ließ, bestimmte die mitleidigere Fürstin, daß Agnes entweder durch den großen Schloßhof oder über die Gartenterrasse, nicht aber durch den großen Saal zu ihr geführt werde. So geschah es etwa 13 Jahre lang.

Im strengen Winter 1797 war ein großes Fest auf dem Schlosse, an dem 60 Magnaten der Nachbarschaft mit ihren Damen teilnahmen. Das junge Volk vergnügte sich mit einem Spiel, wozu man sich im großen Saal versammeln sollte. Zum ersten Male zeigte Komtesse Agnes keine Angst vor dem Saal, ihr Onkel lobte die vernünftig Gewordene, und die Fürstin glaubte, sie wolle drei Tage vor ihrer Hochzeit den Onkel nicht mehr verstimmen durch die Weigerung, den großen Saal zu betreten, wo auch der Hochzeitsball stattfinden sollte. Ihr Verlobter ließ ihr der Landessitte gemäß den Vortritt, aber an der Schwelle fehlte ihr der Mut. Ihr Onkel gebrauchte harte Worte; ihre Freundinnen, ihre Vettern und ihr Verlobter machten sich über sie lustig, als sie die Flügeltür umklammerte. Man schob sie hinein, schloß die Tür hinter ihr, dann aber hörte man ihr Stöhnen und Bitten, doch die Tür zu öffnen, da sie in Todesgefahr schwebte. Das rauhe Lachen der Draußenstehenden wurde jäh unterbrochen durch ein furchtbares Krachen, dem eine tiefe Stille folgte. Die aufgerissene Tür zeigte ein furchtbares Bild. Durch die Erschütterung, die das Holzwerk der Türfüllung erlitten, hatte sich das schwere Gemälde mit dem massiven Rahmen von der Tafelung gelöst und war herabgestürzt. Eine der Zacken der Krone über dem Wappen der Radziwill, die aus vergoldetem Eisen bestand, hatte sich der jungen Braut in den Kopf gebohrt, und die Unglückliche war auf der Stelle tot.

Der Dichter Moritz Graf von Strachwitz hat eine Todesanmeldung zum Gegenstand seiner Ballade gemacht:

„Rolands Schwanenlied“

König Karl, der hielt ein Mahl mit Schall
im Schlosse zu Paris,
als auf der Jagd von Roncevall
Roland sein Leben ließ.

König Karl sprang auf in Angst und Zorn,
er horchte lang und rief:
„Mir ist, als hört' ich Rolands Horn,
das fern um Hilfe rief.“

Mir ist, als hört' ich Olifant,
es hallt aus der spanischen Mark,
es hallt herüber aus Mohrenland
gewaltig und zauberstark.

Am Ebro kämpft mein werter Pair,
der Ritter von Anglant,
und wenn er dort erschlagen wär',
dann sei mir Gott zur Hand!“

Und tiefe Stille brach herein
von wetterschwüler Art,
es biß Herr Karl in banger Pein
den stolzen Silberbart.

Da klang es herüber zum zweitenmal,
es klang nicht leis' und lind,
es schmetterte durch den Königssaal
wie rasender Wirbelwind.

Und als zum dritten das Horn erscholl,
da borsten Gewölb und Wand,
da sank der Humpen Weines voll
dem König aus der Hand.

Und wie der Ruf durch Hall' und Turm
zum drittenmal gegellt,
da hatte des Ritters Atemsturm
das silberne Horn zerschellt.

Und wie der Klang nun himmelwärts
als Todesröcheln verbraust,
da hob Herr Karl in tiefem Schmerz
die stahlbewehrte Faust:

„Heut' ist gefallen ein teurer Held,
das sei dem Himmel geklagt!
Ihn haben die Heiden mit List umstellt,
mit List zu Tode gejagt.“

Das war Graf Rolands letzter Schrei,
er kam aus fernem Süd.
Wohl singt sich nimmer ein Ritter frei
solch donnerndes Schwanenlied.

Wie urteilen katholische Gelehrte über Todesanmeldungen?

Der französische Dominikanerpater Reginald Omez versucht in seinem Werk „Kann man mit den Toten in Verbindung treten?“ eine Antwort auf diese Phänomene zu geben.

Es ist eine vielfach beobachtete Tatsache: Gerade im Augenblick des Hinscheidens, selbst wenn dies plötzlich erfolgt, wie etwa bei einem Unfall, und also nicht voraussehbar ist, kann ein Sterbender manchmal in Entfernungen von mehreren tausend Kilometern einer Person erscheinen, die darauf in keiner Weise vorbereitet ist. Es kann dies im Schlaf, im Halbschlaf, im wachen Zustand der Fall sein.

Das Schauen entspricht für gewöhnlich nicht den tatsächlichen Umständen des Hinscheidens. Es kann vorkommen, daß der eine „Seher“ das Haus des Verstorbenen mit schwarzen Tüchern verhängt schaut, ein anderer beobachtet, wie sich der Sterbende in einem seltsamen Licht in die Lüfte erhebt, wieder ein anderer sieht ihn auf seinem Totenbett ausgestreckt . . . Pater Reginald hat eine Reihe solcher Todesanmeldungen gesammelt und genauestens überprüft. Zu welchem Schluß kommt er?

Diese Visionen (es kann sich auch um das Hören von Geräuschen und

Lauten handeln) erscheinen auf den ersten Blick als übernatürliche Phänomene, als wunderbare Erscheinungen, die Gott zuließ, um zu trösten oder zum Gebet aufzufordern. Es gibt nach dem Pater Fälle, in denen dies als wirklich begründet erscheint. Andererseits ist aber festzustellen, daß sich zahlreiche ähnliche Erscheinungen bei Personen abspielen, die durchaus nicht religiös sind, und dies unter recht gewöhnlichen, ja würdelosen Umständen. Hier wäre es völlig verfehlt, an ein wunderbares Eingreifen des Sterbenden oder Verstorbenen zu glauben.

Es gibt auch Fälle, daß sich Personen „anmelden“, die nicht wirklich gestorben sind, sondern nur das Opfer eines Unfalls, eines jähen Schreckens, einer augenblicklichen Fassungslosigkeit waren. Bei diesen Fällen von Fernwirkung (Telepathie) unter lebenden Personen gibt es zweifellos solche, die es erlauben, ein übernatürliches Eingreifen zu vermuten — ein Eingreifen, das ein Gebet für die Person, die sich in Gefahr befindet, veranlassen soll. Pater Omez erzählt hier einen Fall, der ihm von einer in der katholischen Schriftstellerwelt sehr bekannten, von ihm nicht mit Namen genannten Persönlichkeit mitgeteilt wurde:

Es geschah am 18. April 19 . . . Es war abends, wahrscheinlich ziemlich spät, denn ich verrichtete mein Gebet vor dem Schlafengehen. Ich kniete auf meinem Betschemel. Zu meiner Rechten ist eine Tür, die zu meinem Badezimmer führt, das keinen anderen Ausgang hat. Bei meinen Gebeten bete ich üblicherweise ein Memorare für meinen Neffen und meine Nichten. Im Augenblick, wo ich dieses Gebet beendete, sah ich die älteste meiner Nichten aufrecht vor der Türöffnung im Badezimmer. Der Raum war dunkel, mein Zimmer durch eine Nachttischlampe schwach beleuchtet. Es dauerte eine Blitzeslänge und war fast mehr die Gewißheit einer Gegenwart als eine eigentliche Erscheinung. Ich maß diesem Zwischenfall keine Bedeutung bei, höchstens: Nanu, das ist eigenartig! Am nächsten Nachmittag erfuhr ich, daß meine Nichte eben an diesem 18. April, gegen 2 Uhr nachmittags, einen entsetzlichen Unfall mit dem Fahrrad, der einen Schädelbruch zur Folge hatte, erlitten hatte. Bewußtlos aufgehoben, war sie mehrere Stunden lang ohne Besinnung (im Koma) geblieben, und dies sicher auch noch zu dem Zeitpunkt, wo mir ihr Zugesehensein einen Meter von mir entfernt sinnlich wahrnehmbar erschien . . . Gott sei Dank erholte sie sich von diesem Unfall.

Im Anschluß an diesen und andere gleichartige Fälle sagt Pater Reginald, man könne also nicht von vornherein den übernatürlichen Charakter mancher Übermittlungen dieser Art ausschließen. „Kann sich Gott nicht natürlicher Kräfte bedienen, um Interventionen herbeizuführen, die wunderbar sind, nicht ihrer eigentlichen Substanz nach, aber in der Art, wie und unter welchen Umständen sie geschehen?“

Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß viele telepathische Tatsachen in keiner Weise diesen übernatürlichen Charakter aufweisen und es nicht gestatten, sich auf Gott, die Engel, die Verstorbenen oder gar den Satan zu berufen. Dies zeigen eindeutig telepathische Erscheinungen, die sich zwischen Menschen und Tieren abspielen, besonders zwischen Menschen und Hunden. Pater Reginald Omez erwähnt den Fall des Windhundes Wamar, über den die Professorin Rosa Gaggero im Turiner Tierschutzverein berichtet:

Wamars Herr, der Flugzeugpilot Mario Galli, fiel im Kampf am 27. Juni 1936 in Abessinien. Der Windhund, der im Hause seines Herrn in Turin geblieben war, begann am gleichen Tage Zeichen der Unruhe zu geben, gab Laute, schnupperte lang, als ob er etwas in der Ferne wahrnehmen wollte, jammerte. Er ging in das von seinem Herrn verlassene Schlafzimmer, legte sich an seinem Bett nieder, lehnte jede Nahrung und jedes Trinken ab — bis er an Erschöpfung starb, trotz aller Bemühungen eines Tierarztes. Das Telegramm, das den Tod des Fliegeroffiziers mitteilte, erhielten seine Familienangehörigen erst einige Tage nach diesem seltsamen Verhalten des Hundes, das ihnen die Vorahnung des Todes seines Herrn gegeben hatte.

In den letzten Jahrzehnten erfuhren die parapsychologischen Forschungen eine hohe Entwicklung, die durch wissenschaftliche und technische Errungenschaften wie Radar, Ultratöne usw. unterstützt wurde. Sie machte es möglich, den natürlichen Charakter von außersinnlichen Wahrnehmungen in der Gestalt telepathischer Übermittlungen oder Gedankenübertragungen festzulegen. Diesen paranormalen Erkenntnissen kann sich die ernste Wissenschaft heute nicht mehr entziehen. Sie sind einwandfrei durch Beobachtungen und Experimente im Laboratorium als Tatsachen erwiesen. Eine Erklärung jedoch, wie das Senden, Weiterleiten und Empfangen sich vollzieht, ist bis heute der Wissenschaft noch nicht geglückt, und es ist fraglich, ob jemals eine Erklärung dieser verborgenen Seelenkräfte gelingen wird.

Ein noch ungelöstes Rätsel: Doppelgängerei (Bilokation)

Im 11. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe: „... In einem solchen Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken (Brion) noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferd reichte, standen ihr Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfad gegen Drudenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferd wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleid, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleid, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Weg fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung.“

Offensichtlich hat es sich hier bei Goethe nicht, wie er vorsichtig schreibt, um einen Traum gehandelt oder um eine Sinnestäuschung, sondern um eine wirkliche Erscheinung, die erst wieder verschwand, als sich der Dichter aus einem gewissen Dämmerzustand aufgerafft hatte.

Aus dem Leben Goethes wird noch ein anderes ähnliches Erlebnis berichtet:

Geheimrat Kraus, Jena, durfte als Student einmal Goethe auf einem Spaziergang von Weimar nach Belvedere begleiten. Bei der Rückkehr äußerte der Dichter plötzlich seine lebhafteste Überraschung darüber, daß sein Freund Friedrich, der doch, wie er bestimmt zu wissen glaubte, zur Zeit in Frankfurt weile, ihnen auf der einsamen, regennassen Straße entgegenkomme, und zwar in Goethes Schlafrock und Hausschuhen. Als Goethe mit seinem jungen Begleiter in seine Wohnung zurückgekehrt war, traf er dort Friedrich im Arbeitszimmer und genauso gekleidet, wie er ihn auf der Straße gesehen hatte. Friedrich hatte Goethe besuchen wollen und hatte sich, vom Regen durchnäßt, in der Abwesenheit des Dichters trockene Kleider geben lassen. Ungeduldig auf die Rückkehr Goethes wartend, hatte er in Gedanken die beiden Spaziergänger auf dem ihm wohlbekanntem Weg verfolgt, was dann wohl zur Erscheinung des Doppelgängers geführt hat.

Ähnliche, einwandfrei beglaubigte Beispiele von Doppelgängerei gibt es nicht wenige. Zuverlässig sind solche Vorkommnisse aus dem Leben mancher Heiligen bezeugt, so bei Franz Xaver, Peter von Alcantara, Philipp Neri, auch bei Maria Agreda u. a.

Auch von Therese von Konnersreuth wird eine Reihe von verbürgten Fällen berichtet, in denen sie Menschen, für die sie gerade innig betete, körperlich erschien. So erzählt Pfarrer Naber von Konnersreuth in seinen Aufzeichnungen vom 8. Mai 1931: „Ein mir gänzlich Unbekannter erzählte mir gestern, er sei samstags wegen unerträglich scheinender moralischer und wirtschaftlicher Not darangewesen, sich selbst das Leben zu nehmen. Da plötzlich sei Therese Neumann vor ihm gestanden und habe ihn gewarnt und dadurch vor dem Selbstmord bewahrt.“

Von dem römischen Kaiser Vespasian wird berichtet: Als sich der Kaiser eines Tages in den Tempel des Serapis begab, erblickte er dort einen Mann, von dem später festgestellt wurde, daß er in jenem Augenblick viele Meilen weit entfernt gewesen war.

Gottlieb Konrad Pfeffel, der elsässische Dichter und Erzieher, begegnete eines Tages in Colmar dem Apotheker Simon. Dieser behauptete, Pfeffels Diener sei gerade bei ihm in der Wohnung gewesen. „Unmöglich“, erwiderte der Dichter, „Sie irren sich, ich weiß bestimmt, er ist bei mir zu Hause.“ Da aber auch des Apothekers Hausgenossen bestätigten, den Diener in der Apotheke

gesehen zu haben, konnte schließlich kein Zweifel mehr darüber bestehen. Pfeffel, den der Vorfall interessierte, ging rasch heim und stellte den Diener zur Rede. Dieser beteuerte, das Haus an diesem Tag noch nicht verlassen zu haben, und seine Aussage wurde durch Zeugen bestätigt. In der Apotheke hatte man den Doppelgänger des Dieners gesehen.

Im Kreis von Freunden erzählte Lord Byron, als das Gespräch auf übersinnliche Erscheinungen kam, dieses Ereignis: „Ein Kapitän namens Kidd, ein durch und durch vertrauenswürdiger Mann, hat mir dieses Vorkommnis berichtet:

Einst schlief er in seiner Kajüte, da war es ihm, als läge etwas Schweres auf ihm. Er öffnete die Augen und glaubte seinen Bruder zu sehen, der, mit seiner gewöhnlichen Uniform bekleidet, sich quer über das Bett legte. Der Kapitän hält es für Sinnestäuschung und bemüht sich, wieder einzuschlafen. Aber der Druck, den er fühlt, dauert an, und ebenso, wenn er die Augen öffnet, die Erscheinung. Er untersucht, berührt die Gestalt und hat das Gefühl, als sei die Uniform tiefend naß. Nun erschrickt er und ruft einen seiner Offiziere. Bis dieser erscheint, ist jedoch die Gestalt verschwunden. Ein paar Monate später erhält der Kapitän die Nachricht, daß in derselben Nacht sein Bruder in den indischen Gewässern ertrunken war.“

„Das muß also der Doppelgänger des Bruders Ihres Kapitäns gewesen sein“, fügte einer aus der Gesellschaft hinzu, und er stellte an Lord Byron die Frage: „Gehören übrigens nicht Sie selbst zu den Doppelgängern, Mylord? Es wurde erzählt, Sie seien im Jahre 1810, während Sie krank in Patras lagen, zugleich von Sir R. Peel und dessen Bruder in London gesehen worden. Und ein andermal sollen Sie sich beim Tod des Königs in die Liste der Leidtragenden eingezeichnet haben, obwohl Sie sich damals in Griechenland oder in der Türkei befanden. Auch hörte ich von Walter Scott, daß dieser, wenn er lebhaft an Sie denkt, immer glaube, Ihre Gestalt an seinem Bette zu sehen.“ Byron mußte diese Behauptung über seine Doppelgängerei bestätigen und fügte hinzu: „Ich zweifle nicht, daß wir nach einem uns unbekanntem Vorgang doppelt, also auch noch an einem anderen entfernten Ort anwesend sein können, aber welcher von den beiden ich in diesem Augenblick wirklich bin, überlasse ich Ihnen zu entscheiden.“

In dem Buch „Gibt es ein Fortleben nach dem Tod?“ berichtet M. Kröning

dieses Vorkommnis: Der Steuermann eines auf dem Atlantischen Ozean fahrenden Schiffes sah eines Tages in seiner Kajüte einen ihm unbekanntem Mann am Schreibtisch sitzen. Er machte dem Kapitän Bericht. Als er in die Kajüte zurückkehrte, war der Fremde verschwunden, aber auf dem Schreibtisch lag ein Zettel, auf dem die Worte standen: „Steuere nach Nordwest!“ Das ganze Schiff wurde durchsucht, aber kein Fremder wurde entdeckt, auch fand sich niemand, der die Worte geschrieben hatte. Der Kapitän beschloß, der seltsamen Weisung zu folgen und einige Zeit nach Nordwest zu steuern. Als sie eine Weile gefahren waren, kam ein Schiff in Sicht, das von Eis umschlossen und in Gefahr war, zertrümmert zu werden. Es wurden sogleich Boote ausgesetzt, um die Mannschaft zu retten. Wie erstaunte der Steuermann, als er unter dieser den Fremden erblickte, den er in der Kajüte am Schreibtisch gesehen hatte. Es war der Führer des verlassenen Schiffes. Dieser erzählte, wie er um jene Zeit zu Gott um Hilfe gebetet habe und dann plötzlich in eine Art tiefen Schlafes gesunken sei, in dem er sich auf einem anderen Schiff gesehen habe, um durch die Worte „Steuere nach Nordwest!“ den Kapitän zu bewegen, ihm zu Hilfe zu kommen. Man bat ihn, die Worte „Steuere nach Nordwest“ niederzuschreiben; es war genau dieselbe Handschrift.

Jung Stilling erzählt in „Theorie der Geisterkunde“ nach zuverlässigen Quellen von einem Fall, in dem ein seherisch begabter Mann sich selbst zum Doppelgänger machen konnte. Ein Schiffskapitän blieb länger fort, als er seiner Frau versprochen hatte. In der Angst, es könnte ihm etwas zugestoßen sein, wandte sie sich an einen Mann, von dem man sagte, er könne über verborgene Dinge Auskunft geben. Der Mann ging in sein Zimmer, während die Frau im Flur wartete. Als es ihr zu lange dauerte, lugte sie durch ein kleines Fenster und sah den Mann wie-tot auf dem Sofa liegen. Nach einer Weile kam er heraus und gab an, der Kapitän befinde sich in London in einem Café und werde bald zurückkehren. Auch die Gründe des längeren Ausbleibens wußte der Mann anzugeben. In der Tat kam der Kapitän bald nach Hause und bestätigte diese Gründe. Als er später im Beisein seiner Frau jenem Hellseher begegnete, erschrak er und erzählte, diesen Mann habe er vor kurzem in einem Café schon gesehen und mit ihm über seine verspätete Rückkehr gesprochen. Es ergab sich, daß dies zur gleichen Zeit war, während der die Frau auf den Bescheid des Hellsehers gewartet hatte.

Oberst Hellmuth von Moltke, der Neffe des Generalfeldmarschalls und spätere Chef des Generalstabs, der den Tod seines Onkels als Adjutant miterlebt hatte, erzählte: „Es war in der Nacht auf den 25. April 1891. Erbprinz Ernst zu Hohenlohe und Oberst Graf Unico von der Groeben kamen um Mitternacht vom Kasino am Pariser Platz und gingen durch den Tiergarten nach den ‚Zelten‘, wo der Erbprinz wohnte und wohin ihn der Graf begleitete. Der Weg führte am Gebäude des großen Generalstabs vorbei. Da kam ihnen mit langsamem Schritt der Marschall Moltke entgegen. Sie traten beiseite und grüßten, und auch die Schildwache präsentierte. Der alte Feldmarschall beachtete die Grüsse nicht, ging an den beiden vorüber und verschwand um die Ecke.“

Die beiden nächtlichen Spaziergänger besprachen diese Begegnung, und Graf von der Groeben meinte lächelnd: ‚Der alte Herr hatte ja seinen Degen vergessen.‘ Am nächsten Morgen wurde Groeben von seinem Burschen in großer Erregung mit den Worten geweckt: ‚Herr Oberst, der Herr Generalfeldmarschall Moltke ist heute nacht gestorben!‘ Groeben sprang auf, zog sich rasch an, um eiligst zum Erbprinzen von Hohenlohe zu gehen und sich mit ihm über das nächtliche Ereignis auszusprechen. Auf dem Weg kam ihm der Prinz bereits entgegen. Groeben rief ihm zu: ‚Gewiß hat er sich in der Nachtluft den Tod geholt.‘ — ‚Nein‘, antwortete Hohenlohe, auf eine Zeitung in seiner Hand deutend, ‚um diese Zeit war er schon tot.‘

Während dieser nächtlichen Stunde, erzählte Oberst von Moltke, in der die beiden Herren ihm begegneten, saß ich am Schreibtisch und schrieb fieberhaft die nötigen offiziellen Telegramme. Da stolperte barfuß und stotternd der Bursche herein: ‚Herr Oberst, man sieht Exzellenz um das Haus herumgehen.‘ — Ich sagte energisch, ich hätte Wichtigeres zu tun, er solle mich nicht mit solchem Blödsinn stören.“

Alexander von Rußland erzählt in seinem Buch „Einst war ich ein Großfürst“ von Zar Alexander I.: „Ein hochgewachsener Mann von militärischer Haltung durchschritt den regennassen Hof des kaiserlichen Palastes in Taganrog und trat rasch auf die Straße. Die Schildwache stand stramm, aber der Fremde achtete nicht auf den Gruß. Im nächsten Augenblick verschwand er in der dunklen Novemberrnacht, die den kleinen südlichen Seehafen in dicke Schwaden gelblichen Nebels hüllte.“

„Wer war das?“ fragte der schlaftrunkene Korporal, der von seiner Inspektionsrunde zurückkam, den Wachtposten.

„Ich glaube“, antwortete der Posten zögernd, „es war Seine Kaiserliche Majestät auf einem frühen Morgenspaziergang.“

„Mensch, bist du verrückt? Weißt du nicht, daß Seine Kaiserliche Majestät schwerkrank ist? Gestern abend haben die Ärzte alle Hoffnung aufgegeben, und man erwartet sein Ende vor Sonnenaufgang.“

„Möglich“, antwortete der Posten, „aber kein anderer Mensch hat diese vorgeneigten Schultern. Ich meine, ich sollte das wissen. Hab’ ich ihn nicht während der letzten drei Monate täglich gesehen?“

Einige Stunden später erfüllte dumpfes Glockengeläut auf Meilen ringsum die Luft: Es verkündete, daß Seine Kaiserliche Majestät, der Zar aller Reußen, der Besieger Napoleons . . . — daß Alexander I. in Frieden dahingeschieden sei.“

Von einer Art Doppelgängerei erzählt Ch. Waldemar in seinem Buch „Menschen mit und ohne Maske“ aus dem Leben des Dichters Jean Cocteau: „Nach einer Aufführung seines Stückes ‚Bacchus‘ ging Cocteau in später Nachtstunde durch die spärlich erleuchteten Straßen der Stadt zu seinem Hotel. Plötzlich meinte er, jemanden vor sich hergehen zu sehen, der eine verblüffende Ähnlichkeit mit ihm selber besaß. Blieb er stehen, so blieb dieser Jemand auch stehen; ging er weiter, dann ging auch der Jemand weiter. Endlich kam das Hotel in Sicht. In den Eckfenstern des ersten Stockes, in dem Zimmer, das er gemietet hatte, brannte auffallenderweise Licht. Eine Gestalt zeichnete sich am Vorhang ab. Wer hatte um diese Zeit in seinem Zimmer etwas zu suchen? Jetzt trat die Gestalt im Zimmer vor, schlug die Gardine zurück, öffnete das Fenster und lehnte sich heraus, Cocteau sah mit pochendem Herzen: da oben stand er! Die Gestalt am Fenster war er selber! Ein Schwindelgefühl erfaßte ihn. Ihm war, als sauge eine geheimnisvolle Kraft seine ganze Seele aus dem Leibe. Mit einem Male durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag und er hörte einen dumpfen Donner . . . Die lähmende Betäubung, die auf ihm gelegen hatte, wich. Er trat ins Hotel, wo die Fenster seines Zimmers nun völlig dunkel in die Nacht starrten. Da stürzten ihm Angestellte des Hotels und Gäste entgegen: Im ersten Stock habe man einen gewaltigen Krach gehört, der das ganze Haus erschütterte. Als Cocteau die Tür seines Zimmers öffnete,

drang ihm eine Wolke von Mauerstaub entgegen: die Decke des Zimmers war eingestürzt, und schwere Steinbrocken lagen auf dem Bett des Dichters!

*

Von ähnlichen Vorkommnissen wissen Bücher und Zeitschriften über Okkultismus öfter zu berichten. Die Tatsache der Bilokation oder Doppelgängerei ist nicht zu leugnen. Sie besagt, daß ein Mensch gleichzeitig an verschiedenen Orten gesehen wird. Um diese Erscheinungen zu erklären, hat man verschiedene Theorien aufgestellt, die allerdings reichlich dunkel und unbefriedigend sind und mit der christlichen Philosophie nicht immer in Einklang zu bringen sein dürften. Manche suchen die Doppelgängerei so zu erklären, daß sie sagen: Der Geist (die Seele) erhalte den Leib gerade noch am Leben, während er sich anderswo aus den überall in der Natur vorhandenen Stoffen und Energien einen zweiten Scheinleib aufbaut. Andere machen sich die Weisheit des Ostens zu eigen, die des Glaubens ist, daß unser Leib aus einem grobstofflichen und einem feinstofflichen Bau besteht und daß die Seele mit diesem feinen Leib an einem anderen Ort erscheinen kann.

Es ist nicht notwendig anzunehmen, daß die Bilokation ein göttliches Wunder ist, weil sie von Heiligen berichtet wird. Wie die vorhin erwähnten Beispiele zeigen, kommt sie ja auch bei „unheiligen“ Personen vor. Dr. Kemmerich berichtet glaubwürdig, daß ein ihm bekannter Oberregierungsrat in München nicht selten gesehen wurde, wie er in sein Haus eintrat, während er in Wirklichkeit im Büro war.

Sigismund von Radecki erzählt von einem der berühmtesten Verdopplungsphänomene, das sich 1845 im livländischen Städtchen Wolmar abgespielt, und zwar in einem Mädchenpensionat. Französischlehrerin war ein 32jähriges Fräulein Emilie Sagée aus Dijon. Als sie eines Tages einen Satz an die Tafel schrieb, erblickten die Schülerinnen plötzlich zwei Fräulein Sagée, eine neben der anderen. Sie sahen sich gleich und machten die gleichen Bewegungen, nur hatte die wirkliche Person ein Stück Kreide in der Hand, während ihr „Gespenst“ bloß dieselben Bewegungen des Schreibens ausführte. Nicht lange darauf kam es zu einem noch seltsameren Vorfall. Die Schülerinnen waren in einem vierfensterigen Saal zu ebener Erde mit Strickarbeiten beschäftigt. Sie saßen vor dem Tisch und konnten alle sehen, was im Garten vorging: Fräulein Sagée war damit beschäftigt, nicht weit vom Hause Blumen zu

pflücken. Am Ende des Tisches war ein leerer Lehnstuhl, weil die beaufsichtigende andere Lehrerin sich für eine Weile entfernt hatte. Plötzlich bemerkten die Mädchen in diesem Lehnstuhl die Gestalt des Fräuleins Sagée — aber zugleich sahen sie sie draußen im Garten immer noch Blumen pflücken! Nur waren ihre Bewegungen langsamer und schwerer geworden, wie bei einem sehr müden Menschen. Alle richteten die Augen wieder auf den Lehnstuhl, wo das Phantasma saß; schweigend und unbeweglich. Jetzt näherten sich zwei der mutigsten Schülerinnen dem Lehnstuhl; die Erscheinung berührend, glaubten sie einen leichten Widerstand „wie von Musseline oder Crêpe“ zu spüren. Die eine wagte sogar, ganz dicht am Lehnstuhl vorbei und tatsächlich durch einen Teil der Gestalt hindurchzugehen. Als die Erscheinung nach und nach verschwand, konnte man beobachten, wie Fräulein Sagée beim Blumenpflücken ihre gewohnte Lebhaftigkeit wiedergewonnen hatte. Die Schülerinnen fanden sich mit dem Phänomen ab, doch immerhin erzählten sie davon ihren Eltern. Darauf wurde Fräulein Sagée von der Schulleiterin befragt. Sie brach in Tränen aus und sagte, daß sie sich's selber nicht erklären könne; eben deshalb habe sie Frankreich verlassen in der Hoffnung, daß diese Erscheinungen in fremden Ländern nicht mehr auftreten würden. — Sie wurde entlassen.

Frau David-Neel, die große Forschungsreisen in Tibet gemacht hat, weiß von einem einschlägigen Erlebnis. Einer ihrer tibetanischen Diener, Uangda, hatte drei Wochen Urlaub genommen, war aber nach zwei Monaten noch nicht zurückgekehrt. Da kam eines Morgens ein Diener gelaufen und rief: „Uangda kommt zurück!“ Frau David-Neel ging vor das Zelt, wo sie das Tal überschaute. Uangda kam den sich schlängelnden Bergpfad herauf in einem Gewand, das er vorher nie getragen hatte. Außer ihr sahen ihn noch zwei Männer. Er kam bis zu einem kleinen Steinmal (einem religiösen Zeichen) und verschwand. Sie suchte mit dem Fernglas; sie sandte zwei Leute aus; er blieb verschwunden. Am selben Abend tauchte er im Tal an der Spitze einer Karawane auf, und zwar in jenem neuen Gewand. — Frau David-Neel berichtet ferner von dem tibetanischen Glauben, daß große Meister durch ihre geistige Kraft ein Gespenst, ein Schemen, Tulpa genannt, aus sich heraussetzen, beleben und in die Ferne schicken können.

Daß Menschen die Kraft haben, ihre Seele aus dem Leib zu entlassen, erzählt

Reinhard Raffalt in einem Bericht über Indien: „Es gibt in buddhistischen Klöstern Mönche von solch asketischer Kraft, daß sie es in der Hand haben, durch einen reinen Willensakt die Seele aus dem Körper zu entlassen. Ich habe manche gesehen, die in tagelanger Bewußtlosigkeit verblieben sind, ohne daß ihre Gefährten wußten, ob sie noch einmal wieder erwachen würden; sie können, sie müssen aber nicht.“ —

„Der Querschnitt“, Dezember 1932, bringt folgenden Bericht von einem Inder, S. Kabboor, der 1932 Direktor einer angloindischen Versicherungsgesellschaft war und zwölf Jugendjahre in einem indischen Kloster zugebracht hatte: „Ich erlaube mir, hier auf ein Beispiel zu verweisen, das den Europäer in Staunen versetzen wird, obwohl, mit den Augen des Eingeweihten gesehen, darin nichts Wunderliches zu erblicken ist. Nach Jahren der klösterlichen Einsamkeit bemächtigt sich des indischen Mönches oft eine unwiderstehliche Sehnsucht, seine Angehörigen wiederzusehen, mit ihnen zu sprechen. Der Mönch wendet sich an den Abt und teilt ihm seinen Herzenswunsch mit: Das Kloster physisch zu verlassen, wäre aber mit den Vorschriften des Ordens unvereinbar. Es geschieht daher folgendes: Der Abt führt den Mönch in seine einfache Zelle und ersucht ihn, sich auf sein Lager zu legen. Er nimmt dessen Hand, seine Finger gleiten langsam über die Stirn des Liegenden, er schläfert ihn ein. Und einige Sekunden später tritt die Seele des schlafenden Mönches die Wanderung an; er erscheint in einer Entfernung von tausenden Kilometern im Kreise seiner Familie. Aber glauben Sie nicht, daß nur der Schlafende die Vorstellung hat, bei den Angehörigen zu weilen. Nein, auch diese sehen ihn, sprechen mit ihm, essen und trinken mit ihm. Dann nimmt er Abschied und kehrt zurück.“

Das Problem der Doppelgängerei bietet der Wissenschaft vorerst noch erhebliche Schwierigkeiten. Grabinski versucht in seinem Buch „Was wissen wir vom Jenseits?“ folgende Erklärung: „Es scheint tatsächlich die Möglichkeit zu bestehen, daß das wirkliche, empfindende Selbst eines Menschen, der eigentliche Mensch, sein Ich, unter besonderen Umständen aus seinem Körper sich loslösen kann . . . Daß dieses Ich nicht das ist, was wir die unsterbliche Seele — im christlichen Sinne — nennen, ist gar keine Frage. Es könnte vielleicht sein, daß, wie manche Forscher annehmen, außer der Seele noch eine Art Ätherleib, ein vermittelndes Organ zwischen Seele und Leib besteht. Friede-

rike Hauffe, die bekannte Seherin von Prevorst, gab nach den ihr angeblich durch Geister zuteil gewordenen Offenbarungen an, daß es einen „Nerven-Geist“ gebe, der die Seele mit dem Leib verbinde, der auch nach dem Tod die Seele wie eine ätherische Hülle umgebe und diejenige Kraft sei, durch die sich die Seelen der Verstorbenen manifestieren können. Irgend etwas scheint wohl vorhanden zu sein, was unter gewissen Umständen aus dem Leib heraus-treten, sich selbständig zu bewegen und den zurückgelassenen Körper zu beobachten vermag. Was es in Wirklichkeit ist und wie man es nennen will, ist noch ein Problem, das wohl eines Tages einwandfrei und überzeugend gelöst werden wird . . . In einzelnen Fällen mag es sich bei der Doppelgängerei um Suggestion, Halluzination oder Hellsichtigkeit, verbunden mit seelischer Fernwirkung (Telepathie), handeln. Aber diese Möglichkeit kann nicht ver-allgemeinert werden.“

*„Reich mir die Hand,
mein Leben . . .“*

(Handdeutungskunst, Chiromantie)

Die Wahrsagekunst aus der Hand ist uralt und wird heute fast zur Wissen-schaft erhoben.

Das Wesen des Menschen in seiner leib-seelischen Ganzheit findet wie im Antlitz so auch in der Hand sprechenden Ausdruck. Denken wir nur an Dürers Bild von den „Betenden Händen“! Nicht nur das Gesicht, sondern auch die Hand ist ein ungewöhnlich starkes Ausdrucksorgan des Menschen. Das wissen am besten die Maler, die bei der Schaffung eines Porträts neben dem Antlitz auch auf die Darstellung der Hände besonderes Gewicht legen. Wie unser Gesicht, ja unser ganzer Körperbau, hat auch die Hand ihre „Physio-gnomie“. Die Hand eines Arbeiters ist anders als die eines Kapellmeisters oder Chirurgen. Die Linien der Handinnenflächen sind etwas so Eigenpersönliches, daß sie sich nicht bei zwei Menschen ganz gleich wiederholen (ähnlich wie bei den Daumenabdrücken). Das wußten schon die alten Babylonier, bei denen ein Fingerabdruck im feuchten Lehm ihres Schreibmaterials Unterschrift und Siegel zugleich darstellte. Darum kann man wohl annehmen, daß man aus den Linien der Hand, aus der Form der Hand, besonders auch der Finger und Fingernägel, bestimmte seelische Merkmale und vielleicht auch Krankheits-neigungen erkennen kann. Es ist kein Aberglaube, wenn man annimmt, daß sich in den Handlinien bestimmte Geistes- und Charakteranlagen ausprägen.

Ebenso ist es durchaus möglich, daß die grundsätzliche Widerstandskraft des Körpers gegen natürliche Anfälligkeit durch Krankheit sich in den Handlinien kenntlich machen kann. Insoweit Gesundheit und Lebenskraft, geistige Anlagen und Charakter auf das Schicksal eines Menschen Einfluß haben, lassen sich wohl aus den Handlinien Schlüsse auf eine mögliche Zukunft ziehen, ohne daß man dabei an übernatürliche Kräfte oder an abergläubisches Tun zu denken braucht. Die Chiromantie — ein griechisches Wort, das soviel wie „Wahrsagen aus der Hand“ bedeutet — verlangt, wenn sie nicht in abergläubische Wahrsagerei verfallen soll, viel Sachkenntnis und Erfahrung. Die wissenschaftlich begründete Handdeutung spielt in der modernen Charakterdeutung eine wichtige Rolle und verdient das Interesse eines jeden Psychologen.

Was die Zukunft angeht, kann man aus der Hand nicht mehr herauslesen als aus dem Charakter. Durch ihn ist unser künftiges Geschehen zwar eingengt, aber nicht ein für allemal unumstößlich festgelegt. Der Charakter läßt Raum für die persönliche Freiheit. Außerdem sind ja für unsere Zukunft nicht bloß die Charakteranlagen maßgebend, sondern auch unsere Umgebung und ihre Einwirkung auf uns. Alle wichtigen äußeren Einwirkungen, die das tatsächliche Schicksal eines Menschen bestimmen, sind selbstverständlich nicht in den Linien der Hand zu lesen. Wenn eine große Naturkatastrophe auf einmal Hunderte und Tausende von Menschen dahinrafft, so sterben alle, gleichgültig, was für Linien ihre Hände aufweisen. Wer daher aus den Linien der Hand über die persönlichen Veranlagungen und Gegebenheiten hinaus die Zukunft erforschen will, handelt töricht und abergläubisch.

Die Chiromantie, die bereits im Mittelalter wissenschaftlich behandelt wurde, wie das „Buch von der Hand“ des süddeutschen Arztes Johannes Hartlieb zeigt, wurde vor allem von dem italienischen Arzt und Philosophen Hieronymus Cardanus (gest. 1576) mit der Astrologie in Verbindung gebracht und im einzelnen ausgebildet.

Vor ein paar Jahrzehnten ging durch die Presse folgende Nachricht: „Der deutsche Gesandte in Washington, der aus Liebhaberei die Handlesekunst betrieb, gab vor Antritt einer Urlaubsreise eine Abschiedsgesellschaft. Die anwesenden Damen, die von seiner Beschäftigung mit der Chiromantie wußten, baten ihn aus Neugierde und zur Unterhaltung, er möge ihnen etwas

von seiner Kunst vorführen. Dabei erhaschte eine Nachbarin des Gesandten, die der gleichen Liebhaberei huldigte, einen Blick in dessen eigene Hand und erschrak dabei heftig. Der Gesandte, der dies bemerkt hatte, meinte lächelnd: „Ich weiß, worüber Sie erschrecken. Jawohl, in meiner Hand steht, daß mein Leben ein plötzliches Ende nimmt. Das weiß ich wohl.“ Auf dem Flug in die Heimat stürzte das Flugzeug, das er benützte, ab, und der Gesandte kam bei dem Unglück ums Leben. — Die Anhänger der Handdeutung sahen in diesem Ereignis eine Bestätigung ihrer Kunst. In Wirklichkeit aber war der Flugzeugabsturz und der Tod des Diplomaten kaum mehr als ein zufälliges Unglück, das mit den Zeichen seiner Hand wenig oder nichts zu tun hatte.

Die Handdeuter behaupten, die menschliche Hand stünde nach astrologischen Grundsätzen derart unter dem Einfluß der Planeten, daß jede einzelne Handpartie einem bestimmten Planeten zugeordnet erscheine. In jeder Hand gibt es drei besonders stark ausgeprägte Linien: Die erste und wichtigste ist die *Lebenslinie*. Sie umschließt den Daumenballen (Venusberg), beginnt also zwischen Daumen und Zeigefinger und endet in der Handwurzel. Diese Lebenslinie soll die Lebenskraft des Körpers anzeigen. Je kürzer die Lebenslinie ist, desto kürzer soll auch die Lebensdauer sein. Umgekehrt jedoch soll nicht, wie man erwarten sollte, eine lange Lebenslinie ohne weiteres ein langes Leben bedeuten.

Die zweite wichtige Linie ist die *Herzenslinie*. Es ist die oberste Linie der Hand und verläuft vom Handrand unter dem kleinen Finger in Richtung zum Zeigefinger. Diese Linie soll, wie der Name sagt, mit Herzensangelegenheiten im weitesten Sinn in Verbindung stehen. Aus ihrer größeren oder geringeren Länge soll sich die Kraft oder Schwäche in der Liebe erkennen lassen.

Die dritte bedeutungsvolle Linie ist die *Kopflinie*. Sie entspringt unter der Herzlinie zwischen Daumen und Zeigefinger. Sie soll über Verstandesangelegenheiten und Geistesfähigkeiten aussagen. Eine gerade, lange Kopflinie soll gesundes Urteil, klaren Verstand, hellen Kopf und starken Willen bedeuten. Neigt sich dagegen die Kopflinie nach Durchqueren eines Teiles der Handfläche nach unten zu der Erhebung am Handrand (Mondberg), dann soll dies besagen, daß der Betreffende „auf dem Mond lebt“, d. h. daß er das Leben weniger klar beurteilt und zu Phantastereien, ja in geistige Verwirrung geraten kann.

Außer von diesen drei Hauptlinien der Handfläche sprechen die Chiromanten noch von der Saturnlinie, der Sonnenlinie, der Gesundheitslinie, dem Venusgürtel usw. Darüber hinaus gibt es noch eine ganze Reihe kleiner Linien und Zeichen in der Hand, die als Kreuze, Dreiecke, Vierecke, Punkte, Ketten, Inseln usw. bezeichnet und von den Handlesekünstlern je nach der Stelle, an der sie sich befinden, gedeutet werden.

Während die einen Handliniendeuter so weit gehen, daß sie behaupten, unsere ganze Zukunft stehe in der Hand geschrieben, was auf eine völlige Schicksalsgebundenheit und Leugnung der Willensfreiheit hinausliefe, glauben die anderen nicht, daß in unserer Hand bestimmte Ereignisse und Krankheiten, also unsere ganze Zukunft, aufgezeichnet sei, sondern sie sind der Ansicht, daß die Linien und Zeichen der Hand lediglich etwas über bestimmte Charakterzüge aussagen. Die Linien der Hand würden nicht zwingen, sondern nur die Neigungen andeuten, die der Wille noch immer ändern und verbessern könne. Eine solche Handdeutung klingt annehmbar und es liegt sicher ein Körnchen Wahrheit darin.

Das zweite Gesicht (Hellsehen)

In Washington war eine Frau gerade dabei, das Abendessen herzurichten, als sie plötzlich ausrief: „Mein Vater ist tot! Ich hab' ihn im Lehnstuhl sitzen sehen!“ Die Ihrigen redeten ihr zu, das sei doch Einbildung. Aber dann kam ein Telegramm aus Nebraska, wo ihr Vater gelebt hatte: er sei, in seinem Lehnstuhl sitzend, an einem Herzschlag gestorben.

Ähnliche Beispiele sind nicht selten. Es handelt sich hier um geheimnisvolle Vorfälle, um sogenannte „außersinnliche Wahrnehmungen“, für die die Wissenschaft noch keine voll befriedigende Antwort gefunden hat (Zweites Gesicht, Hellsehen, Telepathie, Halluzination, Gedankenlesen, Voraussagen...). Es ist für die Wissenschaft immer noch ein tiefes Geheimnis, wie der menschliche Geist arbeitet. Sie kann nur gewisse Erklärungsversuche bieten für alle diese Erscheinungen. Vielfach nimmt sie zur Erklärung eine noch nicht erforschte Seelenkraft an, die sie Psi heißt. Mit dieser Annahme ist jedoch das Dunkel wenig gelüftet. Der Engländer Myers — und nach ihm viele andere — spricht von einem „unterschwelligem Bewußtsein“. Er sagt: „Wie im Äther Schwingungen existieren, die wir nicht sehen, und Lichtwellen, die wir als Wärme empfinden, so liegen auch im gewöhnlichen Bewußtsein Empfindungen außerhalb jeder Psychologie. Das Bewußtsein, das wir kennen, ist bloß ein kleiner Ausschnitt eines größeren Bewußtseins, das verborgen wirkt und gleich einem Eisberg ist, von dem acht Neuntel unter der Oberfläche des

Wassers sind und nur ein Neuntel über dem Wasser. Dieses letztere gleicht dem Bewußtsein, der Teil unter dem Wasser aber dem Unbewußten.“ Myers nannte das Unbewußte „unterschwellig“, weil es gleichsam unter der Schwelle des Bewußtseins liegt. Die Wissenschaft hat lange die Existenz des Unbewußten bestritten; heute jedoch ist es eine von allen anerkannte Tatsache.

Die Seele ist ein Geist. Sie kann daher, so behaupten die Parapsychologen, wenn sie sich wenigstens teilweise aus der Umklammerung des Leibes löst und leibfrei wird, wie ein reiner Geist Entferntes und alles, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richtet, erkennen; sie kann in einem solchen Zustand die Gedanken anderer lesen, selbst die im Unterbewußtsein verborgenen, kann Vergangenes erkennen, Krankheiten diagnostizieren, Schauungen haben, Verborgenes offenbaren . . .

Bei den Phänomenen des Zweiten Gesichtes und des Hellsehens handelt es sich nicht bloß um Wahnvorstellungen, die durch irgendwelche seelische Erregungen hervorgerufen werden, oder um Halluzinationen (d. h. um innere Wahrnehmungen von Dingen, die außen nicht da sind, die aber dem sie Erlebenden genauso erscheinen wie von außen verursachte), sondern um wirkliche, von den Sinnen der sie Schauenden wahrnehmbare Erscheinungen. O. Piper erklärt das Zweite Gesicht als „das Vermögen, Begebenheiten und Tatsachen, die sich in der Zukunft ereignen werden, mittels der Organe des natürlichen Gesichtes wahrzunehmen, und zwar so, daß das Abwesende und Zukünftige als gegenwärtig erscheint und in mehr oder weniger sinnbildlicher Weise angeschaut wird“. Die Gabe des Zweiten Gesichtes (oder Hellsehens) ist in manchen Gegenden besonders stark verbreitet, so auf den schottischen Inseln, in Norwegen, Lappland, in der Bretagne, in Westfalen (Spökenkieker) . . .

Menschen, die von besonderer nervöser Feinfühligkeit sind, besitzen mitunter die seelische Fähigkeit, außersinnliche Wahrnehmungen über Geschehnisse, Personen oder Dinge zu machen, die zeitlich oder räumlich entfernt sind. Ein solches Hellsehen kann plötzlich, unerwartet auftreten oder es kann auch absichtlich hervorgerufen werden, sei es durch Selbst- oder Fremdhypnose oder auch durch besondere Konzentration (etwa mit Hilfe einer Kristallkugel oder eines Pendels). Daß Hellseher über räumlich entfernte, verborgene leblose Gegenstände (z. B. Tote, Vermißte) zutreffende Auskünfte zu geben

vermögen, ist in vielen Fällen bestätigt worden. Viele Versuche haben auch gezeigt, daß Hellseher Gedanken, Wünsche und Befürchtungen zu erkennen vermögen, die im Unterbewußtsein eines anderen geschehen. Auch ferne, wirkliche Vorgänge, die mit den Sinnesorganen nicht wahrgenommen werden können, werden von Hellsehern irgendwie erfüllt oder deutlich geschaut. Aberglaube aber ist es, den Hellsehern auch dann Glauben zu schenken, wenn sie über das Los Verstorbener im Jenseits oder über göttliche Geheimnisse Aussagen machen, die der Offenbarung widersprechen.

Besondere Schwierigkeiten für eine Erklärung bietet das Vorausschauen künftiger Ereignisse (als „Vorauswissen“ bekannt). Beobachtungen, die an der amerikanischen Duke-Universität gemacht wurden, sprechen dafür, daß viele offenbar ganz durchschnittliche Menschen manchmal in die Zukunft schauen können. Daß diese Voraussagen aber oft sehr unzuverlässig sind, zeigen die beiden willkürlich ausgewählten Beispiele:

Im Frühjahr 1958 ließ die Illustrierte „Das Neue Blatt“ durch den Hellseher und Hypnotiseur Turni mit einem in Hypnose versetzten Medium Versuche vornehmen, um die Zukunft zu erforschen. Hier sind die Ergebnisse, soweit sie sich auf die Zeit bis Ende 1962 erstrecken: Nixon wird Präsident der Vereinigten Staaten. — Die Amerikaner beuten die gewaltigen Ölvorkommen in der Sahara aus. — Die Russen haben einen Menschen in den Weltraum geschossen, aber er ist nicht wiedergekommen. — Die Löhne sind gesenkt worden, sie sind nicht mehr hochgegangen. Das Wirtschaftswunder ist längst am Ende. Löhne und Preise sind gesenkt worden. — Es gibt jetzt seit gut einem Jahr den Atomstrom. Aber erst jetzt benützen die großen Fabriken und die großen Industrien Atomstrom. — Zwischen Düsseldorf, München und anderen Großstädten gibt es Hubschrauberverbindungen von Stadt zu Stadt, Autos ohne Kupplung rasen ohne Gegenverkehr auf untertunnelierten Straßen dahin. — Raketen mit neuem, stärkerem Antrieb jagen durch den Weltraum. Sie erreichen jedoch den Mond nicht. — West- und Ostdeutschland werden wieder vereinigt. — Rußland bekommt Schwierigkeiten mit China . . .

In der Zeitschrift „Neues Europa“, die sich rühmt, daß ihre hellseherischen Voraussagen zuverlässig seien, wurde Ende Oktober 1963 geschrieben, daß Kennedy nach Ablauf seiner Amtszeit im nächsten Jahr das Weiße Haus als

ein gesundheitlich gebrochener Mann verlassen werde. Die Prophezeiung erreichte die Leser an dem Tag, an dem Kennedy ermordet wurde.

Diese Ergebnisse zeigen, wieviel oder besser wie wenig von der Zukunftschau durch Medien zu halten ist.

Abt A. Wiesinger meint zum Voraussehen künftiger Ereignisse: „Die gesunde Theologie lehrt, daß die Menschen etwas wirklich Zukünftiges nicht erkennen können. Sie können mehr oder weniger sichere Schlüsse ziehen, die auf natürlichen Ursachen gründen, aber das freie Zukünftige können sie nicht erkennen, nicht einmal durch das Unterbewußtsein, wo die halbfreie Seele wirkt, denn nicht einmal die Geister, die Engel, haben diese Erkenntnis, sondern nur Gott allein... Wenn es sich beim Zweiten Gesicht um das Erkennen von Vergangenen oder Gegenwärtigem handelt, also von etwas, was bereits Tatsache ist, so kann dies von jenen Menschen geschehen, die immer in der Trance leben. Etwas anderes ist es, wenn sie die Zukunft sehen. Da sie fast immer an diesen Gesichtern leiden, immer Feuer, Begräbnisse, ernste Unglücksfälle sehen, so kann es vorkommen, daß ein Teil derselben wirklich eintritt, und später erinnert man sich daran. Die anderen Gesichte, die ebenso da waren, wurden vergessen, so daß man schließlich den Eindruck hat, daß alles, was man sah, eingetroffen ist. In Wirklichkeit war es nur ein kleiner Prozentsatz, den eben der Zufall mit sich brachte. Diese Gesichte der Spökenkieker sind also nicht wirkliche Voraussetzungen, sondern krankhafte Träume, mit Hellsehen vermischt, wie es in außerordentlichen Zuständen vorkommt. Allerdings soll damit nicht gesagt werden, daß Gott den Menschen nicht wirkliche Prophezeiungen geben könne, da man doch viele solche aufzählt.“ Diese Erklärung des Zweiten Gesichtes und Hellsehens hat manches für sich, aber eine befriedigende Lösung bietet sie nicht. Der ehemalige Kölner Dompropst Doktor Berlage meinte: „Diejenigen, die Vorgesichte haben, sind für kurze Zeit in einen Zustand versetzt, wie er der Seele zuteil wird, wenn sie der Zeitlichkeit entkleidet, also über Raum und Zeit erhaben ist.“ Die Forschungen auf parapsychologischem Gebiet mögen in künftigen Jahren noch manches Licht in die bisher dunklen Erscheinungen des Okkultismus bringen.

Was ist von okkulten Erscheinungen, wie Hellsehen u. a. zu halten?

Darüber sagte Pfarrer Dr. K. Hutten in einem Vortrag der Sendereihe „Der Christ und die okkulten Erscheinungen“ des Südwestfunks:

1. Der menschliche Geist hat die Fähigkeit, auf direktem Weg Gedanken an andere Menschen zu senden und von ihnen zu empfangen, ohne daß er ein vermittelndes Werkzeug benötigt. Er ist also gewissermaßen ein Rundfunksender und ein Empfangsgerät in einem. Um zu senden, bedarf er nicht der komplizierten Apparatur, wie sie unsere Rundfunkstationen darstellen. Er bedarf auch keiner Ätherwellen. Und um zu empfangen, braucht er nicht seine Ohren, sondern die gesendeten Gedanken teilen sich unmittelbar der Seele mit. Die Entfernung spielt dabei keine Rolle. Ein französischer Arzt schläferete ein junges Mädchen durch Fernbeeinflussung ein und weckte es wieder auf. Ein amerikanischer Schriftsteller konzentrierte seine Gedanken auf eine Zeichnung, und seine Gattin konnte aus Entfernungen bis zu 200 Kilometern die Zeichnung auffangen und nachzeichnen. Ein anderer amerikanischer Schriftsteller stellte einen geistigen Kontakt mit einem Polarflieger über 6000 Kilometer hinweg her und konnte in vielen Fällen mit unglaublicher Genauigkeit angeben, was dieser bei seinen Flügen erlebte. Der menschliche Geist hat also die Fähigkeit, den Raum zu überwinden und ohne Zuhilfenahme der Sinnesorgane oder technischer Werkzeuge Mitteilungen zu geben und zu empfangen.
2. Der Geist hat die Fähigkeit, verborgene Tatbestände oder Ereignisse auf einem unmittelbaren und inwendigen Weg wahrzunehmen. Der amerikanische Forscher Rhine machte hellseherische Experimente mit Spielkarten. Sie wurden gemischt und mit der Bildseite nach unten auf den Tisch gelegt. Die Versuchspersonen hatten sich nun auf die Karten zu konzentrieren. Eine nach der anderen wurde verdeckt von dem Stoß abgehoben, und es sollte gesagt werden, was sie darstellen. Es wurden über 3400 Versuche dieser Art unternommen. Das Ergebnis war eine Trefferzahl, die über dem bloßen Zufall lag. Man hat noch schwierigere Versuche angestellt. Man hat etwa eine Bretterwand zwischen Versuchspersonen und Karten gestellt. Man hat die Karten in

ein Nebenzimmer oder in ein anderes Gebäude gebracht. Man hat jede Einzelkarte in einen undurchsichtigen Umschlag gesteckt. Die Trefferzahlen lagen trotzdem über dem Zufallsdurchschnitt. Es wurden auch andersartige Experimente unternommen. Sie bestätigten durchweg die Tatsächlichkeit des Hellsehens.

3. Der Geist hat die Fähigkeit, unmittelbar, d. h. ohne Zuhilfenahme eines Werkzeuges, auf unbelebte Materie einzuwirken. Professor Rhine hat experimentell nachgewiesen, daß man beim Würfeln, wenn man die Absicht hat, eine bestimmte Augenzahl zu erzielen, Ergebnisse erreichen kann, die über dem Zufallsdurchschnitt liegen. Mit anderen Worten: der Wille kann die Würfel bis zu einem gewissen Grad lenken. Auf welche Weise er diesen Einfluß auf das Rollen der Würfel ausübt, weiß man nicht. Aber daß eine statistisch meßbare Einwirkung von der Seele ausgeht, ist sicher. Diese Einwirkung auf die Materie kann sich bei medial besonders begabten Personen so steigern, daß Gegenstände durch die Luft fliegen oder daß Tische kippen, ohne von einer menschlichen Hand berührt worden zu sein.

Die Erforschung des Okkulten im Laboratorium hat zwingend ergeben, daß es Kräfte und Vorgänge gibt, die sich nicht in ein mechanistisches Weltbild einordnen lassen. Offenbar erfaßt dieses Weltbild nicht den vollen Umfang der Wirklichkeit, sondern nur einen Teil. Anscheinend gibt es über der Welt, die durch Ursache und Wirkung in ihrem Ablauf bestimmt ist, noch eine andere Wirklichkeitsebene. In ihr herrschen Kräfte und Gesetze, die sich den bisherigen naturwissenschaftlichen Erklärungsmethoden entziehen. Welcher Art diese Kräfte und Gesetze sind, ist uns noch verschlossen. Mag sein, daß es gelingt, auch sie einmal zu entschleiern. Hier wartet ein ganzer rätselhafter Kontinent der Entdeckung. Diese Ergebnisse sind für den christlichen Glauben von hoher Bedeutung: die materialistische Auffassung ist widerlegt, daß die Seele ein bloßes Produkt des Stoffes, d. h. der Gehirnzellen und ihrer Bewegung sei. Der Mensch hat vielmehr eine geistige Natur, die sich nicht als bloße Funktion des Gehirns erklären läßt. Die Seele ist eine Größe eigenen Wesens. Damit wird die biblische Anschauung gestützt, daß die Seele eine Wirklichkeit anderer Art ist als der Leib und nicht mit ihm getötet werden kann.

Einige Beispiele von Zweitem Gesicht, Hellsehen, Gedankenlesen

Immanuel Kant berichtet in den „Träumen eines Geistersehers“ von einem Erlebnis des schwedischen Mystikers und Sehers *Swedenborg*:

Am 19. Juli 1759 gegen vier Uhr nachmittags stieg *Swedenborg*, aus England kommend, zu *Gotenburg* ans Land. Am gleichen Abend war er bei einem Kaufmann namens *William Castel*, in Gesellschaft mit noch fünfzehn Personen, zu Gast. Gegen sechs Uhr trat nun *Swedenborg* aus dem Hause und kam entfärbt ins Gesellschaftszimmer zurück. „Meine Damen und Herren“, berichtete er bestürzt, „jetzt eben ist am *Södermalm* in *Stockholm* ein schrecklicher Brand ausgebrochen, das Feuer greift immer mehr um sich.“ Die Gesellschaft war fürs erste betreten und setzte heimliche Zweifel in die Zurechnungsfähigkeit des seltsamen Mannes, liegt doch *Gotenburg* über 50 Meilen von der schwedischen Hauptstadt entfernt. — *Swedenborg* aber war aufs höchste beunruhigt und trat des öfteren auf die Straße, zurückgekehrt, sagte er dann, daß das Haus seines Freundes schon in Asche läge und sein eigenes in Gefahr sei. Um acht Uhr aber, als er wieder hinausgetreten war, berichtete er freudig: „Gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Tür vor meinem Hause.“ — Die Nachricht brachte nicht nur die Gesellschaft, sondern die ganze Stadt in Bewegung, und noch am Abend erhielt auch der Gouverneur von *Gotenburg* davon Kunde. Dieser ließ *Swedenborg* zu sich kommen und befragte ihn darum. *Swedenborg* beschrieb den Brand genau, wie er angefangen und aufgehört hatte und die Zeit seiner Dauer. Weil nun auch der Gouverneur darauf geachtet hatte, verursachte die Schreckenskunde eine noch stärkere Aufregung in der Stadt. Am Montag abend kam nun eine Stafette aus *Stockholm* in *Gotenburg* an. In dem Brief war der Brand ganz auf die erzählte Art beschrieben. Am Dienstagmorgen endlich traf ein königlicher Kurier beim Gouverneur ein und berichtete von dem Brand, dem Verlust, den er verursacht und von den Häusern, die er betroffen hatte. Die Nachricht war nicht im mindesten von der *Swedenborgs* verschieden, auch war der Brand genau um dieselbe Zeit, die dieser angegeben hatte, gelöscht worden.

In dem polnischen Städtchen *Stolina*, das auf den Besitzungen des Fürsten

Radziwill liegt, war im Jahre 1937 ein vierzehnjähriges Mädchen an einem Januarnachmittag spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen der Eltern und Behörden verliefen erfolglos. Da setzte sich der Gemeindevorsteher mit dem als Hellseher bekannten Warschauer Ingenieur Stefan Ossowiecki in Verbindung. Nach längerem Betrachten einer schlechten Liebhaberaufnahme des Mädchens beschrieb Ossowiecki genau die äußeren Lebensverhältnisse, in denen sich die Vermißte befunden hatte, machte genaue Angaben über die Familienverhältnisse des Mädchens und erklärte dann, daß das Mädchen am 10. Januar, nachmittags zwischen vier und fünf Uhr, einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei. Auf dem Nachhauseweg habe das Mädchen ein Hausierer angesprochen und es aufgefordert, ihm gegen eine gute Belohnung einen der beiden Koffer zu einem nahen Wäldchen tragen zu helfen. Das Mädchen habe das Angebot angenommen. Der Ingenieur bezeichnete dann genau die Stelle, an der sich der Unmensch auf das Mädchen geworfen, es vergewaltigt und in viehischer Weise zerstückelt und verscharrt hatte.

An der bezeichneten Stelle wurde tatsächlich der zerstückelte Körper des Mädchens vor den Augen der Polizeibeamten ausgegraben.

Ein älterer Pfarrer erhielt einen neuen Kaplan zugewiesen. Dieser kam abends an und traf den Pfarrer gerade beim Abendessen. Beim Eintritt des Kaplans sprang der Pfarrer erschreckt vom Sessel auf und starrte mit weit aufgerissenen Augen den Ankömmling an, ohne seinen Gruß zu erwidern. Verstört fragte der Kaplan nach der Ursache des Schreckens, den sein Erscheinen hervorgerufen hatte. Nach einigem Zögern sagte der Pfarrer: „Vor etwa vier Wochen träumte mir, ich wäre schwer krank geworden, so daß ich mich mit den heiligen Sakramenten versehen lassen mußte. Der Priester, der mir die Sakramente spendete, das waren Sie, Herr Kaplan! Sie werden daher mein Erschrecken begreiflich finden.“ Einige Wochen später verspürte der Pfarrer einen leichten Schüttelfrost, Fieber stellte sich ein, Lungenentzündung kam dazu. Eiligst mußte der Kaplan seinen Pfarrer versehen und — drei Tage später war er in der Ewigkeit. (So berichtete die Korrespondenz der Associatio Sacerdotalis vom 16. Januar 1924.)

In dem Dorf Schwesing, unweit Husum, sagte eine Seherin voraus, daß in kurzer Zeit aus dem Schulhause eine Leiche käme, vor der das Lied „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ nur vom Mesner und zwei Schülern gesungen

werde. Sie nannte auch die Namen der Leichenträger. Nun wurde niemals eine Leiche in das im Winter täglich von Kindern besuchte Schulhaus gebracht, auch war es im Dorf Sitte, daß selbst bei der ärmsten Leiche wenigstens vier Kinder sangen. Man machte sich deshalb über die Seherin lustig. Allein bald darauf, kurz vor Weihnachten, kam ein kranker Bettler ins Dorfgasthaus und starb nach wenigen Tagen. Da wegen der Ferien das Schulhaus leerstand, brachte man die Leiche dorthin. Als nun schon soviel von der Voraussage in Erfüllung gegangen war, taten Pastor und Mesner alles mögliche, um das, was weiter vorausgesagt war, zu vereiteln. Es wurden im Dorf Träger bestellt außer den vier von der Seherin genannten. Aber alle schlugen ab, so daß man sich schließlich doch an die vier wenden mußte, die zusagten. Außerdem wurden alle Kinder des Dorfes zum Singen bestellt, jedoch erschienen zum Begräbnis nur zwei, die...übrigen hatten sich auf verschiedene Weise freigemacht. Nun wollte der Mesner wenigstens das von der Seherin angegebene Sterbelied keineswegs singen lassen und hatte auch den beiden Schülern bereits eine andere Nummer des Gesangbuches bezeichnet, als er dessenungeachtet, sich ganz vergessend, doch jenes gewohnte Lied anstimmte, wonach er das nicht mehr ändern konnte. (So geschehen nach dem Bericht des damaligen Pfarrers von Schwesing, namens Buchwald.)

Als die heilige Theresia von Lisieux sieben Jahre alt war, hatte sie ein eigenartiges Erlebnis: Eines Tages, da ihr Vater verreist war, spielte die Kleine in der Mittagsstunde fröhlich am Fenster. Da sah sie einen Mann hinter der Waschküche hervorkommen und langsamen Schrittes durch den Garten gehen. Er glich in Haltung und Kleidung aufs Haar dem Vater, nur war er seltsam gebeugt und gealtert, und sein Haupt war von einem dichten Schleier verhüllt. Vor Schreck schrie Therese laut auf. Die Schwestern eilten herbei, man durchsuchte den Garten, aber die unheimliche Erscheinung blieb verschwunden. Seitdem fühlte Therese stets ein unbekanntes Verhängnis über dem Vater schweben.

Ein Jahr nach ihrem Eintritt ins Kloster fand das eigenartige Gesicht seine Erklärung: Der Vater erlitt mehrere Schlaganfälle, die zu teilweiser Lähmung des Gehirns, später zu allgemeiner Lähmung des Körpers führten. Völlig hilflos, des Bewußtseins beraubt, mußte Herr Martin in eine Pflegeanstalt übergeführt werden.

In seinem Buch „Das Zweite Gesicht“ berichtet Zurbonsen folgendes Erlebnis einer Frau:

Es war im Winter, als mein Mann und ich aus meiner Heimatstadt W. per Wagen nach der Station E. fuhren. Plötzlich ging der Wagen sehr langsam. Da wir uns das langsame Tempo nicht erklären konnten und keine überflüssige Zeit hatten, befahlen wir dem Kutscher, schneller zu fahren. Er rief: „Ich kann nicht. Es ist ein Leichenwagen vor uns, an dem ich nicht vorbei kann, da er trotz Rufens nicht ausweichen will.“ Mein Mann und ich standen auf und sahen uns den Leichenwagen an, der in der Mitte des Weges unmittelbar vor uns fuhr und weder rechts noch links Platz zum Vorbeifahren ließ. Wir unterhielten uns noch über die Rücksichtslosigkeit des Fahrers, als plötzlich der ganze Leichenwagen verschwunden war. Durch diesen Vorgang waren wir so bestürzt, daß wir ausstiegen, um uns zu überzeugen, daß wirklich kein Seitenweg war, auf dem das unheimliche Gefährt hätte entweichen können... Ich kann mir noch heute den leichenblassen Kutscher vorstellen, der zu meinem Manne sagte: „Herr, einer von uns macht diesen Weg zum letztenmal.“ Auch auf meinen Mann machte das Vorkommnis tiefsten Eindruck... Mein Mann machte tatsächlich keine Reise mehr. Diese unheimliche Fahrt war unsere letzte gemeinschaftliche Reise gewesen.

In demselben Buch von Zurbonsen wird dieser Vorfall erzählt: Zum Zwecke der Ausschmückung der Salzstraße in Münster für eine Prozession waren meine Schwester und ich mit einer Anzahl anderer junger Leute zur Mauritzhalde hinausgezogen, um Moos zum Kränzewinden zu sammeln. Da meine Schwester Durst verspürte, traten wir in ein naheliegendes Kötterhaus, und ich bat die in der Küche hantierende Hausfrau um einen Trunk Milch. Die Frau öffnete uns die Wohnstube, da prallte meine Schwester heftig zurück: „Laßt uns wieder gehen“, sagte sie, „da liegt ja auf den Stühlen eine Leiche, ein toter Mann.“ — „Eine Leiche?“ versetzte die Frau verwundert. „Nein, Gott sei Dank, Fräulein, eine Leiche haben wir nicht im Haus!“ Wir anderen sahen nichts; aber meine Schwester beharrte dabei; auch die Totenkerzen gab sie an neben der Leiche zu sehen. Wir alle standen verblüfft da, da wurde es auf dem Hof unruhig, die Haustür öffnete sich und herein trugen Leute die Leiche des Kötters, den man vom Blitz erschlagen auf dem Feld gefunden hatte. Sprachlos vor Schreck wichen wir zur Seite. Die Träger aber schafften den

Toten in die Stube und legten ihn auf eilig zusammengeschobenen Stühlen nieder. Ehe wir uns versahen, standen auch zwei herbeigeholte Kerzen neben der Leiche. Erschüttert traten wir den Heimweg an.

Aus dem Leben des Dichters Viktor von Scheffel berichtet O. Piper nachstehendes Vorkommnis: Als der junge Scheffel an der Heidelberger Universität studierte, hatte er einen Freund, der mit einem jungen Mädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, aber durch die Schwindsucht von einem frühzeitigen Tod bedroht wurde. Einmal war nun dieser durch sein Befinden verhindert, seine Liebste zu einer Tanzunterhaltung zu begleiten, und er bat Freund Scheffel sich des Mädchens anzunehmen, zugleich aber warnte er ihn, seiner Geliebten den Hof zu machen. Als nun der junge Scheffel das dennoch tat, fühlte er einen derben Schlag auf die Schulter. Er drehte sich erschrocken um und sah zu seinem Entsetzen den Freund hinter sich, die Augen starr auf ihn gerichtet, im Ballanzug, jedoch ohne Vorhemd und Weste, mit Blut überströmt, das seinem Mund entquoll. Als Scheffel ihn voll Entsetzen anrief, zerrann die Erscheinung, die außer ihm keiner der Anwesenden gesehen hatte, vor seinen Augen.

Schlimmstes ahnend, eilte er in die Wohnung, die der Freund mit seiner Mutter teilte, und fand den Unglücklichen dort tot auf dem Fußboden liegen, ganz so, wie er ihn als spukhafte Erscheinung vor sich gesehen hatte. Der Kranke hatte seiner Mutter gegenüber darauf bestanden, das Paar im Tanzsaal zu überraschen, und wollte sich eben dorthin begeben, als er von einem todbringenden Blutsturz überrascht wurde und mitten im Zimmer zusammenbrach.

Auch vom Komponisten Gluck wird ein Fall von Hellsehen erzählt: Im Opernhaus zu Paris hatte am 19. April 1774 die Uraufführung der „Iphigenie in Aulis“ stattgefunden. Das Publikum war hingerissen und verfiel in einen wahren Taumel von Begeisterung. Immer wieder wurde dem Künstler zugejubelt. Auch das Königspaar, Ludwig XVI. und Marie Antoinette, waren von der Aufführung begeistert und wünschten, den Komponisten zu sprechen. In höchster seelischer Erregung über die ihm gezollten Ovationen betrat Gluck die Königsloge. Als Marie Antoinette ihrem einstigen Musiklehrer einen Lorbeerkranz überreichte, war es ihm, als ob die ganze Umwelt um ihn verschwände, und seine Sinne öffneten sich für Zukünftiges. Er hörte ein Tosen

wie von einer vieltausendköpfigen Volksmenge, und wie hinter einer bleichen Nebelwand schaute er das schmerzvolle Antlitz der Königin. „Um Gottes willen!“ rief er und wies mit zitternder Hand auf Marie Antoinette: „Ihr habt einen Streifen Blut um den Hals, der immer stärker wird und jetzt — jetzt — Euer Haupt wankt — es fällt . . .!“ Ohnmächtig stürzte er zu Boden.

Neunzehn Jahre nach diesem Abend sank das Haupt Marie Antoinettes unter dem Beil der Guillotine.

Der heilige Johannes Bosco, der in den Herzen lesen konnte, vermochte auch zu sehen, was in anderen, weit entfernten salesianischen Jugendheimen vor sich ging. Don Rua fragte ihn in einem besonderen Fall, wie es ihm möglich gewesen sei, von St. Ignatius in Lanzo aus drei Jungen des Oratoriums in Turin zu sehen, die die Nachmittagsandacht schwänzten und dafür zum Baden gingen. Der Heilige erklärte: „Es ist wie beim Telegraf. Damit kann ich Verbindungen mit der Ferne herstellen und sehe dann, was zur Ehre Gottes und zum Wohl der Seelen geschieht. Ich sollte euch das vielleicht nicht sagen. Doch soll keiner glauben, daß er tun und lassen könne, was ihm gerade einfällt, wenn ich fort bin. Da würde sich jeder täuschen, wenn einer meinte, er bliebe unbeobachtet . . .“

Zum Gedankenlesen, wie wir es bei Don Bosco und anderen Heiligen sehen, bemerkt A. Höß in seinem Buch über den Jesuitenpater Rem: „Mag auch die Gedankenübertragung durch telepathische Experimente heute als sicher erwiesen sein, so bestehen doch zwischen der Herzenskunde der Heiligen, wie z. B. eines heiligen Josef Cupertino, einer Katharina von Siena und anderer und den übernormalen Veranlagungen der Medien des Okkultismus wesentliche Unterschiede, vor allem hinsichtlich der Gegenstände, die mitgeteilt werden, und hinsichtlich des Zweckes, dem die Offenbarungen dienen, nämlich der besonderen Seelenleitung durch die Heiligen. Es ist zweifellos nicht befremdend, wenn Gott wie zur Heilung des Leibes so erst recht zur Heilung und Heiligung der Seele seinen Dienern besondere Gaben verleiht. Es wäre aber sehr befremdend, wenn alle seine Geschöpfe die natürliche Fähigkeit als Anlage besäßen, den Gewissenszustand der anderen zu erkennen. Mag die Herzenskunde der Heiligen auch mit einer besonderen natürlichen Veranlagung in Verbindung stehen, sie ist doch in der Art und Weise, wie sie sich offenbart, und theologisch gesehen als übernatürliches Charisma aufzufassen.“



Therese Neumann von Kommersreuth

Ungewöhnlich hellseherisch begabt war der Wünschelrutengänger und Brunnengräber Alois Irlmaier von Freilassing. C. Adlmaier führt in seiner Schrift „Blick in die Zukunft“ eine Reihe von Beispielen an, darunter diese:

Während des Krieges sagte Irlmaier zu einer Verwandten aus Rosenheim, sie solle bei Fliegeralarm nicht in die Mitte des Bunkers am Salinenplatz gehen, weil er dort lauter Leichen sehe, dagegen geschehe den Leuten am Eingang nichts. Das sprach sich in der Stadt herum, und die Bevölkerung richtete sich darnach. Als wieder ein schwerer Luftangriff erfolgte, flüchteten die Passanten in den Bunker, mieden aber die Mitte. Als schon die Bomben fielen, kamen noch verschiedene durchreisende Soldaten, drängten sich trotz der Warnung der Einheimischen in die Mitte und fielen gleich darauf einem Volltreffer zum Opfer. Die anderen am Stolleneingang blieben unverletzt.

In H. hatte sich im Gasthaus eine lustige Zechgemeinschaft zusammengefunden. Irlmaier saß still in der Ecke. Als ihn einer anprostete und ihm zurief, er solle doch nicht so düster dreinschauen, sondern mittrinken, sagte er: „I moan allaweil, in drei Tag ist dir 's Lachen aa vergangen, da wirst nimmer leben.“ Der Angeredete, ein älterer Herr, erschrak zwar zunächst über diese Prophezeiung, lachte aber dann und meinte: „Ich glaub's nicht. Ich fühle mich kerngesund und hoffe, noch lange zu leben.“ Irlmaier sagte nichts und ging heim. Drei Tage später starb der angeblich kerngesunde Zecher an einem Schlaganfall.

In Zürich hatten zwei Banditen einen Bankdirektor herausgelockt und brutal ermordet. Die Polizei suchte vergebens nach ihnen. Irlmaier war damals gerade in der Schweiz, um in P. eine Wasserader für ein Turbinenkraftwerk zu suchen. Da hörte er von dem Verbrechen. Sofort ließ er durch einen ihm bekannten Einheimischen der Polizei eine genaue Beschreibung der Täter zugehen und nannte auch ihren Aufenthaltsort. Alles bewahrheitete sich, die beiden konnten verhaftet werden und legten ein Geständnis ab.

Häufig suchten amerikanische Soldaten Irlmaier auf. Einem von ihnen beschrieb er einmal sein Haus in allen Einzelheiten. Er sah die Frau des Betreffenden auf dem Totenbett liegen und sagte dem erschütterten Soldaten: „In deinem Haus sitzt einer, der will dich um Hab und Gut bringen. Er sinnt Tag und Nacht, wie er in den Besitz deines Hauses kommen kann. Fahr so bald wie möglich heim, ehe es zu spät ist.“ Der Amerikaner erhielt kurz

darauf die Nachricht, daß seine Frau wirklich gestorben sei. Sein Schwager hatte Schritte eingeleitet, um ihn als unzurechnungsfähig erklären zu lassen, und so in den Besitz der Erbschaft zu kommen. Der Soldat reiste sofort nach Hause, und Irlmaier erhielt nach Regelung der ganzen Angelegenheit ein Dankschreiben, das die Richtigkeit seiner Voraussagen voll bestätigte.

Irlmaier war bei einer befreundeten Familie zu Besuch. Auf einmal „sah“ er etwas und verstummte. Gefragt, was denn los sei, sagte er auf vieles Drängen: „In eurer Familie wird sich bald ein Todesfall ereignen. Ich sehe einen Mann auf dem Boden liegen, er hat etwas am Unterleib und wird daran sterben.“ Die Familie riet hin und her, wer der Todeskandidat sein könnte, und kam schließlich auf einen Verwandten, der ein Magengeschwür hatte. Aber diese Vermutung sollte sich als falsch herausstellen. Nach vier Wochen wurde ein anderer Verwandter, ein junger, kräftiger Mensch, von einem ausschlagenden Pferd so hart in die Bauchgegend getroffen, daß er den inneren Verletzungen bald darauf erlag.

Einer Frau in Oberfranken war ihr ganzes Vermögen gestohlen worden. Sie hatte zwar einen Verdacht auf eine bestimmte Frau, hatte aber keinen Beweis. In ihrer Not fuhr sie zu Irlmaier nach Freilassing. Irlmaier sagte ihr sofort: „Dein Geld hat nicht die Frau gestohlen, sondern ein Mann.“ Und er beschrieb ihr den Dieb so genau, daß sie sofort wußte, wer gemeint war. „Jetzt fahrst heim und sagst es ihm auf den Kopf zu, dann kriegst dei Geld wieder.“ Die Frau befolgte den Rat. Der Dieb, der eine große Familie hatte, gestand, daß er der Versuchung bei einer günstigen Gelegenheit erlegen sei und das Geld tatsächlich gestohlen habe. Er stellte die ganze Summe wieder zurück und bat flehentlich, von einer Anzeige abzusehen.

Über das Schicksal eines Kriegsgefangenen befragt, betrachtete Irlmaier lange das Foto des jungen Mannes. Dann sagte er: „Er kommt bald nach Deutschland, und dann muß er in ein Lazarett. Aber dann sehe ich nichts mehr.“ Auf Drängen der Angehörigen, wann sich dies ereigne, erklärte Irlmaier, das könne er nicht sagen, aber er sehe immer die Zahl 27, und zwar dreimal. Was das bedeute, wisse er nicht. Diese Voraussage erfüllte sich in folgender Weise: Am 27. September wurde der Kriegsgefangene im Ural in Marsch gesetzt. Er traf schwerkrank in Frankfurt an der Oder ein. Ins Lazarett eingewiesen, starb er am 27. Oktober. Am 27. Dezember erhielten die Angehöri-

gen die Todesnachricht. Also dreimal 27! Als die Leute später Irlmaier fragten, warum er sie vom Tod des Kriegsgefangenen nicht unterrichtet habe, antwortete er: „Ich hab' es genau gesehen, wie er ‚verschleiert‘ wurde, aber ich wollte es euch nicht sagen, weil ihr mich derbarmt habt.“

Ähnliche Beispiele von auffallendem Hellsehen wurden seinerzeit von Irlmaier viele erzählt, wie weit sie der Wahrheit entsprechen, bleibt dahingestellt.

*

Weniger um Hellsehen als um Gedankenlesen handelt es sich bei dem mancherorts vielgeübten *Kartenlegen*. Soweit es sich dabei nicht um ausgesprochenen Betrug an den Leichtgläubigen und um leere Scharlatanerie handelt, verfügen die Kartenlegerinnen mitunter über eine scharfe Beobachtungsgabe, die es ihnen ermöglicht, aus dem Gespräch mit ihren Kunden und aus deren sonstigem Gehäben rasche Schlüsse zu ziehen und so manchmal überraschend gute Auskünfte zu geben. Daß sich in den Karten künftige Schicksale eines Menschen kundgeben können, ist natürlich albernster Unsinn. Sich aus den Karten die Zukunft wahrsagen zu lassen, ist sündhafter Aberglaube. Es ist aber kaum anzunehmen, daß diejenigen, die sich Karten legen lassen, dabei die Absicht haben, mit guten oder bösen Geistern in Verbindung zu treten. Vielfach wird es bloß Neugierde sein, was sie zu ihrem Tun veranlaßt, so daß es wohl mehr Dummheit als Sünde ist.

Das gleiche, was vom Kartenlegen gilt, trifft auch auf das sinnlose Weissagen aus dem *Kaffeersatz* zu, das heute wohl nicht mehr viel in Übung ist, in früheren Zeiten aber stark in Schwung war und von den sogenannten „Tassenfrauen“ viel ausgeübt wurde. In einer Zeitschrift aus dem Jahre 1752 („Der Mensch, eine moralische Wochenschrift“) heißt es von den Tassenfrauen:

Wenn man eine solche Sybille holen läßt, so trägt man ihr eine Frage vor, z. B. wer einen silbernen Löffel gestohlen hat, ob man Kinder bekommen werde, kurz, alle Fragen, die eine Zigeunerin beantwortet. Alsdann muß Coffee gekocht werden, und es versteht sich von selbst, daß man so höflich seyn und die Tassenfrau ein paar Schälchen trinken lassen wird, damit der Geist der Weissagung in ihr erweckt werde. Alsdann schüttet sie das Oberschälchen ohnegefahr halb voll dicken Coffee und schwängt dasselbe mit einer dummen Miene, die mit spitzbübischen Gesichtszügen untermengt ist,

dreymal, nicht mehr und nicht weniger, in die Runde herum, damit der Coffee sich inwendig überall ansetze. Unter den Tassenweibern ist man noch nicht einig, ob eine Tassenfrau nach dieser Schwängung dreymal in die Tasse hauchen müsse oder nicht. Diejenigen, welche am sichersten gehen wollen und die größten Meisterinnen unter ihnen sind, thun dieses, weil zu vermuthen ist, daß der weissagende Odem einer solchen begeisterten Frau die Theilgen des Coffees in der Tasse in bedeutende Figuren zusammenordnen werde. Wenn dieses geschehen ist, so setzt die Tassenfrau die Tasse verkehrt auf den Tisch, damit der Coffee herauslaufe. Sie rückt alsdann die Tasse noch zweymal fort, damit zu drey verschiedenen Malen der nichts bedeutende Coffee herauslaufe und damit die wahrsagenden Theilgen des Coffees ganz allein in der Tasse hängenbleiben. Alsdann nimmt sie die Tasse in die Höhen und sieht hinein. Die fragenden Parteyen stehen vor diesem Orakel und schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Alsdann öffnet die Tassenfrau den Mund und weissagt: z. B. der Dieb, der den Löffel gestohlen, hat schwarze Haare. Die fragenden Parteyen antworten: Ja, nun ist's klar. Wir haben längst gedacht, daß Christian ein Dieb ist. Die Tassenfrau bekommt einen halben Batzen und gehet ihrer Wege...

Ich weiß nicht, ob man in anderen Städten auch solch abgeschmackte Wahrsagerinnen hat. Sollte dieses nicht seyn, so ärgere ich mich, daß wir in Halle allein so albern einfältig sind und dergleichen Weiber unter uns dulden. Ein jedes Quartier in Halle hat beynahe seine eigene Tassenfrau. Manche lassen täglich sich eine Tasse gießen. Es geschehe, was da wolle, man läßt die Tassenfrau holen. Bey einem jedweden Zufalle sucht man seine abergläubische Neugierigkeit bey der Tassenfrau zu stillen. Die Tassenfrau ist in manchen Häusern dieser Stadt die wichtigste Person. Kommt sie in ein vornehmes Haus geschlichen, so schleicht die Dame oder Mademoiselle des Hauses mit ihr in ein verborgenes Kämmerchen, damit man sich nebst derselben nicht der Gefahr, Schläge zu bekommen oder ausgelacht zu werden, bloßstelle, wenn etwa der Hausherr ein verständiger Mann ist. Und der natürliche Menschenverstand sagt also einem jedweden Verehrer der Tassenweiber, daß er einfältig handelt, sonst würde man nicht furchtsam seyn und sich schämen, wenn man eine Tassenfrau um Rath fragt.

*„Diese Kette
darf nicht abbrechen...“*

Von Schutz- und Himmelsbriefen

„Gruß und Segen aus Lourdes sendet eine Mutter. Damit dieser Brief nicht zum Stillstand kommt, schicke ihn an vier Personen weiter, denen Du Gutes wünschest. Es soll innerhalb 24 Stunden sein. Dieser Brief wurde am 24. Januar 1941 in Lourdes geschrieben und macht zur Ehre Gottes eine Reise in die Welt. Du darfst den Brief nicht behalten oder vernichten. Das bringt Dir kein Glück. Diese Worte gehen in Erfüllung. Bete drei Ave Maria und Du wirst in 114 Stunden ein unverhofftes Glück haben. Ich habe diesen Brief erhalten, gib auch Du ihn dreimal abgeschrieben an vier Personen weiter. Keinen Brief behalten! Drei Ave Maria beten 1. für den Frieden in der Welt; 2. für persönliche Anliegen und 3. um die Wiedervereinigung im Glauben. Erflehen wir uns gegenseitig den Segen und Schutz der Gottesmutter!“

Wer hätte noch nicht einen solchen „Kettenbrief“ in die Hand bekommen? Briefe in ähnlicher Form scheinen immer unterwegs zu sein. Falls der Brief nicht behauptet, aus Lourdes zu kommen, nimmt er den heiligen Antonius in Anspruch und meldet: „Diese Kette wurde begonnen zu Ehren des heiligen Antonius und soll in der ganzen Welt verbreitet werden. Schreibe den Brief ab und schicke ihn an Personen, die der Hilfe bedürfen. Die Kette wurde von einem armen Priester begonnen. Es wird verlangt, daß der Brief 24 Stunden nach Erhalt weitergeschickt wird, und zwar neun Tage hintereinander. Die

Vergeltung kommt am zehnten Tag. Ein Herr, der den Brief zerriß, verlor am zehnten Tag seine Mutter. Wer die Kette nicht abreißt, hat Glück beim heiligen Antonius. Eine Frau gewann 2400 DM, und ein Herr, der auf Beförderung wartete, bekam sie am zehnten Tag. Bitte, schreiben Sie den Brief ab und senden Sie ihn weiter!“

In einem anderen, besonders unter der Jugend verbreiteten Kettenbrief heißt es: „Wir halten eine Novene für den Weltfrieden. Es ist sehr einfach. Wir beten neun Tage lang ein Vaterunser und ein Ave Maria. Wir hoffen, daß Du diese Fortsetzung nicht unterbrechen wirst. Sie begann bei den Schwestern des heiligen Franziskus und geht seit 1947 über die ganze Welt. Dies ist kein Kettenbrief, sondern ein Aufruf zu einer Novene. Wenn Du nicht wünschst, diese Novene fortzusetzen, dann retourniere den Brief an das Mutterhaus der Franziskanerinnen in Holland. Am vierten Tag, nachdem Du den Brief erhältst, wirst Du eine besondere Gunst und Gnade bekommen. Es ist sehr kennzeichnend, daß dies immer eingetreten ist. Fertige, bitte, sieben Abschriften an und sende sie an Freunde, bevor der vierte Tag vergangen ist. Füge Deinen Namen hinzu und von wem Du den Brief erhalten hast!“

Wenn dieser Brief auch mit unschuldigem Augenaufschlag versichert: Dies ist kein Kettenbrief, so straft er sich selbst Lügen, da doch die Anfertigung von Abschriften verlangt wird, so daß eine Kette von Briefen das Land umspannt. Das Abergläubische an diesem und allen anderen Kettenbriefen liegt darin, daß für einen bestimmten Tag, sei es der vierte oder zehnte, eine besondere Gnade versprochen wird, als handle es sich um eine Art Gnadenautomaten. Durch die Androhung eines kommenden Unheils, falls die Kette unterbrochen wird, sollen ängstliche Seelen gefügig gemacht und zum Weiter-senden veranlaßt werden. Nicht jeder hat den Mut, trotz der Androhung schweren Unheils die blöde Schreibung in den Papierkorb zu werfen. Die Gebete, die den Kettenbriefen beigefügt werden, sind meist nicht einwandfrei. Aber auch wenn sie in Ordnung sein sollten, liegt doch in dieser sinnlosen Schreibung ein grober Unfug, ein Aberglaube im wahrsten Sinne des Wortes.

Man würde sich täuschen, wollte man glauben, nur einfache Leute aus dem Volk fielen diesen läppischen Kettenbriefen zum Opfer. Auch Intellektuelle, besonders Persönlichkeiten aus der Film- und Theaterwelt, fallen gern auf

diesen Unsinn herein und beteiligen sich an dem abergläubischen Geschreibsel. Die Versendung der Kettenbriefe nimmt in einzelnen Ländern einen Umfang an, von dessen Größe man sich kaum eine Vorstellung machen kann. In einzelnen amerikanischen Städten, wo das Sektenwesen und damit auch der Aberglaube besonders üppig blüht, geriet durch die Kettenbriefseuche der gesamte Geschäftsverkehr ins Stocken, da die Postbehörde den unheimlich anwachsenden Briefversand nicht mehr bewältigen konnte. Daß auch in deutschen Städten diese Seuche weit verbreitet ist, zeigt das Beispiel Duisburgs, von wo aus dreihundert Kettenbriefe in die Welt versandt wurden. In Zeiten der Not und Drangsal, besonders in Kriegszeiten, blüht die Kettenbriefsenderei, diese Ausgeburt albernsten Aberglaubens, besonders reich. Abgesehen von dem einfältigen, sündhaften Aberglauben stellt sie auch einen groben Unfug dar, der es verdiente, daß die Gerichte sich damit befaßten.

Verwandt mit diesen Kettenbriefen sind die sogenannten *Himmels-* oder *Schutzbrieft*, die durch eine bunte Mischung von Gebeten und Zaubersegen vor Unglück bewahren sollen. Zur Zeit Karls des Großen spielte ein Himmelsbrief, ein angeblicher Brief Christi, eine so große Rolle, daß Kaiser Karl es für nötig hielt, dagegen einzuschreiten. In den Aachener Kapitularien vom Jahre 789 heißt es: „Die falschen Schriften, zweifelhafte oder die gar gegen den katholischen Glauben sind, wie der schändliche und abscheuliche Brief, von dem einige Unsinnige und andere zum Unsinn Führende in den vergangenen Jahren gesagt haben, er sei vom Himmel gefallen, sollen nicht gelesen und aufbewahrt, sondern verbrannt werden.“ Diese Verordnung des Kaisers verhinderte jedoch nicht, daß sich dieser Himmelsbrief erhielt und in Kriegszeiten von den Soldaten wie ein zauberisches Schutzmittel gebraucht wurde. Im ersten Weltkrieg tauchten diese Himmelsbriefe in solcher Menge auf, daß Generalkommando und kirchliche Behörden davor warnen mußten. Soldaten aller Nationen trugen solche kugelsicher machende Zaubermittel bei sich. Ein solcher Zettel lautete zum Beispiel: „Ich gehe in Gottes Macht, ich gehe in Gottes Kraft. Ich gehe in Christi Blut. Sie mögen sichtbar oder unsichtbar sein. Gott der Vater ist vor und hinter mir; Gottes Sohn ist an der Seite neben mir. Sie rufe ich an, daß mich niemand stechen noch schießen kann. Wie Christi Blut am Kreuz für mich vergossen, so werden alle Kugeln für

„Diese Kette darf nicht abbrechen...“

mich vorbeigeschossen. Im Namen Gottes des Vaters usw.“ Bei vielen gefallenen Soldaten fand man einen ähnlichen Schutzbrief. Er hat sie vor der tötenden Kugel nicht geschützt. Wie hätte er es auch können! Wie sollte das abergläubische Tragen eines sinnlosen Gebetszettels seinen Träger schützen können!

Aber soviel man auch gegen den Aberglauben solcher Schutz- und Kettenbriefe schreiben oder reden mag, die Seuche wird nicht aussterben, und es werden sich immer Dumme in Menge finden, die ihr zum Opfer fallen.

Das Rätsel der Hypnose

In Meran besuchte ich einmal die Vorstellung eines Zauberkünstlers. Neben den bei allen magischen Veranstaltungen üblichen Zaubertricks nahm der Mann auch diese Versuche vor: Er bat ein paar junge Männer auf die Bühne und machte mit ihnen mehrere Experimente. Dem einen suggerierte er: „Es ist kalt — Sie frieren — es wird immer kälter — Sie schauern vor Frost...“ Schon nach kurzen Augenblicken fing der junge Mann an, sich die vermeintlich steifgefrorenen Hände zu reiben und sie durch Anhauchen zu erwärmen, er knöpfte seine Jacke zu und schlenkerte die Arme und Beine und benahm sich in allem so wie einer, der erbärmlich unter der Kälte leidet. Darauf suggerierte ihm der Magier: „Wie schwül ist es doch! — Die Hitze wird unerträglich — es ist nicht mehr auszuhalten...“ Der junge Mann wischte sich den in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Schweiß von der Stirne, löste Kragen und Binder, zog die Jacke aus, legte die Weste ab und war schon daran, vor allen Leuten sich auch noch der Hose zu entledigen, wenn der Magier nicht rechtzeitig abgewehrt hätte. Einem anderen jungen Mann redete der Zauberer ein, der Stuhl, der vor ihm stand, sei ein Pferd: „Setzen Sie sich darauf und reiten Sie ins Weite!“ Der junge Mensch setzte sich rittlings auf den Stuhl und begann zur Erheiterung des Publikums durch den Saal zu hoppeln wie kleine Kinder mit dem Steckenpferd.

Wie waren diese Erscheinungen zu erklären? Der Magier hatte die jungen Leute hypnotisiert. Bei der Hypnose (künstlicher Schlaf) werden durch den Einfluß und die Suggestion des Hypnotiseurs gewisse Nervenzentren ausgeschaltet und die Versuchsperson zu einem willfähigen Objekt des Hyp-

notiseurs gemacht. Die Suggestion kann durch die verschiedensten Mittel erreicht werden: entweder durch magische Mittel, wie magnetisches Streichen, Fixierung eines glänzenden Gegenstandes, etwa einer Kristallkugel oder eines glitzernden Federhalters, durch Flüsterworte, narkotische Arzneien, Opium, Salben oder durch rein geistige Mittel. Was die Hypnose eigentlich ist, hat die Wissenschaft trotz intensiver Arbeit bisher nicht erklären können. Man weiß das ebensowenig, wie man das Wesen der Elektrizität oder der Nervenströme kennt. Es sind nur ihre Äußerungen, die man beobachten und benützen kann. Diese Äußerungen können sehr mannigfaltig sein. Man kann einer hypnotisierten Person einreden, daß sie Rot für Grün ansieht, Glockengeläute für Vogelgesang hält, Salz für Zucker annimmt, ja selbst, daß sie sich für eine andere Person hält: für einen General zum Beispiel, und dann kommandiert sie wie ein Offizier, oder für einen Priester, und dann tut sie, wie wenn sie Brevier betet. Der Hypnotisierte ißt Zwiebel, wie wenn es schmackhafte Birnen wären, und Birnen, wie wenn es Zwiebel wären, und es tränen ihm dabei die Augen. Er findet, wenn der Hypnotiseur ihm das vorsagt, daß eine Rose abscheulich duftet, und hat Wohlgefallen an übelriechenden Dingen. Redet ihm der Hypnotiseur ein, er sei blind oder taub, dann benimmt er sich wie ein Blinder oder Tauber. Die Einbildungskraft steht völlig unter dem Bann der Suggestion. Alle Eindrücke und Wahrnehmungen geschehen, wie es der Hypnotiseur befiehlt. Verlangt er Unempfindlichkeit gegen Schmerz, dann kann man die hypnotisierte Person mit Nadeln stechen, mit Zündhölzern brennen, mit einem Messer schneiden, selbst chirurgische Operationen vornehmen: sie nimmt nichts wahr. In Los Angeles wurde einmal eine größere Herzoperation unter Anwendung der Hypnose gemacht: Am Morgen der Operation kombinierte Dr. Marmer die Hypnose mit dem üblichen chemischen Narkosemittel, von dem er jedoch nur ein Zehntel der normalen Dosis verwendete. Dann öffneten die Chirurgen das Herz des Mädchens und beseitigten einen Defekt in der Herzwand. Während der fünf Stunden dauernden Operation demonstrierte Dr. Marmer, daß er noch Kontakt mit der Patientin hatte. „Kannst du mich hören?“ fragte er. Das Mädchen nickte, bewegte den Kopf und öffnete die Augen, als der Arzt es dazu aufforderte. „Schlaf jetzt wieder!“ befahl der Arzt, und das Mädchen schloß die Augen und hielt sie geschlossen, bis es nach der Operation aufwachte.

Heute nimmt die Hypnose unter den ärztlich anerkannten Heilverfahren bereits einen festen Platz ein. An führenden amerikanischen Universitäten gehört sie zum Lehrplan der medizinischen Fakultäten. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Hypnose bei weitem kein Allheilmittel ist. In vielen Fällen ist sie völlig wertlos; wie jedes Heilverfahren kann sie falsch angewendet oder gar mißbraucht werden. Darum ist es von entscheidender Bedeutung, daß sie nur von geschulten, sachkundigen Ärzten, aber nicht von irgendwelchen Kurpfuschern benützt werden darf, wenn nicht dem Patienten Schaden zugefügt werden soll.

Nicht nur bei Heilung von Kranken, sondern ganz allgemein ist die Hypnose in der Hand eines unberufenen Hypnotiseurs bedenklich und gefährlich. Eine hypnotische Einschläferung bedeutet einen tiefen Eingriff in das Seelenleben eines Menschen. Wer sich dazu hergibt, gerät in stärkste Abhängigkeit vom Hypnotiseur und verliert weithin seine Willensfreiheit. Gerade deshalb, weil der Hypnotisierte seinen Willen einem anderen unterwirft, der ihn mißbrauchen kann, indem er Sündhaftes oder Verbrecherisches suggeriert, halten viele Moralisten die Hypnose für unerlaubt. Die Willensfreiheit, so sagen sie, sei ein so großes Gut, daß der Mensch nicht das Recht habe, es wegzugeben. Es dürfte zwar gewiß sein, daß die hypnotisierte Person keine Befehle ausführt, die ganz und gar ihrer sittlichen Einstellung widersprechen, aber bei häufig wiederholter Hypnose besteht die Möglichkeit, daß dieser innere Widerstand gebrochen wird. Die Ansichten, ob ein Hypnotisierter zu Verbrechen veranlaßt werden kann oder nicht, gehen auseinander. Während nach der landläufigen Meinung unbescholtene Menschen in der Hypnose nicht zu unsittlichen Handlungen und Verbrechen veranlaßt werden können und auch in der Hypnose nie tun, wozu sie im wachen Zustand nicht gedrängt werden könnten, so daß sittlich hochstehende Personen auch von einem böartigen Hypnotiseur nichts zu fürchten haben, behaupten andere, daß durch Experimente das Gegenteil erwiesen sei. So wurde im Jahre 1950 an einer Universität folgender Versuch gemacht: Ein Student, dem man in der Hypnose eingeredet hatte, ein anderer Student hasse ihn, versuchte ein Kupferstück in einem Glas konzentrierter Salpetersäure aufzulösen. Nachdem man seine Aufmerksamkeit für einen Augenblick abgelenkt und die Säure mit einer harmlosen Flüssigkeit vertauscht hatte, befahl man dem Studenten, seinem

angeblichen Feind die vermeintliche Säure ins Gesicht zu schütten. Ohne Widerstreben führte er den Befehl aus. Solche Erfolge können aber nur bei Personen erzielt werden, die sehr stark beeinflussbar sind oder die ohne Bedenken auch im wachen Zustand zu jedem beliebigen Verbrechen fähig wären.

*

Hermann Schreiber erzählt in seinem Buch „Die Welt in der Anekdote“ von dem humorvollen Versuch eines Hypnotiseurs:

Professor Rhine, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Hypnose und der Telepathie, hatte in Tel Aviv einen Vortrag gehalten. Noch stark angeregt von dem ungewöhnlich lebhaften Echo, das seine Ausführungen in der nachfolgenden Diskussion gefunden hatten, reizte es ihn, auf der Heimfahrt im Autobus an einem völlig unbefangenen Objekt seine Thesen noch einmal zu erproben. Er konzentrierte alle seine Gedanken auf den telepathischen Befehl: „Drehen Sie sich um!“, und starrte einer vor ihm sitzenden Dame immerzu in den Nacken.

Aber die Experimente mochten die Fähigkeiten des Professors an diesem Abend schon erschöpft haben, oder die vor ihm sitzende Dame war ein besonders schlechtes Medium: sie drehte sich einfach nicht um. Die Haltestelle, an der Rhine aussteigen mußte, nahte heran, und er wurde ärgerlich. „So dreh dich doch endlich um, du altes Kamel!“ dachte er wütend, und siehe da, die Dame drehte gehorsam den Kopf und blickte Rhine erwartungsvoll an.

„Entschuldigen Sie bitte . . .“ stammelte der Professor, „das . . . das habe ich eigentlich gar nicht sagen wollen!“

Heile, heile Segen

Von Besprechen und Gesundbeten

In alter Zeit war die Heilkunst eine Angelegenheit der Religion. Priester und Arzt waren in einer Person vereinigt, wie es heute noch bei den Medizinern primitiver Völker ist. Diese Medizinern beschränken sich nicht nur auf blutige Eingriffe, wie Schröpfen und Ausbrennung von Geschwüren, auf die Anwendung von Brech- und Abführmitteln, Salben, Wurzeln, Kräutern und Bädern. Sie arbeiten auch sehr stark mit Suggestion. Schon das rätselhafte Dunkel, das den Kranken umhüllt, sobald er die Hütte des Medizinmannes betreten hat, wirkt suggestiv. Die Aufmachung des geheimnisumwitterten Medizinmannes mit Federn, Fellen, bunten Tüchern, die Totenschädel, grinsenden Masken, die ihn umgeben, tun das übrige. Ein von einem Feuer aufsteigender narkotischer Rauch versetzt die Patienten in eine Art Trancezustand. Vielfach sind die Medizinern der Meinung, sie könnten den bösen Geist der Krankheit durch Lärm, ekstatisches Tanzen und unheimliche Beschwörungsformeln verscheuchen oder ihn durch Vorhalten scheußlicher Fratzen erschrecken und verjagen. Es kommt auch vor, daß die Medizinern ihre Patienten heftig schütteln oder prügeln, um dem bösen Dämon den Aufenthalt im Körper des Kranken zu verleiden und ihn zum Auszug zu bewegen.

Im Land der Pharaonen oder in Mesopotamien, in Babylon, Asyrien, Persien, Indien war es üblich, daß die Kranken sich zur Behandlung in den Tempel begaben, wo die Priesterärzte den Krankheiten mit Gebeten, Beschwörungen

und Opfertränken zu Leibe rückten. In den griechischen Tempeln ließ man die Kranken während der Nacht schlafen; im Traum flüsterte ihnen dann der Gott den Namen des geeigneten Heilmittels ins Ohr. Im Tempel des Asklepios zu Pergamum war ein unversieglicher „Heiliger Brunnen“. Durch das Baden in seinem Wasser sollen Blinde wieder das Augenlicht erhalten haben, Brustkranke, an Atembeschwerden und Fußverkrümmungen Leidende sollen geheilt worden sein. In einer zu Rom erhaltenen Inschrift mit einem Dank an Pan für Herstellung aus schwerer Krankheit heißt es, daß der Gott dem Geheilten sichtbar erschienen sei, nicht im Traum, sondern mitten am Tag. Aus dem 2. Jahrhundert nach Christus ist der Bericht eines gebildeten Mannes namens M. Julius Apellas über seine erfolgte Heilung gefunden worden. An ihn, der viel krank war, war im Traum die Weisung ergangen, zum Asklepiostempel nach Epidaurus zu pilgern. Dort im Heiligtum erhielt er zahlreiche Verordnungen über die zu befolgende Diät und die vorzunehmenden heilgymnastischen Übungen. Am Schluß hatte er das Gefühl, als ginge er mit Senf und Salz am ganzen Körper eingerieben aus dem Tempel hinaus, wobei ihm ein kleiner Knabe mit einem dampfenden Rauchfaß voranschritt und ein Priester sagte: „Du bist nun hergestellt — vergiß nicht, das Honorar zu bezahlen!“ Diese Priester verstanden sich offenbar auf hypnotischen Schlaf, unter dem sie den Patienten die Kuranweisungen zuflüsterten. Wohl die meisten Heilungen erfolgten durch Suggestion, wie ja der Glaube an den Arzt bei jeder Krankenheilung eine große Rolle spielt. Die ärztliche Wissenschaft hat es schon in alter Zeit verstanden, zielbewußt die Macht der Suggestion auszunützen.

Auf der Macht der Suggestion und einer ungewöhnlichen Kraft der Seele beruhten alle die aufsehenerregenden Heilungen der berühmten Wunderdoktoren: des Grafen Cagliostro, der einmal mehr als 15.000 Kranke ärztlich versorgt haben soll —, des Grafen Saint Germain, der in allen Heilkünsten zu Hause war —, des Pfarrers J. Gaßner, der durch seine Krankenheilungen einen unbeschreiblichen Zulauf hatte —, des Bruno Gröning, der vor einigen Jahren durch seine erstaunlichen Heilerfolge von sich reden machte —, des Schweden Boltzius, von dessen Wundertaten 500 Krücken und 33.000 Briefe im Värmland-Museum in Karlsstad zeugen, und so mancher anderer.

Über den Begründer der Lehre vom Heilmagnetismus, Franz Anton Mesmer,

erzählt Madame Dufort: „Alle Zimmer standen offen; im ersten, das wie ein Speisezimmer aussah, kamen und gingen verschiedene Personen. Man sah ein Klavier und ein paar Gitarren. Viele Menschen hatten sich eingefunden. Kranke und eingebildete Kranke, die kamen und gingen, nachdem Mesmer sie empfangen hatte. Im wichtigsten Raum stand der berühmte „baquet“, ein runder Kasten aus Eichenholz, aus dem eiserne Stangen ragten und aus dem starke Seile hingen, die an der mittleren Stange angebunden waren . . . Ungefähr zwanzig bekannte Personen waren da, Männer und Frauen. Die einen richteten die Eisenstange gegen den für krank gehaltenen Körperteil, die anderen schrien in regelmäßigen Zwischenräumen, wieder andere schliefen oder lachten krampfhaft. Eine Dame bekam Krämpfe, sie wurde gebunden und in ein ganz gepolstertes Zimmer geworfen, aus dem ihr Geschrei erst gräßlich laut, dann immer leiser zu hören war. Dann hörte ich eine Gitarre; eine Stimme, die aus der Luft zu kommen schien, sang eine italienische Arie. Alle hörten zu, fielen in Ekstase, und man konnte in ihren Mienen die Musik verfolgen, heiter oder traurig. Ich wußte, daß ein Arzt sang, der wie Orpheus heilte. Ich schloß daraus, daß es viele Gefoppte und viele Gaukler gibt . . .“

Im Jahre 1765 meldete die „Vossische Zeitung“, Berlin, aus Rom: „Seit kurzem hat in Rom der Herr Doctor Piemontois einen chymischen, sympathischen Ring erfunden, welcher wegen seiner wunderbaren Wirkungen sehr berühmt ist. Dieser Ring ist von verschiedenem mineralischem Metall, so dem Golde gleichkommt, verfertigt und verliert niemals seine Farbe, man sey denn krank. Es ist eine Gesundheitsuhr und hat durch seine Sympathie die erstaunlichsten Wirkungen verübt. Er ist ein wahrhaftes Mittel für die Kopfschmerzen, wenn man nur den Ring eine halbe Viertelstunde an die Stirn hält. Er hält durch Sympathie das Nasenbluten zurück, indem man nur drei oder vier Tropfen Blut auf den Ring fallen lassen darf. Diejenigen, welche ihn beständig am Finger tragen, sind niemals dem Krampf unterworfen.“

Aus Köln brachte 1726 der „Hamburger Correspondent“ folgende Nachricht: „Herr Heinrich von Marconnay, Doctor Medicinae zu Metz, soll ein sympathisches Salz von wunderbarer Wirkung erfunden haben, womit er sich frische Wunden an Menschen und Tieren innerhalb 24 Stunden ohne die geringste Inflammation (Entzündung) zu curieren getraut; er soll es schon an

vielen bewährt haben und auch noch täglich bewähren. Das Experiment soll er auch in Gegenwart desigen Bischoffens im Bischöflichen Palast an einem Hahn gemacht haben, als welchen er erstlich mit einem Degen so verwundet, daß er für tot dahingefallen; hernach aber durch die beigebrachte Dosis des sympathetischen Salzes wieder so frisch gemacht hat, daß er binnen einer Stund aufstehen und am folgenden Tag unverletzt seine Wege gehen konnte. Gedachter Doctor hat noch viele andere Curen vor den Augen des Intendanten, des Herzogs von Guise, des Grafen von Bayern und des Prinzen von Lambese verrichtet, welche alle wohl ausgeschlagen, wie denn ein Bedienter von dem letzteren, welcher fünf Wunden in einem Duell bekommen, durch den Geruch dieses Salzes dergestalt curiert worden, daß er noch den Tag zu Pferd hat sitzen können. Man kann das Salz bey sich tragen ohne Furcht, daß es etwas von seiner Kraft verlieren werde; und also können verwundete Soldaten selber sich curieren und haben keinen Chirurgen vonnöten.“

Alle Erfolge solcher Heilkundigen und Wunderdoktoren beruhten darauf, daß diese stark suggestive Persönlichkeiten waren.

Auf Suggestion oder Hypnose beruhten wohl auch in der Hauptsache die Krankenheilungen, die von französischen und englischen Königen berichtet werden.

Ludwig der Heilige, Philipp von Valois, Heinrich IV. sollen die Gabe gehabt haben, durch Handauflegung nach vorausgegangenem neuntägigem Fasten und Büßen Kranke zu heilen. Der Basler Stadtarzt und Universitätsprofessor Th. Platter, der 1599 Paris besuchte, gibt eine anschauliche Schilderung von der Handauflegungszeremonie, wie sie bei Heinrich IV. üblich war: „Als der König nun (nachdem er einer Messe beigewohnt hatte) in den Saal kam, knyeten die Patienten alle rundherumb im Saal, unndt gunge der König von einem zu dem anderen der Ordnung nach, that die rechte Hand auf und rüret einem nach dem anderen mit dem Daumen unndt ersten Finger daß Kin unndt die Nasen an, demnach in Form eines Kreutzes mit gemelten Fingern beyde Baken, zum ersten Griff sprechend: ‚Der König berühret dich‘, zum anderen auf die Baken: ‚Gott heilet dich‘, machet gleich das Kreuz für yedes Angesicht, unndt folgete ihm sein Almusengeber, yeglichem meines Behaltens fünf Stüber in die Hand zehlend. Hatten all gute Hoffnung, durch diese Griff geheilet zu werden.“

André du Laurens, einer der Leibärzte Heinrichs IV., der ebenfalls von der heilenden Wirkung der Berührung Kranker durch die königlichen Hände berichtet, meinte, bei den Heilungen habe die Einbildung die Hauptrolle gespielt, und damit wird er wohl recht haben.

Wie die französischen, so sollen auch die englischen Könige von Eduard dem Heiligen an viele Kranke durch Berührung geheilt haben. Eduard I., der II., der IV., Heinrich VI., Heinrich VIII., Karl II. übten häufig die Zeremonie der Krankenheilung durch Berührung aus. Ebenso die Königinnen Elisabeth, Anna und Maria. In „Macbeth“ findet sich diese Stelle:

Malcolm: „Geht heut' der König aus?“

Arzt: „Ja, Prinz, denn viele Arme sind versammelt, die seine Hilf' erwarten; ihre Krankheit trotz jeder Heilkunst; doch rührt er sie an (so hat der Himmel seine Hand gesegnet), genesen sie sogleich.“

Macduff: „Was für 'ne Krankheit ist's?“

Malcolm: „Sie heißt das Übel.

Ein wundertätig Werk vom guten König, das ich ihn oft, seitdem ich in England bin, vollbringen sah. Wie er's dem Himmel abringt, weiß er am besten. Seltsam Heimgesuchte, voll Schwulst und Aussatz, kläglich anzuschauen, an denen alle Kunst verzweifelt, heilt er mit heiligem Gebet . . .“

Die Berichte über diese heilbringenden Handauflegungen französischer und englischer Könige sind durchaus nicht legendäre Erfindungen eines abergläubischen Volkes. Nicht nur das einfache Volk, sondern auch Gelehrte glaubten an die Wirkung der königlichen Handauflegung. Ärzte und Gelehrte, die Augenzeugen der Heilungen waren, haben sich ernstlich damit befaßt und nach einer Erklärung gesucht. Sir D'Arcy Power, ein anerkannter Historiker der Medizinwissenschaft, gab folgende Erklärung: „Bisweilen“, so führt er aus, „mußten die Kranken wochenlang reisen, ehe sie London erreichten. Sie fuhren in offenen Wagen, schliefen im Freien und bekamen eine kräftigere Kost als daheim. Dieses Daheim bedeutete für viele eine Hütte oder elende Bude, so daß sie nie zuvor in ihrem Leben so sehr der frischen Luft

und der Sonne ausgesetzt waren. Dies im Verein mit der mächtigen Suggestion, wie sie von der herrlichen Zeremonie bei der königlichen Berührung ausging, schuf die Heilung. Weiters wurden die Leidenden vor ihrem Auszug nach London von den ortsansässigen Ärzten überprüft, die nur den milderen Skrofelfällen den Antritt der Reise gestatteten. Mit anderen Worten: Es handelte sich um leichte Tuberkulosefälle, wie wir sie heutzutage in Erholungsheimen mit frischer Luft, Sonne, reichlicher Kost und seelischer Beeinflussung behandeln.

Jedenfalls spielten bei diesen Heilungen Suggestion und Hypnose eine große Rolle.“

Auf Suggestion und Hypnose beruhte auch der große Einfluß, den der russische „Wundermann“ Rasputin auf die Zarenfamilie ausübte. Der kleine Prinz Alexis litt an Hämophilie (Bluterkrankheit) und konnte nach übereinstimmender Aussage der Ärzte von diesem ererbten Leiden nicht geheilt werden. In ihrer Muttersorge nahm die Zarin zu allen möglichen Kurfuschern ihre Zuflucht und verfiel schließlich auch auf Rasputin. Und seltsam! Von dem Augenblick an, da Rasputin ins kaiserliche Schloß kam, hörten die Blutungen auf. Als Rasputin später infolge seines unmöglichen Benehmens, seiner Trunksucht und zügellosen Ausschweifungen auf Verlangen der Minister den Hof verlassen mußte, setzten die Blutungen wieder ein, bis Rasputin von der verzweifelten Zarin zurückgerufen wurde. Und wieder hörten mit seiner Ankunft im Schloß die Blutungen auf. „Es bleibt der Erörterung noch vorbehalten“, schreibt Großfürst Alexander, „ob das Ausbleiben der Hämophilie-Anfälle bloß mit den Besuchen im Palast zeitlich zusammentraf oder ob der ränkevolle Fakir geheimnisvolle Methoden erfolgreich anwandte, wie sie die mongolischen Mediziner seiner sibirischen Heimat kennen. Die Zarin jedenfalls war überzeugt, daß er Alexis vom Tod errettete.“ Fielen Rasputins Besuche im kaiserlichen Schloß nur zufällig mit Zeiten zusammen, in denen der kleine Prinz nicht blutete, oder besaß Rasputin wirklich geheime Kräfte, mit deren Hilfe er über die Krankheit Herr wurde? Es ist bekannt, daß Kranke, die an Hämophilie leiden, oft Perioden haben, in denen sie keine Blutungen aufweisen. Das Urteil der Ärzte am Zarenhof lautete auf „zufälliges Zusammentreffen“, und mit diesem Urteil stimmten die meisten Gelehrten überein. Manche Ärzte und Gelehrte jedoch schrieben die zeitweise

Besserung im Befinden des kranken Prinzen der Hypnose zu. Menschen, die Gelegenheit hatten, Rasputin zu beobachten, bestätigten, daß er mit großen hypnotischen Kräften begabt war. Ob freilich Bluterkrankheit durch Hypnose geheilt werden kann, dafür gibt es keinen Beweis.

Suggestive Einflüsse waren gewiß auch bei Dr. Eisenbarth aus dem Bayernwald im Spiel, von dessen Wunderkuren weit übers Bayernland hinaus erzählt wurde. Ähnlich den marktschreierischen Scharlatanen und Kurfuschern pflegte dieser durchaus ernst zu nehmende Arzt und Chirurg mit großem Spektakel aufzutreten. Er hielt sich eine Truppe von mitunter 120 Mann — Trommler, Schwertschlucker, Trompeter, Hanswurst, Spaßmacher, Feuerspeier usw. Sie mußten das Eintreffen des Wunderdoktors verkünden und das Volk, das zu den Jahrmärkten zusammenströmte, unterhalten. Dieses äußere Drum und Dran und die erfolgreichen Operationen und Heilungen, von denen die Kunde durch alle Gauen lief, machte die Kranken und Leidenden innerlich bereit, sich der Kunst dieses Doktors anzuvertrauen, den zahlreiche Fürsten, wie die Könige von Preußen und England, mit Ehren, Würden und Titeln überschütteten. Wenn Eisenbarth auf einer Bühne oder in seinem Marodewagen eine Operation vornahm: die Entfernung von Blasensteinen, eine Bauchoperation oder ähnliches, dann begannen, sobald er das Messer ansetzte, seine Trommler, Pfeifer und Trompeter mit einem ohrenbetäubenden Lärm, der als Ersatz für die damals noch unbekannte Narkose den Patienten ablenken und Schmerzensschreie übertönen sollte.

Es läßt sich kaum bestreiten, daß auch bei Heilungen an Wallfahrtsorten das suggestive Element nicht ohne Bedeutung ist. Denken wir zum Beispiel an Lourdes! Ein Kranker, der schon bei einer Reihe von Ärzten vergeblich Hilfe suchte, pilgert nach Lourdes als letztem Ausweg. Er glaubt mit ganzer Seele, daß er dort Heilung finden werde. Alles, was er in Lourdes antrifft, versetzt ihn in eine starke gläubige Stimmung. Alles bereitet ihn auf die Begegnung mit der seligsten Jungfrau und dem heilkräftigen Wasser vor: die heiligen Meßopfer, die vom frühesten Morgen an dargebracht werden, die Segnung der Kranken mit dem Allerheiligsten, die abendliche Lichterprozession mit dem gemeinsamen Gesang des „Ave Maria“. Überall sieht er Beweise von der gütigen Hilfsbereitschaft der Gottesmutter und ihres göttlichen Sohnes: die Krücken, die Geheilte zurückließen, die Votivbilder, die zum Dank aufgehängt

wurden. Ist es da zu verwundern, wenn er mit immer stärkerem Glauben und glühenderem Hoffen einer kommenden Heilung entgegenseht? Ob nicht manche Heilungen durch solche Autosuggestion, durch eine starke Selbstbeeinflussung zu erklären sind? Damit sollen selbstverständlich eigentliche Wunderheilungen durch übernatürliches Eingreifen Gottes nicht in Abrede gestellt werden. Kamen doch auch schon Heilungen an Kranken vor, die ohne Glauben und Vertrauen nach Lourdes kamen und wo eine Heilung durch Autosuggestion nicht in Frage kommen konnte. Die Kirche ist bei der Prüfung und Anerkennung von Wunderheilungen äußerst vorsichtig und zurückhaltend. Erst wenn eine längere Zeit hindurch fortbestehende Heilung einwandfrei nachgewiesen und ein Rückfall in die Krankheit, wie er bei bloßer Einwirkung durch Suggestion meist üblich ist, nicht eingetreten ist, wird ein eigentliches Wunder anerkannt.

Auf suggestive und hypnotische Beeinflussung gehen wohl alle die Heilungen zurück, die in spiritistischen Zirkeln durch Medien vollbracht werden. J. B. Björkholm schildert in seinem Buch „Die verborgene Kraft“, wie eine solche Heilung vor sich geht. „Schon beim Eintritt in das Heiligtum eines solchen ‚geistigen Heilers‘ stößt man auf eine Stimmung ehrfürchtiger Andacht. Das ‚Allerheiligste‘, in dem die ‚Wunder‘ geschehen, ist mit Altar und Kreuz versehen. Überall stehen weiße Lilien und verbreiten einen schweren Duft. Für 20 bis 30 Patienten ist gleichzeitig Platz; manche Stühle sind zum Knien eingerichtet. Der Boden ist mit weichen, hellblauen Teppichen bedeckt, und der Raum ist im übrigen in gedämpften Farben gehalten. Eine eindrucksvolle Stille herrscht hier. Niemand darf den Frieden des Raumes stören. Heute ist es eine weibliche Heilerin, die die Patienten behandelt. Sie sitzt vor einem Hilfesuchenden, einem Herrn mittleren Alters. Ihre Augen sind geschlossen und die Handflächen nach oben gewendet. Sie betet ein stilles Gebet um Kraft aus der geistigen Welt. Dann ergreift sie die Hände des Patienten und bleibt so sitzen, bis eine Verbindung hergestellt ist. Dann muß der Patient aufstehen, und die ‚Heilung‘ selbst beginnt. Sie macht, einige Zentimeter vom Körper des Patienten entfernt, mit den Händen Striche von unten nach oben. Dann folgen in derselben Weise Striche von oben nach unten und von der einen Seite zur anderen. Einige Striche werden zickzack ausgeführt und hören am linken Fuß auf. Der Patient muß sich setzen, und es werden neue Striche

mit Berührung vorgenommen. Sie gehen vom Magen aus nach allen Richtungen. Nach jedem abgeschlossenen Strich schüttelt die Heilerin jeweils die Hände hinter ihrem Rücken, als ob sie etwas abschütteln wollte. Sie verfährt ebenso, wenn die Striche von der Stirn herunter über die Schultern gehen. Die eine Hand wird auf den Magen, die andere auf den Rücken gelegt, um dann weggenommen und geschüttelt zu werden. Sie atmet stärker als gewöhnlich. Die Striche sind sichtlich ermüdend. Nach zehn bis fünfzehn Minuten ist die Prozedur zu Ende . . . Die Behandlung glückt nur, wenn der Patient die richtige, aufnahmebereite Einstellung hat.“ Die Striche, mit denen hier die Heilung erzielt werden soll, sind von der gleichen Art, wie sie Mesmer und die Magnetiseurs des 18. Jahrhunderts und bis weit ins 19. Jahrhundert hinein anwandten.

Die Macht der Suggestion spielt auch bei den heute noch vielfach gebräuchlichen Heilmethoden, die unter dem Namen *Sympathiekuren* bekannt sind, eine große Rolle. Bei diesen Kuren werden nicht wirkliche Arzneimittel angewendet, sondern die merkwürdigsten Dinge, wie z. B. die Haare eines Toten, Stricke von Gehängten, Sargnägel, Altarkerzen, Weihrauchkörner usw. Diese Gegenstände werden dem Kranken aufgelegt oder müssen, in Säckchen eingenäht, von ihm längere Zeit getragen werden. Sie sollen gewissermaßen die Krankheit in sich aufnehmen. Nach beendeter Kur werden sie in die Erde vergraben (besonders unter der Dachrinne) oder in einen Baum eingepfropft oder einem Tier vorgeworfen oder an einen Fremden weitergegeben. In der Regel müssen bei dieser Kur Gebete in bestimmter Anzahl gesprochen und die Stellung des Mondes (abnehmend oder zunehmend) beachtet werden. Die manchmal verblüffenden Heilerfolge, die solchen Kuren nachgesagt werden, beruhen ohne Zweifel auf Autosuggestion.

Zu diesen meist mit starkem Aberglauben vermischten Sympathiekuren gehört auch das „*Besprechen*“, ein uraltes Zaubermittel zum Bann von Krankheiten, feindlichen Mächten, von Seuchen, Mißwuchs, Feuer- und Wassergefahr. Es handelt sich dabei um überlieferte Heilsegen oder Zauberformeln, die in der Regel geheimnisvoll lauten und nicht einmal von denen verstanden werden, die sie gebrauchen. Gewissen Worten und Sprüchen eine zauberhafte Kraft zuzuschreiben, ist ein uralter Aberglaube. Schon im vierten Jahrhundert vor Christus finden sich bei den Ägyptern Beschwörungsformeln gegen

Krankheiten und böse Geister, gegen Krokodile und giftige Schlangen. Die Griechen und Römer verwendeten zu solchen Zaubersprüchen gern Verse aus Homer und Vergil. Bekannt sind die altdeutschen, eine Mischung von heidnischem und christlichem Glauben darstellenden Zaubersprüche, wie die berühmten Merseburger Zaubersprüche aus dem 7./8. Jahrhundert: „Phol und Wodan ritten in den Wald. Da ward dem Fohlen Baldurs sein Fuß verrenkt. Da sprach ihn Sinthgut, Sunna ihre Schwester, da sprach ihn Frija, Bolla ihre Schwester, da sprach ihn Wodan, der es wohl konnte: so Beinverrenkung, so Blutverrenkung, so Gliederverrenkung — Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt wären.“

Von den Heil- und Zaubersprüchen früherer Zeiten sind heute noch viele beim Volk im Umlauf — Besprechungs- und Beschwörungsformeln gegen Fieber, Gicht, Blutungen, Kolik, Schlangen- und Hundebiß, gegen Diebe, Feuersbrunst usw. Je geheimnisvoller das Kauderwelsch dieser Formeln klingt, desto größeres Vertrauen auf ihre Wirksamkeit wird ihnen entgegengebracht. Eine große Rolle spielt dabei das aus der orientalischen Magie stammende Zauberwort Abracadabra und die ebenso alte Satorformel.

Auf dem Lande ist das Besprechen unter Anwendung geheimnisvoller Sprüche heute noch häufig anzutreffen, besonders das Blutbesprechen. Ein Beispiel von der Beeinflussung von Blutungen durch Besprechen erzählt Moser in „Der Okkultismus“: Pfarrer St., Schreiberhau, befand sich unter Arbeitern, die Gesträuch ausrodeten, als einer laut rief: „Ist jemand da, der Blut besprechen kann?“ In einiger Entfernung antwortete ein anderer „Ja!“ und schritt auf den Rufenden zu. Ich folgte — so erzählt der Pfarrer — und stellte mich so, daß ich alles gut beobachten konnte, ohne zu stören. Der Hilfesuchende hatte sich mit einer scharfen Axt in den Ballen der linken Hand gehackt und eine stark blutende, tiefe Wunde beigebracht. Der andere nahm die verwundete Linke in seine Hand und murmelte einige unverständliche Worte. Als sie nach ein bis zwei Minuten losgelassen wurde, trat ich näher und sah nun genau, daß die Wunde nicht mehr blutete, sondern angelaufene blaue Ränder hatte. Offenbar geht von solchen Besprechungs- und Beschwörungsformeln eine hypnotisch-suggestive Wirkung aus.

Man kann die Anwendung von Besprechungsformeln zu Sympathiekuren nicht ohne weiteres als sündhaften Aberglauben bezeichnen. Heinrich Hans-

jakob bemerkt in seinem Buch „Bauernblut“ zu dieser Frage, daß die Gnadengaben Gottes, von denen der Apostel redet, sich auch heute noch finden. „Dort lebt ein frommer Geistlicher, dort eine fromme Frau, hier ein gläubiger alter Schäfer, dort ein schlichter Gottesmann und treibt Sympathie, d. h. sie heilen durch das Kreuzeszeichen unter Anrufung der allerheiligsten Dreifaltigkeit und durch Gebet, stillen das Blut und die Fieber und nehmen den Brand. Der Sympathiedoktor soll alles tun um Gotteslohn, d. h. er darf nicht fordern, weil Gebet und Fürbitte aus Liebe (Sympathie) erfolgen sollen. Ich frage: Ist das Aberglaube? Oder sind das nicht vielmehr Heilungen von Gottes und darum von Rechts wegen? Heilt denn Christus unser Herr die Gebrechen unserer Seele in den heiligen Sakramenten anders als durch sichtbare Zeichen und durch das Wort Gottes? Ähnlich heilt auch der Sympathiedoktor die leiblichen Gebrechen, und wenn wir alle im Glauben und Wandel innig mit Christus dem Vater verbunden wären, könnten wir alle heilen und bräuchten selten oder gar nie einen Arzt. Und, abgesehen von der Glaubenskraft, gibt es nicht manche Menschen, die besondere Gaben von Natur aus haben? . . . So gibt es auch Menschen, die von Natur aus besondere Heilkraft und Heilkunst haben. So hat es zu allen Zeiten unter dem Volk Natur- und Sympathieärzte gegeben und wird sie geben, solange das Volk Volk bleibt, d. h. Naturkind, und ich hoffe und glaube, daß die Kultur nie so weit um sich greift mit ihrem Aufklärer, daß das Volk die glaubenstiefen, poetischen Züge der Volksseele als Dummheit und Aberglaube verlacht und verwirft.“

Zu sündhaftem Aberglauben werden diese Dinge dann, wenn man meint, es käme beim Beten auf eine bestimmte Zahl von Gebeten an oder auf bestimmte Zeiten, wo gebetet werden muß. Manchmal sind die verwendeten Gebete selber nicht einwandfrei und enthalten Wendungen, die mit der Lehre Christi nicht vereinbar sind. Oft ist mit den Gebeten allerlei Hokuspokus verbunden, wie Bestreichen der erkrankten Organe, Anhauchen, Anspucken und dergleichen.

Ein grober Unfug und ein gemeingefährlicher Aberglaube ist das mit einem Wust religiöser Albernheiten verbundene *Gesundbeten*, das oft Hand in Hand mit Kurpfuscherei, Hellsehen, Sterndeuten, Handlesen und allem möglichen orakelhaften Spuk betrieben wird. Mit christlichem Bittgebet haben diese

Dinge nichts zu tun. Jedes Jahr fallen nicht wenige Menschen der abergläubischen Gesundbeteri zum Opfer, die durch eine ordnungsgemäße ärztliche Behandlung hätten geheilt werden können. Im Jahre 1915 fand ein aufsehenerregender Prozeß gegen zwei Gesundbeterinnen statt, die wegen fahrlässiger Tötung von Hofchauspielerinnen in Berlin angeklagt waren. Im Winter 1924 berichteten die Zeitungen von einem ähnlichen Prozeß: Die Leiterin der „Gemeinde der christlichen Wissenschaft“ in Lübeck, Frau Koch-Gädeke, stand vor Gericht unter der Anklage, den Tod eines vierzehnjährigen Knaben verursacht zu haben. Dem Knaben waren Splitter eines Zaunes in den Unterleib gedrungen. Frau Koch erklärte, daß sie den Knaben gesundbeten werde. Die Eltern riefen daher erst zwölf Stunden nach dem Unfall einen Arzt, der aber den Knaben nicht mehr retten konnte, während er bei sofortiger Operation gerettet worden wäre. Die Angeklagte wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Im Sommer 1935 wurde für das gesamte Hamburger Stadtgebiet die „Freie Christengemeinde“ aufgelöst, weil sie unter dem Deckmantel einer religiösen Betätigung eine Gesundbeteri betrieb, die erhebliche gesundheitliche Schädigungen vieler Mitglieder zur Folge hatte. Der Leiter und Prediger der Gemeinde machte sich besonders an Frauen heran, die er unter einem unheilvollen seelischen Druck hielt und von denen er sich reichlich aushalten ließ.

Vor einem Schöffengericht mußte sich vor einiger Zeit eine 53jährige Frau verantworten, die als „Gesundbeterin“ kranke Menschen betrog.

Sie erzählte ihren Kunden von der heiligen Theresia, die ihr eines Tages erschienen sei. Die heilige Theresia habe sie dem heiligen Stephanus vorgestellt, und beide Heiligen hätten sie gesegnet. Von dieser Stunde an habe sie die Kraft der heilenden Hände in sich gespürt.

Sie war angeklagt, am Tode von nachweislich sechs Menschen mitschuldig zu sein. Sie habe die Patienten, obwohl sie nur noch ein Chirurg hätte retten können, mit ihren „Universal-Medikamenten“ behandelt — mit Heiligblut und Malefizöl.

Trotzdem war das Wartezimmer der Frau immer wieder besetzt.

In ein System gebracht wurde das Gesundbeten durch die 1910 verstorbene Mary Baker-Eddy. Diese ehemalige Puritanerin Mrs. Mary Baker, verwitwete Glover, geschiedene Patterson, verwitwete Eddy gründete 1879 die Christian

Science (Christliche Wissenschaft). In Amerika und auch in Europa fand diese Sekte viele Anhänger. Diese übersensible, psychopathische, exzentrische Frau wurde Patientin des Heilkundigen Phineas Quimby, der durch Suggestion kurierte. Sie bewunderte den Heilkünstler und übernahm von ihm seine suggestive Heilmethode und auch seine spiritistische Art, das Neue Testament auszulegen. Die äußerst geschäftstüchtige Dame übernahm von Quimby, mit dem sie sich später überwarf, nicht nur die Heilmethode, sondern auch seine Lehre und sogar seine Manuskripte. Ihre Heilungskurse, die sie für Schüler veranstaltete, hatten großen Erfolg. Der Zulauf wurde immer stärker, und nach wenigen Jahren war Frau Baker-Eddy vielfache Millionärin. Ihren Sohn, den sie schon als Kind in fremde Hände gegeben hatte und um den sie sich nie kümmerte, fand sie — und auch das nur widerstrebend — mit 500 Dollar ab. Mit den Jahren machte sie die lose Organisation, die ihre Anhänger umschloß, als „Kirche“ auf. Es wurde ein mächtiger Tempel gebaut mit einem „Allerheiligsten“ zum Privatgebrauch für die Reverend Mother (Hochwürdige Mutter), wie sie nun offiziell genannt wurde.

Nach der Christian Science sind Krankheit, Sünde, Schmerz nur Einbildungen, nur Erzeugnisse eines verkehrten Denkens. Befreiung von diesen Fiktionen ist das Ziel der Christlichen Wissenschaft. Die Kranken werden geheilt ohne Anwendung medizinischer Mittel, nur durch Gebet, das in wortlosem Sichversenken in Gott besteht. An Mißerfolgen, die sich bei der Behandlung von Kranken einstellen, sind die böswilligen Gedanken fremder Personen schuld, Einflüsse feindlich gesinnter Kräfte. Als der dritte Mann der „Hochwürdigen Mutter“ sterbenskrank wurde, holte sie, nach deren Lehre doch jede Krankheit nur Einbildung ist und die alle Anwendung medizinischer Heilmittel ablehnte, einen Arzt. Ihren darüber mit Recht verwunderten Anhängern erklärte sie, die Sache könne nur durch Verhexung gekommen sein.

Frau Baker-Eddy behauptete, ihr sei der wahre, geistige Sinn der Heiligen Schrift erschlossen worden. Christus sei, was den Sinn der Krankheit anlangt, nicht bis zur letzten Klarheit durchgedrungen. Ihre Anhänger bezeichneten sie als jenen göttlichen Geist, den Christus verheißen hat. Welche Gotteslästerung! Diese geschiedene, nervös überreizte, geldsüchtige Frau, den Schrecken all ihrer Verwandten und nächsten Mitarbeiter, als den von Christus verheißenen Heiligen Geist zu bezeichnen! In der Bibel sah Mrs. Baker-Eddy

nichts anderes als ein Lehrbuch für christliche Heilpraxis. Sie wählte aus der Bibel nur das heraus, was in ihr Lehrsystem paßte, alles andere verwarf sie als falsch.

Daß ein gläubiger Christ nicht Mitglied der Christian Science sein kann, ist ohne weiteres klar. Das Religiöse ist hier nur ein Aushängeschild, um religiös veranlagte Menschen anzulocken. Das Gebet wird nur als suggestives Mittel benützt und dadurch entwürdigt. Jede Erlösungsbedürftigkeit des Menschen wird geleugnet. Da es nach Mary Baker-Eddy keine Sünde und Schuld vor Gott gibt, bedarf es keiner Erlösung und keiner Gnade, sondern nur des richtigen Erkennens und Wissens. Aus sich selbst heraus kann der Mensch jede Not überwinden.

Vom Teufel besessen

Die Ausdrucksweise „der oder jener Mensch ist vom Teufel besessen“, will in der Regel nur aussagen, daß dieser Mensch einer Leidenschaft verfallen ist und von ihr nicht lassen will. In diesem Sinne spricht man von einem Teufel der Trunksucht, der Unzucht, der Habgier usw. Wenn auch in einem solchen Fall der Einfluß des Bösen mit im Spiele ist, so ist das doch nicht die eigentliche Besessenheit. Diese liegt nur dann vor, wenn ein böser Geist auch körperlich von einem Menschen Besitz ergriffen hat, durch seinen Mund redet und die Gliedmaßen dieses Menschen willkürlich bewegt. Eine solche Besessenheit muß durchaus nicht die Folge einer persönlichen Schuld sein. Daß Fälle von teuflischer Besessenheit vorkommen, steht fest durch das Zeugnis Jesu und der Apostel, die Teufel austrieben, und durch die Lehre der Kirche, die einen eigenen Exorzismus (Beschwörungsformel) und eine Weihe zum Exorzisten (Teufelsbeschwörer) einführte.

Die Evangelien berichten mehrfach von Besessenen, die Jesus vom bösen Geist befreite. Es hat den Anschein, daß sich bei der Ankunft Christi die Fälle von Besessenheit vervielfachten. Satan machte alle seine Hilfskräfte mobil, um das Erlösungswerk des Herrn zu gefährden und zunichte zu machen. Bedauerndswerte Menschen waren es, die Satan zu seinen Opfern auserwählte. Was für Qualen mußten diese Unglücklichen ausstehen, die bald ins Wasser und bald ins Feuer fielen, die sich in der menschlichen Gesellschaft auf unmögliche Art aufführten und sich deshalb in Schlupfwinkel und Höhlen verkrochen. Als Jesus durchs Land zog, witterten sie mit untrüglicher Sicherheit in ihm

den verheißenen Messias. Sie eilten auf ihn zu, fielen vor ihm nieder, fragten, was sie mit ihm zu schaffen hätten, und beschworen ihn, sie nicht zu quälen. „Geh weg!“ rief ein Besessener ihm zu. „Was habe ich mit dir zu tun, Jesus von Nazareth! Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist — der Heilige Gottes!“ Jesus aber drohte ihm und sprach: „Halt den Mund und fahre aus ihm aus!“ Da zerrte ihn der unreine Geist hin und her und fuhr mit lautem Aufschrei von ihm aus (Mk 1, 23 f). Matthäus berichtet: „Man brachte einen Stummen zu ihm, der besessen war. Als der böse Geist verjagt war, konnte der Stumme reden. Da staunten die Scharen und sagten: ‚Noch nie hat man solches erlebt in Israel!‘ Die Pharisäer aber behaupteten: ‚Durch den Fürsten der Dämonen treibt er die bösen Geister aus‘“ (Mt 9, 32). Diese Anschuldigung machte der Herr mit der souveränen Entgegnung zunichte: „Jedes Reich, das mit sich selbst entzweit ist, wird verwüstet, und ein Haus fällt über das andere. Wenn aber sogar der Satan mit sich selbst entzweit ist, wie kann dann sein Reich bestehen?“ (Mt 12, 22 ff.) Jesus zeigt in wahrhaft göttlicher Weise an den Besessenen seine Macht über den Teufel. Er verjagt ihn, als ob es eine Lappalie wäre, durch ein Wort, durch eine Gebärde, ohne umständliche exorzistische Zeremonien.

Die Gewalt, den Teufel aus Besessenen auszutreiben, übertrug Jesus seinen Aposteln und Jüngern. „Er rief seine Jünger zu sich und gab ihnen Vollmacht über unreine Geister, sie auszutreiben und jegliches Gebrechen zu heilen“ (Mt 10, 1). In der Apostelgeschichte (19, 12 ff) wird berichtet, wie Paulus aus Kranken böse Geister austrieb und wie jüdische Gesundbeter dies nachzuahmen suchten: „Da machten sich auch einige von den herumziehenden jüdischen Gesundbetern von Besessenen daran, den Namen Jesu, des Herrn, über diejenigen auszurufen, die an bösen Geistern litten. Sie sagten dabei: ‚Ich beschwöre euch bei Jesus, den Paulus verkündet.‘ So machten es sieben Söhne eines gewissen Juden Skeuas aus hohenpriesterlichem Geschlechte. Aber der böse Geist gab ihnen zur Antwort: ‚Jesus kenne ich, und von Paulus weiß ich — aber ihr, wer seid ihr?‘ Und damit stürzte sich der dämonisch Besessene auf sie, überwältigte alle zusammen und ließ dermaßen seine Kraft an ihnen aus, daß sie ohne Kleider und übel zugerichtet aus jenem Hause flohen. Das wurde bei Juden und Griechen in Ephesus bekannt; ein Schauer überlief alle, und man pries den Namen Jesu, des Herrn. Jetzt kamen viele, die gläubig gewor-

den waren, legten ein Bekenntnis ab und berichteten von ihrem Treiben.“ Wie die Kirchenväter berichten, kamen auch in den ersten Jahrhunderten des Christentums nicht selten Fälle von Besessenheit vor. Diese mehrten sich, als im Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten der Teufelsglaube im Bewußtsein des Volkes immer mehr Wurzel faßte und durch eine Fülle von Teufelsbüchern die Gemüter erhitzt wurden. Der mecklenburgische Superintendent Andreas Celichius verkündete 1595: „Die Zahl der Besessenen wird nah und fern so groß, daß es Jammer und Wunder ist.“ In Traktaten und Blättern wurden die schauervollsten Fälle von Besessenheit berichtet. So las man 1562 von einem Mann, dem der Teufel mit Stricken, Schleiern und Mädchenzöpfen beide Hände auf den Rücken gebunden hatte und den er erbärmlich quälte. Viele „Besessene“ zogen, um die Schaulust des Volkes auszunützen, durchs Land und ließen ihre Besessenheit um Geld sehen. „Teufelsbanner“ wanderten durch Stadt und Land und priesen ihre Kunst an und nahmen den Leuten das Geld ab. Die katholischen Geistlichen suchten den Besessenen zu helfen und dem Teufel beizukommen durch die kirchlichen Beschwörungen und Segnungen; die protestantischen Prediger wollten ihn „durch Gottes Wort und sein heiliges Blut“ vertreiben. Der Jesuit Georg Scherer erzählt von einer Beschwörung, die 1583 an einer von Teufeln besessenen Jungfrau zu Wien vorgenommen wurde. Der eben erwähnte Celichius weist in seiner Schrift über die Besessenheit darauf hin, daß meistens Frauen dem Teufel zum Opfer fallen und von ihm besessen würden. Das findet er leicht begreiflich. Durch das Weib habe ja der Teufel Sünde und Tod in die Welt gebracht, die Frauen steckten gemeiniglich voller Melancholie, seien wild und fürwitzig, von Natur stolz und üppig und zudem „viel ehe und mehr auf teuflische Zauberei verstürzt als die Männer“. Es ist das die gleiche Anschauung, die auch beim Hexenwahn so viel Elend über die Frauenwelt brachte.

Aus dem Leben der heiligen Katharina von Siena wird erzählt, wie sie einmal (1371) eine Besessene heilte. Selber unter vielen teuflischen Versuchungen und Angriffen leidend, wollte die Heilige für gewöhnlich mit Besessenen nichts zu tun haben. Einmal aber brachte Frau Bianchina, ohnē sich zuvor mit Katharina zu besprechen, eine arme Besessene zu ihr. Als die Heilige, die eben daran war, einen ihrer Gänge als Schiedsrichterin anzutreten, die Besessene

unverhofft vor sich sah, rief sie Frau Bianchina zu: „Gott möge Euch vergeben, Frau! Was habt Ihr getan? Wißt Ihr nicht, wie oft ich von Dämonen gequält werde? Warum bringt Ihr noch andere Leute zu mir, die unter solchen Belästigungen leiden?“ Zu der Besessenen aber sagte sie: „Leg dein Haupt an die Brust dieses Mannes (des alten Einsiedlers Fra Santo, der anwesend war) und warte, bis ich von meinem Gang zurückkomme.“ Gehorsam ging die Besessene zu Fra Santo und legte ihren Kopf an seine Brust. Der unreine Geist unterhielt die Anwesenden, indem er jeden Platz und jede Straße nannte, wo Katharina während ihres Hin- und Rückweges weilte. Als Katharina zurückgekehrt war und ihm befahl, die arme Frau zu verlassen und sich ihr nie wieder zu nähern, vermochte er nicht zu widerstehen und gehorchte. Als diese Heilung bekannt wurde, kämpfte Katharina wie ein tapferer Ritter gegen die bösen Geister. Denn jetzt brachte man ihr eine ganze Anzahl Besessener. Einige wurden gefesselt vorgeführt und waren so wild und ungebärdig, daß sechs oder acht Männer sie nicht bändigen konnten. Katharina sagte dann zu den Wärtern: „Warum habt ihr diesen armen Mann in Fesseln gelegt? Im Namen Jesu: Befreit ihn!“ Selbst die Wütendsten wurden sofort ruhig, und schleunig ergriffen die Dämonen die Flucht, wenn die Heilige für die Besessenen betete und mitleidvoll um sie weinte.

Aus der Zeit des Bischofs Johann Michael Sailer erfahren wir von einer Teufelsaustreibung durch Pfarrer Langenmeyer (1812). Das Mädchen Juliane Randl wurde im 16. Lebensjahre von einem schweren Nervenleiden befallen. Weil sie eben zuvor das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt hatte, bildete sie sich ein, diese Krankheit sei eine Vergeltungsmaßnahme Satans, der nun von ihrem Körper Besitz ergriffen habe, weil ihm die Seele entgangen war. Juliane wurde hin und her geworfen, lag dann wie tot da, konnte oft kein Wort reden, besonders wenn sie beichten wollte, sie zitterte und atmete schwer. Als dem Pfarrer Langenmeyer dieses Leiden kund wurde und „angewandte psychologische Mittel ohne Erfolg blieben“, glaubte er fest an teuflische Besessenheit. „Wenn ich vorher an keinen Teufel oder keine Einwirkung geglaubt hätte, so müßte ich jetzt daran glauben.“ Der angebliche Teufel schleuderte das Mädchen an die Wand, schlug sie mit Fäusten, sie hatte Wutanfälle gegen ihre besten Freunde, brüllte oder lachte unnatürlich. Sie empfand die heftigsten Versuchungen zu Unzucht und Selbstmord. Alle die

Anfälle konnten, wie Pfarrer Langenmeyer sagte, im Namen Jesu gestillt und oft für längere Zeit behoben werden. Wurde das Mädchen von einem Anfall ergriffen, sprach Langenmeyer: „Weiche, Satan, laß sie in Ruhe!“, und Juliane erhob sich sofort.

Der heilige Pfarrer von Ars hatte ungewöhnlich viel unter teuflischen Bedrängnissen zu leiden. Wie oft setzte ihm der Teufel nachts mit Brüllen und Johlen, mit Poltern und allem möglichen Unfug zu! Eines Nachts schrie ihn der Teufel an: „Vianney, Vianney, ich kriege dich, geh nur, ich kriege dich!“ Worauf ihm der Heilige aus seiner Bettecke zurückrief: „Ich fürchte dich nicht.“ Diese Herrschaft des Dieners Gottes über den Teufel suchten sich manche Leute zunutze zu machen, um Besessene aus dämonischer Gewalt zu befreien. Der Bischof hatte dem heiligen Pfarrer alle Befugnisse gegeben, und er durfte, wo es die Umstände erheischten, sein Amt als Exorzist ausüben. Einmal war eine unglückliche Frau von ihrem Gatten weither nach Ars gebracht worden. Sie schnaubte vor Wut und stieß unartikulierte Schreie aus. Man ließ den Heiligen kommen, der sie beobachtete und dann erklärte, man müsse sie ihrem eigenen Diözesanbischof vorführen. „Gut! Gut!“ antwortete die Frau, die plötzlich die Sprache wiederfand, mit einem Unterton in der Stimme, der alle erschauern ließ . . . „Das Geschöpf wird schon zurückkommen . . . ja, wenn ich die Macht Jesu Christi hätte, würde ich euch alle in die Hölle hinunter verschlingen.“ — „Du kennst also Jesus Christus?“ erwiderte Vianney. „Gut, dann möge man sie an die Stufen des Hauptaltars tragen.“ Vier Männer brachten sie trotz ihres Sträubens dorthin. Vianney legte der Besessenen sein Reliquienkästchen auf den Kopf, worauf sie sich wie tot hinstreckte. Nach einer kurzen Weile richtete sie sich auf und ging eilig auf den Ausgang der Kirche zu. Nach einer Stunde kehrte sie völlig ruhig zurück, nahm Weihwasser und kniete nieder. Sie war vollständig befreit.

Eine arme Greisin aus der Gegend von Clermond-Ferrand tanzte den ganzen Tag unter Liedersingen auf dem Kirchplatz. In einem Wutanfall biß sie an den Mauern der Kirche herum. Ihr Sohn war mit ihr gekommen, wußte sich aber nicht zu helfen. Da führte sie ein fremder Priester in den Durchgang zwischen Pfarrhaus und Kirche, wo Vianney vorbeikommen mußte. Der Heilige erschien tatsächlich und sprach über die Unglückliche, deren Mund von Blut troff, einige Segensworte. Auf der Stelle wurde sie völlig ruhig. Von

diesem Tag an waren die wilden Anfälle, unter denen sie vierzig Jahre gelitten hatte, für immer verschwunden.

Einmal brachte man eine junge Lehrerin nach Ars, die alle Anzeichen von satanischer Besessenheit an sich trug. Man führte sie in die Sakristei, im Augenblick, wo Vianney die Meßgewänder anlegen wollte. Sofort stürzte die Besessene auf die Tür los. „Hier sind zu viele Menschen“, schrie sie. — „Zu viele Menschen?“ erwiderte der Diener Gottes. „Dann geht hinaus!“ Auf ein Zeichen verschwanden die Anwesenden, und er verblieb allein mit diesem armen Opfer Satans. Draußen in der Kirche konnte man einen Teil der Zwiesprache verstehen, die der Heilige mit der Besessenen führte.

„Du willst also um jeden Preis herausfahren?“ fragte der Pfarrer.

„Ja!“

„Und warum?“

„Weil ich mit einem Menschen zusammen bin, den ich nicht ausstehen kann.“ Spöttisch gab Vianney zurück: „Du hast mich also nicht gern?“ Ein schneidendes „Nein!“ war die einzige Antwort des Geistes, der in diesem unglücklichen Mädchen hauste.

Fast im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür der Sakristei. Die Macht des Heiligen hatte triumphiert. Gesammelt und bescheiden, weinend vor Freude und mit einem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit erschien die Lehrerin auf der Schwelle zur Kirche.

Eine arme Besessene war überhaupt nicht in die Kirche zu bringen, einen solchen Widerstand und Widerwillen zeigte sie gegen den Pfarrer von Ars. So rief man den Heiligen in das Haus, wo sie sich aufhielt, aber während ihrer Abwesenheit. Er wartete in einem anstoßenden Zimmer auf ihre Rückkehr. Natürlich wußte die Besessene davon nichts. Als sie sich dann dem Haus näherte, wurde sie plötzlich von heftigen Verzerrungen geschüttelt. „Er ist in der Nähe, der Pfaffe!“ heulte sie. Auch in diesem Falle zeigte der Heilige seine Macht über die bösen Geister und heilte die Arme.

Eine Reihe ähnlicher Vorkommnisse wird aus dem Leben des heiligen Johannes Vianney erzählt. Im allgemeinen befaßte sich der heilige Pfarrer nur ungern mit der Vertreibung böser Geister aus Besessenen. Er sah auch nicht jeden ungewöhnlichen Fall ohne weiteres schon als teuflische Besessenheit an. Als man ihm von einer angeblich besessenen Person berichtete, die angesichts



Aufbruch zur Walpurgisnacht

eines Priesters oder eines Kruzifixes jedesmal einen Wutanfall erleide, meinte er: „Das ist ein bißchen Nervengeschichte, ein bißchen Verrücktheit und ein bißchen Grappin.“ (Dies war der Spitzname, den er dem Teufel zu geben pflegte.)

Es kann kein Zweifel sein, daß man in früheren Zeiten gar häufig nervöse und geistige Erkrankungen für Besessenheit hielt. Man vermochte früher nicht so wie heute zwischen Hysterie, Schizophrenie, Wahnsinn und Besessenheit zu unterscheiden. Es gab sicher Mondsüchtige, Epileptiker, Hysteriker, Paranoiker, vom Veitstanz Befallene, die man nicht als Kranke erkannte, sondern als Werkzeuge und Opfer böser Geister ansah. Solche Fälle kommen übrigens auch noch in unseren Tagen vor. Im November 1963 wurden in Horgen am Züricher See drei Männer und eine Frau zu Geldstrafen von 700 Schweizer Franken verurteilt, weil sie einem schizophrenen jungen Mann unter Gewaltanwendung die „bösen Geister austreiben“ wollten und ihn bei dieser Prozedur verletzten. Die drei Männer, von denen zwei „Prediger“ kleiner Sekten waren, hatten versucht, dem dreißigjährigen Sohn der mitangeklagten Frau in einem vierstündigen Exorzismus die Dämonen auszutreiben. Als der junge Mann am nächsten Morgen in die Heilanstalt zurückkehrte, entdeckten die Ärzte auf der Brust einen handtellergroßen roten Fleck, wo die Peiniger fast die Haut weggerieben hatten. Seinen rechten Arm konnte der junge Mann kaum noch bewegen — darauf hatte einer der Geisterbeschwörer während der ganzen Zeremonie gekniet. Seine Mutter äußerte die Ansicht, die „Kur“ habe ihrem Sohn gutgetan. Mit Recht bezeichnete der Richter den Fall als ein „unglaubliches Beispiel von Aberglauben in unserer Zeit“.

Bei der Feststellung einer Besessenheit muß man äußerst behutsam und vorsichtig vorgehen. Die feierliche Vornahme des Exorzismus ist den Priestern nur nach genauester Prüfung durch den Bischof erlaubt. Daß es aber auch in unserer Zeit Zustände teuflischer Besessenheit gibt, ganz besonders in den Missionsländern, daß vielleicht manches, was wir als Wahnsinn bezeichnen, in Wirklichkeit auf teuflische Einwirkung zurückgeht, läßt sich nicht bestreiten. Wer vermöchte nicht zu sehen, daß in der Gegenwart, in dieser „Epoche des Teufels“, Satan besonders wirksam ist? Die alten Sekten der Sätanisten und Luziferianer sind auch in unserer Zeit nicht ausgestorben. Sie haben die Aufklärung und das „wissenschaftliche Zeitalter“ überlebt und begehen in

ihren geheimen Kreisen ihre blasphemische Liturgie und den Frevel der „Schwarzen Messe“ — jenen gotteslästerlichen Kult, dessen Mittelpunkt die unaussprechliche Schändung einer konsekrierten Hostie bildet. Daß „Schwarze Messen“, ausgesprochener Teufelskult, auch heute noch vorkommen, zeigt ein Artikel aus „Mann in der Zeit“ (Oktober 1950):

In einer ernst zu nehmenden großen norddeutschen Wochenschrift berichtet ein Herr von B. über ein „Abenteuer“, das er in Frankfurt am Main gehabt hat. Er war im Frankfurter Hauptbahnhof aus dem Zug gestiegen, als man ihm plötzlich einen Handzettel in die Manteltasche geschoben hatte. Darauf war ein schwarzer Totenkopf diagonal von einem roten Kreuz durchstrichen, und es fanden sich darunter die Worte: „Willst du die Bekanntschaft des Herrschers dieser Welt machen? Komme heute abend an diese Stelle. Eine schwarze Limousine wartet auf Dich. Die großen Brüder des schwarzen Geistes.“

Herr von B. ging hin, wurde wirklich von einer Mercedes-Limousine abgeholt und in einen Vorort gefahren. Dort verband man ihm die Augen, führte ihn ein Stück weit, trat mit ihm in ein Haus, führte ihn Treppen hinunter und nahm ihm dann die Binde wieder ab. Es bot sich ihm folgendes Bild:

In einem mit Gobelins und Wandbehängen ausgestatteten Raum, den grünliches Dämmerlicht erfüllte, befanden sich ungefähr fünfzig verummte Gestalten, die sich wispernd unterhielten. Vorn auf einem Opferaltar standen zwei rotbestrahlte Menschenschädel, Kennzeichen der Macht der Hölle. Dann ertönte ein dumpfer Gong, und herein trat der Sektenpriester. Die Fanatiker fielen vor ihm auf die Knie und erhoben sich erst wieder, als sie von dem Sektenoberhaupt mit Schwefeldampf beräuchert worden waren. Dann mußte der Neuling den „Immunitätstrank“ zu sich nehmen, um nicht durch „Satansbrei“ vergiftet zu werden. „Hier, nehmen Sie diesen Kelch mit Wein aus dem Fegefeuer“, sagte der Sektenpriester zu ihm, „und öffnen Sie mit dieser Klinge Ihre Ader an der Spitze des rechten Daumens. Drei Tropfen Blut in den Wein, und alles ist gut.“ — „Und alles ist gut“, murmelte die Menge der Gläubigen, unter denen sich zehn Frauen befanden.

Die kultische Veranstaltung erreichte ihren Gipfel, als sich das Sektenoberhaupt unter monotonem Gesang von Lästerliedern der ganzen Gemeinde in Ekstase versetzt hatte: „Der schwarze Geist wird die Welt vernichten. Der Satansbrei ist in unserer Hand, eine Handvoll wird die ganze Welt vergiften,

wir opfern dem Teufel Herz und Glauben.“ Daraufhin wird alles Weltliche und Geistliche auf dieser Erde verflucht. Und ein tiefer Kniefall vor dem Satan beendet den kultischen Dienst, der im Juni des Jahres 1950 in Frankfurt am Main zelebriert wurde.

Man kann solche Dinge wohl nicht mit einem billigen, rationalistischen „faulen Zauber“ beiseite tun. Hier ist mehr als fauler Zauber; hier wird die „schwarze Messe“ zelebriert, die Verhöhnung des Opfers des Gottessohnes durch Besessene. So einem unterirdischen Satanskult ist natürlich nicht mit Verboten beizukommen. Er kann freilich auch nicht durch liberale „Toleranz“ als gleichberechtigt neben den Gotteskulten zugelassen werden. Im letzten ist es ein ernstes Zeichen für die Christenheit, daß sich mehr als hundert Sekten und Logen allein in Westdeutschland finsternen antichristlichen Kulturen hingeben, in denen die Kräfte für eine neue Satansherrschaft über Europa bereitet werden. Diese Erscheinungen sind ein Anruf, den wahren Feind der Menschheit wieder in den Blick zu nehmen und an seine Realität inmitten einer aufgeklärten technischen Welt zu glauben: den Satan, dem nur ein Mensch standzuhalten vermag, der sich in der engsten Verbindung mit dem Vernichter jenes gefallenen Engels befindet, mit Christus, dem wahren Herrn der Welt. Die Frankfurter Erscheinung mag uns offenbaren, was die Stunde geschlagen hat. (Georg Heidingsfelder.)

Im Berliner „Petrusblatt“ erschien (August 1946) folgende Notiz: „Der Kardinal von Mailand schreibt in einem Hirtenbrief: ‚Es gibt einzelne und organisierte Gruppen, die sich in den Besitz von konsekrierten Hostien zu setzen versuchen, die sie entweihen und für unaussprechliche Zwecke während ihrer Zusammenkünfte benützen... Eine Sekte, die die Rolle Judas', des Verräters, spielt, ist am Werk, und all dies ist um so verwerflicher, weil Kinder dabei mißbraucht werden. Man nimmt an, daß die gestohlenen Hostien gebraucht werden, um eine Schwarze Messe zu inszenieren.“

*

Hat nicht die Seherin Anna Katharina Emmerick für unsere Zeit vorausgeschaut, daß „Satan aus dem Abgrund der Nacht für eine Zeitlang freigelassen“ ist?

Christophorus oder Talisman

Es ist eine bekannte, schon vielmals bewiesene Tatsache: Je mehr der wahre Glaube schwindet, desto mehr nimmt der Aberglaube überhand. So war es im heidnischen Altertum, wo die ursprüngliche Götterverehrung immer mehr in abergläubische Vorstellungen und Bräuche versandete, wo selbst Kaiser Augustus verstört war, wenn er morgens einen Schuh an den falschen Fuß zog, und er hoffnungsfroh und beglückt war, wenn beim Antritt einer Reise Tau fiel. Seneka geißelte mit beißendem Sarkasmus die lächerlichen Auswüchse, in welche die Frömmigkeit zu seiner Zeit verfallen war. Er schreibt mit Bezug auf das vornehmste Gotteshaus Roms, den Tempel der drei Götter Jupiter, Juno und Minerva: „Ich kam auf das Kapitol. Man muß sich schämen über die Tollheit, die sich da öffentlich zeigt, und wozu sinnlose Schwärmerei sich verpflichtet glaubt. Einer legt da dem Gott das Hauptbuch (über die Verwaltung des Tempelvermögens) vor, ein anderer meldet Jupiter, wieviel Uhr es ist; wieder einer ist des Gottes Einsalber und tut mit einer zwecklosen Armbewegung so, als salbte er ihn wirklich ein, auch an Personen, die der Juno und Minerva die Haare machen, fehlt es nicht; sie stehen von den Götterbildern weitab und bewegen die Finger so, als frisierten sie sie. Andere halten Spiegel dazu. Dann kommen welche, die in eigener Prozeßsache die Götter zu einer Bürgschaftsleistung einladen, ihnen ihre Anklageschrift überreichen und ihren Fall vortragen. Einen Schauspieldirektor, der schon alt und verlebt war, sah ich da, der täglich auf dem Kapitol sein Rollenfach mimte, als könnten die Götter an ihm Vergnügen finden. Auch Weiber, die meinen, sie könnten mit Jupiter in Liebesverkehr treten, hocken auf dem Kapitol, und

nicht einmal der Anblick Junos schreckt sie ab, die ja doch, wenn die Dichter recht haben, sehr leicht in Zorn gerät.“ In jedem auffälligen Ereignis sah man eine gute oder böse Vorbedeutung. Blindlings vertraute man den Wahrsagern mit ihrer Sterndeutung, ihrer Opfer-, Vogel und Eingeweideschau.

Nicht anders war es bei unseren germanischen Vorfahren, die mehr und mehr an ihrer heidnischen Religion verzweifelten und dem Glauben an Dämonen, Gespenster, Hexen, an Alpträume und böse Zauber verfielen.

Je unruhiger die Zeiten waren, je mehr sich die Menschen von Kriegsgefahr, vom prophezeiten Weltuntergang, von Seuchen und Hunger bedroht fühlten, desto widerstandsloser gaben sie sich dem Aberglauben in jeder Form hin. So war es im Mittelalter, so ist es auch in der Gegenwart. Die letzten Kriege mit ihren Nöten und Ängsten, die wirtschaftliche Gefährdung, die Unsicherheit des Lebens brachten den Aberglauben zu üppiger Blüte. An die Stelle des reinen Gottglaubens ist bei vielen der Aberglaube in seinen mannigfaltigsten Formen getreten: Sterndeuten, Handlesen, Hellsehen, Traumdeuten, Kartenlegen, Tischrücken, Spiritismus, Handschriftendeuten . . .

An die Stelle der kirchlichen Sakramentalien sind bei Zahllosen alberne Talismane und Amulette getreten. Menschen, die sich schämen würden, Weihwasser zu nehmen oder vor anderen das Kreuzzeichen zu machen oder eine geweihte Medaille zu tragen, vertrauen auf die lächerlichsten Dinge und machen ihr Heil oder Unheil von einem kindischen Maskottchen abhängig. Menschen, die überheblich lächeln, wenn jemand eine geweihte Christophorusplakette in seinem Wagen anbringt und durch die Segnung, welche die Kirche über die Plakette sprach, den Schutz des Heiligen erhoffen, setzen ihr abergläubisches Vertrauen auf irgendeinen Talisman oder ein Amulett. Besonders stark ist dieser Talisman-Aberglaube bei den Künstlern und Sportlern vertreten. Der 1963 verstorbene Adolf Menjou trug stets ein kleines Holzstückchen von einer Kulissee bei sich, die einmal bei einer Probe einstürzte, ohne ihn zu verletzen. Greta Garbo glaubt an einen glückbringenden, in Gold gefaßten Kieselstein. Renate Müller hielt ein weißes Kindertaschentuch für glückbringend, Willi Fritsch vertraut auf ein Bleistiftstümpfchen, das nie gekürzt werden darf. Lilian Harvey schwört auf ihr „Berührholz“ (Touchwood), ein Püppchen mit schwarzem, groteskem Holzkopf. Roda-Roda war nicht zu bewegen, bei seinem Auftreten eine andere als eine knallrote Weste

zu tragen. Heinz Rühmann schwört auf seine silberne Maus, Charlie Chaplin auf ein altes Schuhband seiner ersten Watschelschuhe. Trude Hesterberg trennt sich nie von einer kleinen Münze, die sie einmal im Sand von Korsika fand. Max Hansen vertraut auf ein kleines Stoffkätzchen, Hans Brausewetter auf eine Wollpuppe, Maurice Chevalier auf einen Strohhut, Charlotte Ander auf ein Glassplitterchen, das sie bei einem Unfall aufbewahrt hat. Der Kunstflieger Ernst Udet pflegte vor dem Aufstieg an die Wand des Führersitzes zwei „segensbringende“ Buchstaben zu schreiben, die Anfangsbuchstaben eines Frauennamens. Freiherr von Richthofen stieg zu keinem Luftkampf auf, ehe er nicht die schwere silberne Reitpeitsche, die er einst als Kavallerieoffizier gebraucht hatte, in seinem Einsitzer hatte. Von Hünefeld hatte bei seinem Ozeanflug ein goldenes Teufelchen als „Schutzengel“ bei sich. Buddeke startete nie ohne seinen Krummstock, Berthold trug bei jedem Feindflug ein ledernes Strandhütchen. Der Talisman, den der Engländer Butler bei allen seinen Luftfahrten mit sich führte, war ein 5-Dollar-Goldstück. Den Weltflieger von König-Warthausen begleitete regelmäßig eine blauäugige schwarze Katze. Das Riesenflugzeug Do X sollte die Nummer 1930 bekommen. Da jedoch die Quersumme dieser Jahreszahl die Zahl 13 ergibt, wehrte sich der Kapitän entschieden gegen diese Benennung, weil er fürchtete, sie könnte dem Flugzeug Unheil bringen. Die Rekordfliegerin A. Johnson hatte auf ihrem Flug Tokio—London einen jungen sibirischen Wolfshund dabei, Eckener flog im Zeppelin nie ohne seinen Kanarienvogel. Lindbergh wickelte als Talisman einen Schal, den er bei seiner glücklichen Amerika-Europa-Fahrt getragen hatte, um das Steuerrad seiner Maschine. Der Weltflieger und Rennfahrer Fritz Bieler benützt einen kleinen Flintstein, den er irgendwo am nördlichen Eismeer aufgelesen hat, als Fetisch. Er sagt: „Ich glaube fest an die Wirksamkeit dieses Talismans. Der Flintstein ist mein ständiger Begleiter und wandert beim Wechseln des Anzugs sofort in das neue Kleidungsstück. Dabei trage ich den Talisman stets in der linken Hosentasche, denn in der rechten würde er meiner Überzeugung nach viel von seiner Wirksamkeit verlieren.“ Der ägyptische Sieger bei der Olympiade in Berlin trug einen Skarabäus in seiner Hand, bei den „Olympierinnen“ soll es geradezu gewimmelt haben von Maskottchen aller Art.

Als seinerzeit die Schauspielerin Duse durch ihren Schleier, der sich im Rad

ihres Wagens verfangen hatte, erwürgt wurde, kaufte eine Dame diesen Schal um 40.000 Franc und hängt ihn nun andächtig und vertrauensvoll als Talisman um die Schultern, wenn sie in Monte Carlo spielt . . .

Auch das dreimalige Klopfen auf Holz und Toi-toi-toi-Sagen sowie das Bespuken spielen in Künstlerkreisen und nicht nur dort eine große Rolle. Der Pianist Frederic Lamourez erzählte: „In Nürnberg konzertierte ich einmal mit einer Sängerin. Ich leitete den Abend mit einer Beethoven-Sonate ein, begab mich dann in das Künstlerzimmer, weil nun die Gesangnummer an der Reihe war. Eine fremde Dame trat auf mich zu und rief aufgeregt: ‚Spucken Sie mir auf den Hals!‘ Ich traute meinen Ohren nicht. ‚Aber gnädige Frau . . .‘ erwiderte ich bestürzt. Die Dame wurde dringlicher: ‚Rasch, spucken Sie mir auf den Hals!‘ Sie faßte mich energisch beim Arm. Ich sah keinen Ausweg, und so erfüllte ich ihren Wunsch; allerdings tat ich nur so, als ob ich spuckte. Befreit atmete sie auf: ‚Nun kann ich auftreten!‘ Es war die Sängerin des Abends, die in dem Aberglauben befangen war, nur erfolgreich bestehen zu können, wenn jemand auf diese merkwürdige Art ihre Kehle beschwor.“ Manche Künstler und Künstlerinnen verwenden als „Schutzgeister“ ausgestopfte Eidechsen, Hufeisen, durchbohrte Münzen, Hosenknöpfe, Haare von schwarzen Katzen oder Tigern, Löwenzähne und anderes.

Es müßte seltsam zugehen, wenn nicht auch bei den Besuchern der Börse und den Maklern ein Sammelsurium der verschiedensten Talismane zu finden wäre. Daß die „Großen dieser Erde“ vom Aberglauben an Talismane nicht verschont waren, zeigt das Beispiel von Napoleon, den auf seinen ägyptischen Feldzügen ständig ein Skarabäus begleitete, der aus einem Pharaonengrab stammte. Der englische König Eduard VII. trennte sich nie von einem Armband, das von dem in Mexiko erschossenen Kaiser Maximilian stammte; Kaiser Wilhelm II. soll stets ein kleines Stückchen materialisierten Schleiers in einer goldenen Kapsel bei sich getragen haben, das ihm in einer spiritistischen Sitzung vom Medium überreicht worden war. (Angaben teilweise nach Ph. Schmidt, „Talisman und Zauberglaube“.)

Der rege Handel mit Zauberbüchern, das Wirken von mehr als 10.000 Teufelsaustreibern in der Deutschen Bundesrepublik, die Möglichkeit, selbst die obskursten Heilmittel kaufen zu können, das Auftreten von gewerblich zugelassenen Hellsehern, die uneingeschränkte Tätigkeit von Wahrsagerin-

nen, Kartenlegerinnen zeigt, wie tief die okkulte Routine in unser Leben eingreift.

52 Prozent aller bundesdeutschen Bürger haben laut Statistik eingestanden, an außersinnliche Wahrnehmungen zu glauben. 80 Prozent aller Befragten geben zu, sich von Horoskopern beeinflussen zu lassen.

Sind das nicht lauter Zeichen eines schwindenden Glaubens? Der wahrhaft religiöse Mensch braucht keinen Talisman und kein magisches Schutzmittel gegen unholde Mächte. Er faßt im Vertrauen auf Gottes Vorsehung tapfer seine Lebensaufgabe an und weiß sich geborgen im Schutze des Allerhöchsten. Herbert Hippel verspottet die abergläubischen Vorstellungen vieler aus unserer Zeit in dem Gedicht:

Unberufen

In Zukunft trink ich auch den Satz des Kaffees mit.
Doch nicht — wie's immer heißt —, um schön zu werden...
's geht überall natürlich zu auf Erden!
Der ganze Aberglaube ist der reinste Kitt.

Ein Schornsteinfeger ist bestimmt ein braver Mann;
nur soll man ihn nicht mit dem Glück verketten.
Ich brenn' mir künftig meine Zigaretten
schlankweg als dritter an demselben Zündholz an.

Ich leg für alle Zukunft keinen Wert mehr drauf,
ob schwarze Katzen meine Wege kreuzen.
Selbst wenn ich nachts nicht schlafen kann vor Käuzen:
Ich fürchte nicht den Schluß von meinem Lebenslauf.

Ich weiß, daß all der Aberglaube nichts bezweckt.
Drum werde ich in Zukunft früh schon singen,
fehlt mir auch das Gehör — es muß gelingen!
Vielleicht wird Gold in meiner Kehle noch entdeckt!

Was hat es gar die gute Laune anzugehn,
mit welchem Bein wir aus den Federn steigen?
Wieso kann eine Spinne Glück anzeigen,
wenn wir durch Zufall sie zur Mittagsstunde sehn?

Mich macht der Aberglaube künftig nicht mehr scheu!
Mich läßt der Unsinn nicht mehr auf den Besen!
Mir ist Fortuna immer treu gewesen.
Beschrei ich's etwa? — Unberufen, toi — toi — toi!

Es geht um

Wie oft hört man sagen: „In jenem Hause spukt es, es geht um.“ Wir sind versucht, solche Erzählungen mit einem überlegenen Lächeln als Aberglauben abzutun. Aber die Spukerscheinungen sind keineswegs immer der Phantasie nervenüberreizter Menschen entsprungen. Gewiß gibt es Spuke, die auf natürliche Ursachen zurückzuführen sind. Leise, regelmäßige Klopfgeräusche, die nachts von einem Bohrkäfer in altem Holz hervorgebracht werden, können von ängstlichen Menschen als unheimliche Warnzeichen baldigen Todes angesehen werden (die „Totenuhr“ tickt). Aus dem Leben des heiligen Don Bosco wird dieser Fall berichtet: Als sich der Heilige in der Knabenzeit für einige Tage in der Heimat seiner Mutter aufhielt, kam bei der abendlichen Unterhaltung die Rede darauf, daß es auf dem Speicher des Hauses nicht geheuer sei. Erst heute habe man wieder eigenartige Geräusche von droben gehört, die sich natürlicherweise nicht erklären ließen. Der junge Giovanni zeigte sich ungläubig. Doch da hörte man über der Wohnstube wieder ein seltsames Poltern. Giovanni verlangte eine Kerze. Er wolle der Sache auf den Grund gehen. Alles war entsetzt über eine solche Tollkühnheit des Jungen, aber schließlich begleiteten sie ihn auf den Speicher. Voll Schrecken sahen die Leute, wie sich ein Getreidesieb gespenstisch bewegte, und aus ihm hörte man ein Geräusch wie Kratzen und Flattern. Während die anderen schreckensbleich an der Tür stehenblieben, ging Giovanni in Todesverachtung auf das „Gespenst“ zu und fing plötzlich hellauf zu lachen an. Das vermeintliche Gespenst war eine Henne, die sich im Geflecht des Siebes verfangen hatte

und nun das Sieb mit sich schleppte. Der „Spuk“ hatte seine Erklärung gefunden.

Ähnlich war es mit dem Gespenst, von dem in der Oper „Freischütz“ Ännchen singt:

Einst träumte meiner sel'gen Base,
die Kammertür eröffne sich,
und kreideweiß ward ihre Nase,
denn näher, furchtbar näher schlich
ein Ungeheuer
mit Augen wie Feuer,
mit klirrender Kette —
es nahte dem Bette,
in welchem sie schlief —
ich meine die Base
mit kreidiger Nase —
und stöhnte, ach, so hohl!
Und ächzte, ach, so tief!
Sie kreuzte sich, rief
nach manchem Angst- und Stoßgebet:
Susanne, Margaret! Susanne, Margaret!
Und sie kamen mit Licht —
und — denke nur — und —
erschrick mir nur nicht! —
Und — graust mir doch! — und —
der Geist war — Nero, der Kettenhund!

Gar manchmal entpuppt sich etwas, was man für gespenstischen Spuk hielt, als etwas ganz Harmloses und Natürliches, wie etwa in diesem Fall:

Ein Auto, das noch rechtzeitig die nächste Bahnstation erreichen wollte, jagte durch schweren Nachtnebel längs des Ufers eines hochgeschwollenen Fließchens. Plötzlich sahen die Insassen vor sich in der Luft eine schwebende Gestalt auftauchen, die ihnen fortwährend beschwörende Zeichen machte, als ob sie das Gefährt aufhalten wollte.

Die unheimliche Erscheinung schwebte, mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, durch die Nebelluft über den Scheinwerfern.

Anfangs hofften die Insassen noch, daß es ein großer Vogel sei. Nach und nach aber lernten ihre aufgerissenen Augen, daß man es mit einer anderen Erscheinung zu tun hatte, denn auch bei Steigerung der Geschwindigkeit flog „es“ lautlos voran und bat mit beschwörendem Winken um Einhalt.

Schließlich gingen die Nerven des Chauffeurs durch, und er brachte den Wagen mitten aus der Fahrt zum Stehen. Man stieg aus und lief ein paar Schritte vor: Das Gespenst zerfloß winkend im Nachtnebel — zugleich aber machte man eine andere Entdeckung. Die Straße ging hier mit einer Brücke über den Fluß, und diese Brücke — war nicht mehr vorhanden. Ob sie nun eingestürzt oder von der Überschwemmung fortgerissen war — genug, statt ihrer gab es bloß eine schaumwirbelnde Höllenschlucht. Ohne das Stoppen vor dem Gespenst wäre das Auto kopfüber in den Fluß geschossen!

Nach dieser schauerlichen Entdeckung ging man zurück zum Wagen, der mit seinen Scheinwerfern wartend dastand. Jetzt fiel allen ein großer Nachtschmetterling auf, der flügel Schlagend auf einem Scheinwerferglas hin und her kroch. Man blickte sich um, und es wurde klar: das Gespenst war in Wirklichkeit die Schattenprojektion des flügel Schlagenden Schmetterlings, die in diesem dichten Nebel erschreckend körperhaft gewirkt hatte:

Also war das Gespenst kein Gespenst. Aber das Auto und seine Insassen hat es immerhin gerettet.

In Resau, einem kleinen Dorf in der Nähe Potsdams, geschahen eines Abends sonderbare Dinge. Alle möglichen Gegenstände kamen durch die Luft geflogen: Früchte, Töpfe, Steine, Teller, Gläser. Niemand vermochte zu ergründen, wer sie in Bewegung setzte. Jeden Abend wiederholte sich das gleiche unheimliche Spiel, der gleiche dämonische Schabernack. Während alles im Dorf von Geistern sprach, suchte die Polizei durch umfangreiche Untersuchungen den unerklärlichen Vorgängen auf die Spur zu kommen. Schließlich schnappten die Polizisten einen Bauernknecht namens Wolter, der sich als der nächtliche Störenfried entpuppte. Er hatte aus reiner Lust an Schabernack das Ganze in Szene gesetzt. Einige Wochen Gefängnis waren der Lohn für diesen Unfug.

Daß solche betrügerischen Spukvorgänge da und dort schon vorkamen, läßt sich nicht bestreiten. Aber es wäre falsch, hinter allen Spukerscheinungen Betrug oder Erzeugnisse einer abergläubischen Phantasie zu sehen und schlankweg zu erklären: Beim Spuk handelt es sich immer um „Schwindel und ein Sonderkapitel menschlicher Narrheit.“ In Amerika haben sich zahlreiche wissenschaftliche Institute für Parapsychologie mit diesen Dingen beschäftigt. Wo immer sie von Spukerscheinungen hören, werden umfang-

reiche, genaueste Untersuchungen vorgenommen. Wenn zum Beispiel die Bewohner eines Hauses erzählen, daß sie nachts Geräusche auf der Stiege und Klagen auf den Gängen hören, daß Gegenstände ihren Platz wechseln, da sind die Gelehrten zunächst bemüht, Sicherheit darüber zu erlangen, daß diese Geräusche nicht von Mäusen stammen, daß sie nicht das Rauschen eines entfernten Gewässers sind, das der Wind überträgt und das dann in der Phantasie furchtsamer Menschen zu Geistergeräuschen wird usw. Sie untersuchen die Bewohner des Hauses, und wenn sie unter ihnen auch nur einen finden, der Anzeichen dafür aufweist, daß er an Halluzinationen leiden könnte oder von übertriebener Leichtgläubigkeit sei, oder wenn sich in der Familie ein Nachtwandler oder eine rachsüchtige Person findet, dann verwerfen sie von vornherein die Erscheinungen, die es im Haus geben soll. In der Wohnung eines gewissen J. M. Herrmann in Seaford auf Long Island flogen Gegenstände auf geheimnisvolle Weise durch die Luft, die Pfropfen der Flaschen sprangen heraus, ohne daß sie berührt wurden, u. a. Nach der Untersuchung erklärte der betreffende Professor der Parapsychologie, daß alle diese merkwürdigen Erscheinungen leicht durch einen der Söhne des Hausherrn, der sich im Haus langweilte und sich mit seinem Vater nicht gut verstand, hervorgerufen sein könnten. Deshalb wies er die Annahme eines Gespenstes eindeutig zurück.

Aber auch die Professoren wissenschaftlicher Institute sehen sich gezwungen, manche Fälle als echt zu erklären, d. h. als unerklärlich nach den Gesetzen der Natur. Professor H. Kritzing, ein Fachmann für Fragen des Okkultismus, schreibt: „Die Meinung der Forscher über die seit Jahrtausenden immer wieder auftretenden Spukerscheinungen halten viele für eindeutig feststehend. Sie nehmen an, daß der Gelehrte den Spuk schlechthin für Schwindel hält und damit rundweg ablehnt. Dabei denkt man wohl an jene nächtlichen Scherze, bei denen junge Leute, in Bettlaken gehüllt, anderen einen Schrecken einjagen möchten. Diese Auffassung entspricht jedoch dem heutigen Stand der Wissenschaft durchaus nicht mehr. Selbstverständlich werden schlechte Scherze, wie die erwähnten, abgelehnt. Demgegenüber aber liegen heute aus allen Teilen der Welt so viele einwandfreie Berichte über Spukerscheinungen vor, daß eine Ablehnung rundweg nur als Feigheit oder Bequemlichkeit angesehen werden kann. Die Wissenschaft hat feststellen müssen, daß das Wesen

des Spuks sich so überaus vielgestaltig offenbart, daß schon seine Einteilung und erst recht seine Erklärung großen Schwierigkeiten begegnet. Letzten Endes tritt auch hier die Unvollkommenheit menschlicher Erkenntnisorgane zu Tage, die es nur in seltenen Fällen erlaubt, die Erscheinungen so weit zu übersehen, daß wir ihren inneren Zusammenhang aufdecken können. Vielfach müssen wir ehrlich zugeben, daß die Forschung noch nicht imstande ist, diese Frage zu lösen.“

Im gleichen Sinne äußert sich Dr. F. Moser in dem Buch „Spuk — Irrglaube oder Wahrglaube?“: „Gar manche Tatsachen sind wissenschaftlich festgestellt, so merkwürdig und vorläufig unverständlich sie auch sind. Die neueren Untersuchungen beweisen, daß der Okkultismus mehr als Aberglaube ist, mehr als der Überrest aus der Menschheit Kindertagen. Er ist werdende Wissenschaft, eine Wissenschaft der Zukunft. Das gleiche ist auch vom Spuk zu erwarten, sobald er kritisch und vorurteilslos untersucht wird.“

Pater Bichlmair S. J. meint: „Die Tatsache, daß es Phänomene gibt, die mit den bekannten Kräften und Naturgesetzen sich nicht in Einklang bringen lassen, besteht zu Recht, ob es den Vertretern der herkömmlichen Naturwissenschaften und den Seelsorgern genehm ist oder nicht.“ Und der Benediktinerpater Cyrill Wehrmeister ist der Ansicht: „Auch richtiger Spuk kommt vor. ‚Es geht um‘, heißt es manchmal. Man hört zu gewissen Zeiten in gewissen Räumen ein großes Gepolter, ein Schlurfen, Klopfen usw. Man sieht wohl auch eine längst verstorbene Person herumwandeln. Also Gespenster? Ist es nicht schrecklich, an Gespenster zu glauben? Nein, Tatsachen bleiben Tatsachen. Aber ganz verkehrt wäre es, diesen „Spuk“ zu fürchten. Es wäre Aufgabe der Forschung, Mittel zu finden, diesen Geistern zu helfen und ihnen Ruhe zu bringen.“

Professor A. Gatterer S. J., der durch seine Schrift „Der wissenschaftliche Okkultismus und sein Verhältnis zur Philosophie“ weiten Kreisen bekannt geworden ist, sagt in bezug auf Spukphänomene: „Vermag vielleicht das Studium der okkulten Erscheinungen sicheren Aufschluß über das Schicksal der Seele nach dem Tode zu gewähren? Für die Beantwortung dieser nicht nur wissenschaftlich interessanten, sondern auch für die Praxis des Lebens außerordentlich wichtigen Frage sind nun allerdings viele spontane okkulte Kundgebungen, die zur Kategorie des gutartigen Spuks gehören, wie Armenseelen-

erscheinungen und dergleichen, von außerordentlicher Bedeutung. Nur ungesunde Hyperkritik kann alle derartigen Vorkommnisse, freilich mit der nötigen Umsicht und Kritik gesammelt, leugnen, da sie für jeden, der guten Willens ist, eine leicht faßliche und eindringliche Bestätigung jener gediegenen philosophischen Argumente darstellen, die schon von jeher für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele vorliegen. Wir halten also fest: Nicht wenige Spontanerscheinungen Verstorbener sind die Grundlage eines gediegenen wissenschaftlichen Beweises für das Fortleben nach dem Tod."

Die englische Parapsychologie hat eine Bestandsaufnahme von Spukhäusern gemacht, wonach von 318 Fällen 22 reiner Betrug und 18 zweifelhaft waren. In 278 Fällen aber hat man keine normale, natürliche Erklärung finden können. Der Spuk gehört zu den Dingen, deren Begreifen und Erklären uns vorläufig noch versagt ist. Auch hier gilt das Wort Goethes: „Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern.“

Manche Spukerscheinungen sind an Personen gebunden und lassen sich zurückführen auf starke, meist nur vorübergehend während der Reifejahre auftretende okkulte Kräfte einer Person. Andere Erscheinungen (und das sind die häufigeren) sind an Örtlichkeiten, an die Spukhäuser, gebunden und dauern fort durch ganze Geschlechter, auch beim Wechsel der Personen. Ganz besonders zahlreiche Spukhäuser soll es in England geben. Die Illustrierte „Quick“ berichtete im Februar 1964: „Die Dienerschaft der Königin Elisabeth von England fordert Maßnahmen gegen die in Schloß Sandringham spukenden Geister. Der am meisten bespukte Raum ist der Korridor für leitende Angestellte im zweiten Stock des Schlosses.“ Welche Maßnahmen die Dienerschaft von der Königin zur Vertreibung der Spukgeister erwartet, wird nicht gesagt. Die gleiche Illustrierte meldete, daß ein Amerikaner einem englischen Makler den Auftrag gab, ein Schloß mit einem Schloßgeist zu kaufen. Wenn der Geist nachweislich regelmäßig spuke, wolle er aus dem Schloß ein Hotel für nervenkranken Millionäre machen. Das dürfte das Neueste sein: Geschäftemachen mit Spukgeistern!

*

Aus den vielen Berichten über Spukerscheinungen seien hier einige gutbeglaubigte Vorgänge angeführt:

Um boshafte, von Feinden des Germanikus, eines Bruders des Kaisers Clau-

dus, verursachte Spukvorgänge scheint es sich bei dem folgenden Bericht zu handeln: Germanikus war immer sehr abergläubisch gewesen. Die Zahl 17 und ein um Mitternacht krähernder Hahn waren die Vorzeichen, die ihn am meisten entmutigen konnten. Da er glaubte, daß vielleicht die Frau des Piso irgendwelche Hexenkünste gegen ihn wirken lasse, brachte er der Hekate ein Opfer dar, um sie zu versöhnen. Am Tag darauf berichtete ihm ein Sklave mit schreckensbleichem Gesicht, daß er beim Aufwaschen in der Eingangshalle eine lose Fliese entdeckt hätte. Er hätte sie aufgehoben und darunter etwas gefunden, das der nackte und verwesende Leichnam eines Säuglings zu sein schien, der Bauch sei rot angestrichen gewesen, und an die Stirn hätte man Hörner gebunden. Sofort wurde der ganze Palast durchsucht und ungefähr ein Dutzend ähnlich grausiger Funde wurden gemacht, unter den Fliesen oder in Mauerlöchern oder hinter dem Wandbehang, so zum Beispiel eine tote Katze, der verkümmerte Flügel aus dem Rücken gewachsen waren, und der Kopf eines Mohren, dem eine Kinderhand im Mund steckte. An jedem dieser entsetzlichen Gegenstände war ein Bleitafelchen befestigt, das den Namen „Germanikus“ trug... Bald darauf begann es im ganzen Haus zu spuken. Blutbeschmierte Hahnenfedern wurden zwischen den Kissen der Betten gefunden, und unglückbringende Zeichen waren mit Kohle an die Wände geschmiert... Das schlimmste war, daß auf all diesen Zeichen die Nummer 17 ständig wiederkehrte, obwohl ausschließlich Agrippina von diesem besonderen Aberglauben des Germanikus wußte. Dann wieder erschien der Name Germanikus an der Wand, verkehrt herum angeschrieben, und jeden Tag wurde er um einen Buchstaben kürzer. Verdacht auf die Dienerschaft konnte man nicht haben, weil die Zeichen sich nur in Zimmern vorfanden, zu denen sie keinen Zutritt hatte... Mitten in der Nacht, als nur noch drei Buchstaben von seinem Namen übriggeblieben waren, wurde Germanikus durch lautes Krähen geweckt. Er sprang aus dem Bett, ergriff sein Schwert und stürzte in das benachbarte Zimmer, wo Caligula und dessen Schwesterchen Lesbia schliefen. Dort sah er einen Hahn, einen großen schwarzen Hahn mit einem goldenen Ring um den Hals, und der Hahn krächte, als ob er Tote erwecken wollte. Germanikus wollte ihm den Kopf abschlagen, aber der Hahn entkam durch das Fenster. Germanikus wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, sagte er, daß es mit ihm vorbei sei. Er wurde immer schwächer. Am

Tag, als von seinem Namen nur noch der Buchstabe „G“ an der Wand erschien, die seinem Bett gegenüberlag, und am siebzehnten Tag seiner Krankheit starb er. Seine Sklaven wurden gefoltert, seine Freigelassenen wurden — jeder 24 Stunden lang — von stets wechselnden Befragern verhört, und wenn irgend jemand etwas gewußt hätte, wäre es sicherlich bei dieser Gelegenheit zutage gekommen. Das einzige, was man in Erfahrung brachte, war, daß Martina, eine stadtbekannte Hexe, einmal unbeaufsichtigt im Hause gewesen war, und ihr war sicherlich eine Verbindung mit Piso, dem Feind des Germanikus, nachzuweisen. Trotzdem fand sich für die seltsamen Geschehnisse keine natürliche Erklärung.

In seinen Tischreden erzählt Martin Luther: „Als ich anno 1521 von Worms abreiste und bei Eisenach gefangen ward und auf der Wartburg saß, da war ich fern von allen Menschen in einer Stube, und es konnte niemand zu mir kommen außer zwei Edelknaben, die mir Essen und Trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zuweilen aß. Ich hatte den Sack in einem Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette lag, kam es über die Haselnüsse, sie quietschten eine nach der anderen an die Balken mächtig hart, rumpelten mir ans Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig schlief, begann an der Treppe ein solches Gepolter, als würde man ein Schock Fässer die Treppe hinab, und ich wußte doch, daß die Treppe mit Ketten und Riegeln wohlverwahrt war, daß niemand herauf konnte . . .“ Als Luther später die Stube wechselte und Frau von Berlepsch das Zimmer bezog, hörte auch sie das Gerumpel und Gepolter, „als wären tausend Teufel drinnen“. Luther berichtet auch von einem großen schwarzen Hund, der ihm eines Abends das Besteigen des Bettes wehrte und der erst wich, als Luther einen Psalmvers über ihn betete. Einen wirklichen schwarzen Hund habe es auf der Wartburg nicht gegeben. Luther war der Überzeugung, es sei ihm der Teufel in der Hundsgestalt erschienen.

Im Jahre 1809 war General d'Espagne im neuen Schloß zu Bayreuth einquartiert. Gegen Mitternacht hörte man aus dem Schlafzimmer des Generals Geschrei und Gepolter. Der herbeigeeilte Ordonnanzoffizier fand den General mitten im Zimmer unter der umgestürzten Bettstelle. Er war in größter Aufregung, nahm ein Beruhigungspulver und ließ einen Aderlaß vornehmen. Als er sich erholt hatte, erzählte er, es wäre ihm eine gespenstische Frauen-

gestalt erschienen, deren Aussehen genau dem Porträt der „Weißen Frau“ in der Ahnengalerie gleiche, schließlich wäre sie auf ihn gestürzt, hätte ihn zu erwürgen gedroht, das Bett mitten ins Zimmer geschoben und dieses plötzlich mitsamt seinem Inhalt umgestülpt. Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, war das Gespenst verschwunden.

Der General ließ unter Aufsicht französischer Offiziere den Parkettboden herausnehmen und die Wandtapeten loslösen, um zu untersuchen, ob nicht Versenkungen und verborgene Gänge vorhanden wären, durch die etwa ein ihm Feindseligkeit einbringen und einen bösen Scherz mit ihm hätte treiben können. Es fand sich aber nichts.

P. Arbogast Reiterer berichtet in seinem Buch „Brücke zum Jenseits“:

Sehr starke mediumistische Spukerscheinungen, die ans Fabelhafte grenzen und in gleicher Stärke wohl nur in spiritistischen Phänomenen sich wiederholen, zeigten sich in Kastelruth in Tirol. Ich habe darüber mündlichen Bericht erhalten von den drei unmittelbar beteiligten Zeugen: Pfarrer und Dekan Lintner, Kaplan Julian Baumgartner und Kaplan Ludwig Feil — alle drei Herren alles eher als im Rufe des Aberglaubens. Es handelt sich hauptsächlich um Ereignisse vom Winter 1912. In einem Bauernhaus zeigten sich regelrechte Spukerscheinungen, und zwar immer in der Nähe der Bauerntochter, welche aus Furcht vor ihnen gesundheitlich sehr litt. Man brachte sie deshalb ins Gemeindespital von Kastelruth. Damit hörten im Bauernhaus die Spukphänomene auf und meldeten sich dafür im Spital. Die drei genannten Herren und mit ihnen auch Leute vom Bezirksgericht und von der Gendarmerie machten alle möglichen Versuche und stellten Beobachtungen an. Die Spukerscheinungen blieben Tatsache und steigerten sich zusehends: dem Mädchen wurden die Bettkleider weggezogen, Klopflaute ließen sich im Zimmer hören, unsichtbare Kugeln rollten, Mörserknall, Sausen einer Sense, als würde gemäht, dann wieder Holzspalten und das Fallen der Scheiter usw. — Baumgartner hielt einmal mit einem Gendarm die Bettdecke fest, um das Wegziehen zu verhindern. In einem Augenblick war sie mitten auseinandergerissen. Ein anderes Mal hielt Dekan Lindner bei dem Mädchen Nachtwache, um zu beobachten. Vor 24 Uhr ging er hinaus, um Wasser zu trinken. Kaum hatte er den Fuß über die Türschwelle gesetzt, als er hinter sich ein furchtbares Poltern hörte. Er schaut um und sieht im Zimmer alles drunter und drüber gekehrt —

aber nichts zerbrochen. Es war das Werk einer Sekunde gewesen. Häufig wurde ein auf dem Nachttischchen stehendes Kruzifix wie von einem kräftigen Schlag hinweggeschleudert; stellten sie aber einen Kreuzpartikel hin, so blieb er stehen. Schließlich verfiel man auch auf das Ausfragen. Nach vereinbarten Zahlen der Klopflaute sollte die Antwort „ja“ oder „nein“ lauten. Der fremde Schäker gab vor, der Geist eines Verstorbenen zu sein. Er zeigte sich auch musikalisch. Baumgartner war Kapellmeister der dortigen Musikkapelle. Auf seinen Befehl gab der Geist immer in rhythmischen Geräuschen genau die nach dem Notenbüchlein der dortigen Kapelle verlangte Nummer der Musikstücke wieder. Die Höchstleistung der Phänomene war die Dematerialisation des Mädchens: Es verschwand plötzlich aus dem versperrten Zimmer und aus dem allseits verschlossenen Hause. Meistens war es dann auf einmal wieder vor den Augen der Beobachter im Bett. Einmal fand man es bei grimmiger Winterkälte, nachdem die Herren lange Zeit das abgeschlossene Haus vom Keller bis zum Dachboden abgesucht hatten, vor der Tür des Gartens in seinem leichten Bettkleide quer auf die Stufe hingelegt. Es behauptete, von jemand weit fortgetragen worden zu sein, und machte auch so sichere Angaben von Geschehnissen in der Ferne, daß es entweder wirklich dort gewesen sein oder hellsehend geschaut haben mußte. Das Mädchen selbst äußerte stets große Furcht vor den Ereignissen und litt zusehends, so daß man es schließlich in die Nervenklinik nach Innsbruck bringen mußte. Vom Tag seiner Abreise aus Kastelruth an wurde es nicht mehr belästigt.

Der Dichter Eduard Mörike erzählt von wiederholten seltsamen Vorgängen, die er, sei es im Pfarrhaus zu Kleversulzbach oder in seiner Wohnung zu Stuttgart und Mergentheim, erlebte. In Stuttgart z. B. hatte er folgendes Erlebnis:

Mörike hatte seinen 70. Geburtstag gefeiert und sich früh schlafen gelegt. Klara, seine Schwester, und Maria, seine Tochter, wachten noch beide. Mörike wohnte in einem der abgelegensten Teile der Stadt, wo bald das Geräusch des Tages verstummte. Noch stiller war es in der Wohnung des Dichters. Plötzlich erklangen harfenähnliche Töne, die sanft im kleinen Zimmer verhallten. Klara horchte gespannt auf und hielt Ausschau nach den freundlichen Musikanten. Aber weder draußen auf der Straße noch drinnen im Hause fand sich eine Spur von solchen. — „Hast du gehört?“ fragte Klara ihre ebenfalls

lauschende Nichte. Zugleich rief Mörike aus seinem Schlafzimmer: „Wo ist die Musik?“ — Die Angehörigen konnten ihm aber nur ihre Verwunderung ausdrücken; rätselhaft, wie sie gekommen, waren die Töne wieder verklungen. Es war nun doppelt still in der Wohnung. Da sagte Mörike: „Das geht mich an. Es ist mein letzter Geburtstag.“ — Und es war in der Tat sein letzter. Am 4. Juni des folgenden Jahres starb er.

Es war noch vor der Zeit von Radio und Lautsprecher. Der Schriftsteller Hilaire Belloc und sein Freund Maurice Baring befanden sich allein in einer größeren Londoner Wohnung. Baring hörte dort nachts jemand singen, was seltsam war, weil außer ihm und Belloc niemand zur verschlossenen Tür hereingekommen sein konnte. Er ergriff einen Armleuchter, ging dem Gesange nach — und traf im Saale Belloc, ebenfalls mit einem Leuchter in der Hand, der sich aus derselben Neugierde herbegeben hatte. Wie sie nun beieinander standen, fing das Singen wieder an: in demselben Raume! Und wie die zwei einander anblickten, kam jetzt das Singen näher und zog zwischen den beiden durch, um sich dann in die anderen Zimmer zu verlieren. Heute, in der Zeit des Radios, würde jeder den anderen im Verdacht haben, einen Miniaturapparat in der Tasche zu tragen. (Radecki, „Umgang mit Gespenstern“)

Der letzte russische Zar erzählte von einem Vorfall, den er im Petersburger Winterpalais einmal hatte:

Ich las sehr spät am Abend in den Zeitungen in meinem Arbeitszimmer, als ich plötzlich eine gedämpfte Stimme zu hören glaubte und ein schweres, lautes Atmen im Nebenzimmer. Den Tag über halten sich dort mein Sekretär und die Pagen auf, aber des Nachts steht da ein Posten. Ich sprang auf und öffnete hastig die Tür. Und was ich da sah, ließ vor Entsetzen fast mein Blut erstarren. In der Mitte des schwach erleuchteten Raumes stand ein offener Sarg, und in ihm lag mein verstorbener Vater, genau, wie ich ihn das letztemal in der Kathedrale von St. Peter und St. Paul gesehen hatte. Auf dem Sarg und dem Fußboden rings herum lagen schwere Kränze, und am Kopfende stand ein hoher Kandelaber, auf dem eine Kerze brannte. Aber der Körper befand sich in einer halb sitzenden Stellung, und die geschlossenen Augen in dem blauen, verzerrten Gesicht waren dem Haufen Kränze zugewandt. Ein scharfer, entsetzlicher Geruch wie aus einer Gruft erfüllte den Raum. Ich starrte wie

hypnotisiert auf diese furchtbare Szene und sah ganz deutlich, wie sich der Körper auf und nieder bewegte, während eine dumpfe, hohle Stimme von irgendwo hinter mir herkam. Ich drehte mich um und bemerkte die zu Tode erschrockene Schildwache mit dem Gewehr in der Hand. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust; das war alles, wessen er noch fähig war. Ich stand und wußte nicht, was ich tun sollte. Dann plötzlich war es mir, als wenn sich der Körper im Sarg bewegte, als wenn er aus ihm heraussteigen wollte.

„Stich ihn sofort nieder!“ befahl ich. Der Posten gehorchte. Aber bevor noch das Bajonett den Körper berührt hatte, war er verschwunden und mit ihm der Sarg und die Kränze, der Geruch und der Kandelaber, als wenn alles nur ein Spuk gewesen wäre. Der Posten taumelte zurück und fiel zu Boden — tot! Ich vermochte mich kaum in mein Arbeitszimmer zurückzuschleppen, wo ich erschöpft in einen Sessel sank. Erst nach mehreren Minuten war ich fähig, nach einem Diener zu klingeln. Der Arzt erklärte, daß der Soldat an dem Schreck gestorben sei; aber was die Erscheinung bedeutete, konnte mir keiner sagen.

Der heilige Don Bosco hörte nachts, sobald er sich zu Bett legte, starke, anhaltende Geräusche. Er meinte, daß Tiere sich auf dem Dachboden herumtreiben würden. Darum stellte er Fallen auf. Als das nichts half, streute er Nußkerne, Brot und Käse. Aber niemand rührte etwas davon an. Weil jedoch die Belästigungen nicht nachließen, schaffte der Heilige alle Dinge, die in dem Raum über seinem Schlafzimmer standen, dort weg. Doch der Lärm ging weiter. Don Bosco besprach diese Vorfälle mit Don Cafasso. Dieser riet ihm, den Speicher mit Weihwasser zu benetzen. Ohne Erfolg. Als letzten Versuch verlegte Don Bosco sein Schlafzimmer. Es war gleichfalls nutzlos. Der Heilige magerte geradezu ab, weil ihm die Nachtruhe fehlte. Er ließ eine Öffnung in der Zimmerdecke anbringen und stellte eine Leiter bereit, um dem Unruhestifter zu Leibe rücken zu können. Doch dieser ließ sich niemals entdecken. Schließlich wurde es dem Heiligen klar, daß die Störungen nur vom Bösen herrühren konnten. Er stellte eine Muttergottesstatue im Speicher auf und bat die Muttergottes, ihn von diesem nächtlichen Spuk zu befreien. Von da an hatte er wieder Ruhe.

Viel Aufsehen hatte während des ersten Weltkrieges der sogenannte „Spuk von Großlarch“ erregt. Das Spukhaus war ein altes, kleines Bauernhaus. Die

Besitzerin war die 35 Jahre alte Witwe Rosina Kleinknecht, deren Mann im Westen gefallen war. Sie bewohnte das Haus mit ihren drei Kindern im Alter von drei bis elf Jahren und einem vierzehnjährigen Neffen. Eines Sonntags, morgens um sieben Uhr, begann der Spuk, und zwar im Stall. Nach dem Melken und Füttern war der Stall geschlossen worden, als ein Kalb brüllte und man beim Nachsehen fand, daß es losgebunden war. Alles Vieh war sehr aufgeregt, schlug mit den Hinterbeinen aus und schwitzte, wie wenn es mit Wasser begossen wäre. Frau Kleinknecht band das Kalb fest und schloß den Stall. Doch sofort brüllte das Kalb wieder, und als sie nachsah, waren zwei Stück Vieh losgebunden. Die Sache war rätselhaft, da niemand, auch der Neffe nicht, im Stall gewesen war. Die Frau holte einen Nachbarn, der dann mit ihr den geheimnisvollen Vorgang des Losbindens der Kette genau beobachtete. Trotzdem man die Tiere mit Ketten und Stricken festband und fünf Knoten machte, wurden sie sofort wieder losgebunden. Dabei konnte man stets genau die Bewegungen der Kette beobachten, die dann stets zu einem Klumpen geballt auf dem Boden lag. Aber die unsichtbare Erscheinung suchte auch das Vieh zu strangulieren, indem es die Halskette so lange einwärts drehte, bis sich diese zu einem dichten Knäuel verknotete und das Vieh zu ersticken drohte. Diese Vorgänge wiederholten sich an den nächsten zwei Tagen. Dann begann der Spuk in der Wohnung. In der Küche krachte und polterte es von abends neun Uhr bis morgens drei Uhr. Eines der Kinder sah einen schwarzen Geißbock am Bett der Mutter. Ein paar Tage war nun Ruhe. Dann aber ging es wieder derart los, daß Menschaufläufe entstanden. Es begann abends um fünf Uhr damit, daß ein Holzscheit auf dem Herd zu tanzen begann. Ein Bauer warf das Scheit zum Fenster hinaus, es kehrte aber blitzschnell zurück, ohne daß man sah, wie. Das wiederholte sich öfter. Das Holzstück spazierte vom Hausgang auf den Speicher und zurück. Abends stürzten fünf Milchkübel vom Schafthaus herunter, zerbrachen und vergossen ihren Inhalt. Meist gingen die Erscheinungen in Haus und Stall nebeneinander her. Das Vieh wurde nun auch geschlagen, alle Milchgeschirre, Mostkrüge, Teller, Pfannen, Schmalzhäfen, Wassereimer usw. sprangen von ihren Plätzen, flogen auf den Boden, ja sogar zur Haustür hinaus. Sie wurden auch nach Personen geworfen. Ein Bauer, der mit einer Peitsche dem Spuk zu Leibe ging, wurde übel zugerichtet. Geschirre mit Essen, die auf dem Tisch oder der Anrichte

standen, flogen in die Höhe und fielen dann zur Erde. Ein schwerer Holzklotz wurde umgeworfen. Man sah die vollen Geschirre zuerst schweben, ohne daß ein Tropfen verschüttet wurde. Eines Tages kam der Kinderwagen von der Bühne die Treppe heruntergestürzt. Dies wiederholte sich, als man ihn wieder hinaufbrachte. Als ein Augenzeuge einen schwebenden Mostkrug packte und wieder auf den Tisch stellte, flog ihm ein Milchhafen an den Kopf. Ein Wassereimer humpelte zur Tür hinaus. Dem Gemeindediener Sch. wurde die Mütze von hinten vom Kopf geschlagen, ohne daß jemand dort stand. Schließlich hoben sich alle Türen aus den Angeln und stürzten zu Boden. Nachdem der Frau Kleinknecht auch die Betten zerrissen, die Bettfedern herausgeleert und das Bett zehn Zentimeter hoch vom Boden gehoben wurde, auch Verletzungen von Personen durch umherfliegende Gegenstände vorkamen, wurde das Spukhaus verlassen und geschlossen.

An den Tatsachen, die vom Bürgermeister, Lehrer, Amtsdienner, vom Bezirksamtmann und vielen Zeugen gesehen wurden, ist nicht zu rütteln. Ein menschlicher Täter konnte nicht in Frage kommen. Der anfängliche Verdacht auf den vierzehnjährigen Neffen mußte bald aufgegeben werden.

Die Zeitschrift „Der Spiegel“ meldete am 27. November 1963: Der anglikanische Bischof R. C. Mortimer von Exeter verscheuchte durch halbständiges Gebet einen bösen Geist, der im Haus eines jungvermählten Ehepaars Möbel verrückt und das Radio ein- und ausgeschaltet hatte. Der Ortsgeistliche berichtete: „Gleich nach Betreten des Anwesens sank die Temperatur erschreckend, als wollte der Geist seine Gegenwart fühlen lassen. Auch der Bischof bemerkte den eiskalten Hauch, der durch die Räume strich. Aber ich bin glücklich, sagen zu dürfen, daß dieser Platz jetzt ein anderes Gefühl vermittelt.“ (In England gibt es bekanntlich die meisten Spukschlösser und Spukhäuser und sicher sehr viele Menschen, die allzu unkritisch Spukerscheinungen gegenüberstehen.)

Graf Hans Wolczek, der mit dem so tragisch aus dem Leben geschiedenen österreichischen Thronfolger Kronprinz Rudolf eng befreundet war, erzählte dem Fürsten Philipp Eulenburg: „Als ich den Kronprinzen in der Burg tot wiedersah — ich stand allein im Zimmer, in dem man ihn niedergelegt hatte —, stand ich ganz verzweifelt vor ihm, und in meinem Schmerz klagte ich laut und sagte schließlich: ‚Ach, kannst du mir kein einziges Wort mehr sagen?‘

In diesem Augenblick, wie eine Antwort, gab es in dem kleinen chinesischen Schränkchen, neben dem ich stand, einen lauten Krach, so daß ich mich erschreckt danach umsah. Dann war alles still und ich verließ das Zimmer mit dem seltsamen Gefühl, als habe ich eine Art Antwort erhalten, einen Laut der Verbindung zwischen ihm und mir.“ Der Graf durfte sich ein Andenken an den Verstorbenen auswählen, und er wählte das chinesische Schränkchen und stellte es in seinem Zimmer auf. „Da ereignete sich der seltsame Vorgang, daß das erstmal, als ich in dem Raum, in dem das Schränkchen stand, von Kronprinz Rudolf sprach, bei Nennung seines Namens derselbe Laut wie damals an seinem Totenlager so energisch und plötzlich ertönte, daß wir uns erschreckt anblickten. — Nun aber setzte sich das Phänomen fort! Auch im Beisein anderer Personen — besonders in Gegenwart meiner Frau, und dieser wurde es so unheimlich, daß sie es vorzog, nicht mehr das Zimmer zu betreten, in dem das ‚verzauberte‘ Schränkchen stand. Nicht etwa aus Furcht, sondern aus Rücksicht auf meine Damen und besonders um zu vermeiden, daß sich an meinen Freund Rudolf eine Legende von Teufelsspuk und dergleichen mysteriösen Dingen knüpfen könnte, beschloß ich schließlich, das Schränkchen in Flammen aufgehen zu lassen.“

*

In sehr vielen Fällen handelt es sich erwiesenermaßen bei diesen Vorgängen um Kundgebungen abgeschiedener Seelen. Wir haben es da mit solchen Seelen zu tun, die mit besonderer Zulassung Gottes hier auf Erden erscheinen, und zwar nicht unsertwegen, sondern ihretwegen. Sie wollen unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, damit wir ihnen helfen. Man kann vermuten, daß es Seelen sind, die zur Strafe an einen Ort gebannt Sühne erleiden. Das Fegefeuer kann ja überall sein. Die Annahme, daß die Geister der Verstorbenen mit Zulassung Gottes bisweilen erscheinen, um die Lebenden um ihre Fürbitte anzugehen, hat mit Aberglauben nichts zu tun. Aber natürlich ist gegenüber derartigen Erscheinungen Leichtgläubigkeit nicht am Platz. (Über Erscheinungen Armer Seelen und die Beurteilung solcher Phänomene unterrichtet ausführlicher das nächste Kapitel.)

Arme Seelen erscheinen

J. K. Weber, ein Lieblingsschüler von Bischof Sailer, hatte als Kaplan in Mittelberg im Allgäu ein seltsames Erlebnis:

Es war ein kalter und stürmischer Wintertag. Weber saß mit seinem Pfarrer zu Tisch. Da kam ein armer, dürftig gekleideter Knabe und bat um ein Almosen. Man ließ ihn herein und gab ihm zu essen. Er dankte und wollte sich wieder entfernen, fühlte sich aber so schwach und krank, daß er nicht fort konnte. Weber schlug vor, ihm ein kleines Zimmer einzuräumen, in dem die Kapuziner, wenn sie nach Mittelberg kamen, übernachteten. Dem Pfarrer war's recht. Weber brachte das Kind zu Bett und rief den Arzt, der erklärte, daß ein heftiges Fieber im Anzug sei. Der Kaplan pflegte das Kind aufs liebevollste. Er setzte sich, als das Fieber nachgelassen hatte, zu ihm in ein näheres, geistiges Verhältnis und erfuhr dabei, daß der Arme vater- und mutterlos in der Welt herumirre und niemand habe, der sich seiner anzunehmen verpflichtete sei. Der Kaplan unterrichtete ihn in der Religionslehre; der Knabe zeigte sich sehr empfänglich dafür und nahm die Belehrungen, die ihm zuteil wurden, mit großer Begierde auf, so daß Weber viel Freude an ihm hatte. Die Krankheit aber wurde zu einem zehrenden Fieber und machte dem Leben des Knaben ein Ende. Im Herbst war er tot.

Im darauffolgenden Winter hatte Weber in einem eine Stunde weit entfernten Ort einen Kranken zu besuchen. Als er heimkehrte, war es Nacht. Es war Schnee gefallen und hatte die Wege verdeckt und unkenntlich gemacht. Der Kaplan geriet auf einen Abweg. Auf einmal krachte es unter ihm. Er war in einen gefrorenen Weiher geraten. Das Eis brach, Weber sank mit halbem Leib ins Wasser und fand mit dem Fuß keinen Grund. Er versuchte vergeblich, aus

dieser gefährlichen Lage herauszukommen; er sah sich verloren. In diesem Moment erblickte er plötzlich einen hellen Glanz. Der Knabe, den er gepflegt und dem er die Augen zuge drückt hatte, schwebte vor ihm. Er bot ihm die Hand, hob ihn aus dem Wasser heraus, stellte ihn auf festen Boden, deutete dann mit ausgestrecktem Arm die von Weber einzuschlagende Richtung an und verschwand. Der Gerettete folgte der Weisung und kam glücklich nach Hause. Am folgenden Tag ging er hinaus an den Weiher, wo er in so großer Gefahr gewesen war. Seine Fußstapfen waren im Schnee noch zu sehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiher war hier gerade am tiefsten.

Fr. Koch-Breuberg berichtet in seinem Buch „Allerlei“ dieses Vorkommnis: Bei einem Gespräch über Todesahnungen, das mehrere Herren miteinander führten, erzählte Feldmarschalllüttnant Graf C.: „Während der Kämpfe, die wir Österreicher mit den Italienern durchzufechten hatten, kam ich als junger Leutnant auch einmal in ein kleines Dorf. Meine Mannschaft war endlich glücklich untergebracht, aber für mich selber wollte sich kein passendes Quartier finden. „Gut“, sagte ich kurzentschlossen, „dann werde ich in der Kirche übernachten.“ Also betrat ich das Gotteshaus und machte es mir im Beichtstuhl bequem. Dieses Nachtlager war ja nicht gerade das angenehmste, aber müde, wie ich war, schlief ich bald ein.

Auf einmal wachte ich auf. Ich sah das Gotteshaus schwach erleuchtet und zwei Kerzen am Altar brennen. Wenige Augenblicke später bemerkte ich einen Priester an der Sakristeitür, ganz zur heiligen Messe angezogen, den Kelch in der Hand . . . Und schon ging er an den Altar. Ich erbaute mich, wie würdig und andächtig, die Augen auf den Kelch gerichtet, der alte Herr sich zur heiligen Handlung anschickte. Da fiel mir ein: Wo ist denn der Ministrant? Aber schon hatte sich der Priester am Altar umgewendet: „Ist niemand da, der mir zur heiligen Messe dienen kann?“ erklang es schmerzlich flehend. Da trat ich vor. Ich hatte in Kinderjahren oft ministriert. Mit dem Staffolgebet und dem Suscipiat wird es wohl hapern, dachte ich, aber dessenungeachtet sagte ich doch getrost: „Hochwürden, ich werde Ihnen dienen.“ Und schon kniete ich am Altar. Die heilige Handlung begann. Eines nur fiel mir auf: Der Priester las die Messe zwar tief fromm, mit — wie es mir vorkam — fast ängstlicher Aufmerksamkeit auf alle Zeremonien, jedoch ohne Wandlung und Kommunion.

Am Schluß nahm ich das Meßbuch und ging mit dem Priester in die Sakristei. Er nahm mir das Buch ab und sprach — heute noch weiß ich seine Worte: „Ich danke dir, junger Mann, für den großen Dienst, den du mir geleistet hast. Zum Dank dafür will ich dir drei Tage vor deinem Tod wieder erscheinen.“

Kaum waren diese Worte verklungen, erlosch das Kerzenlicht am Altar, der Priester war verschwunden und ich stand allein in der dunklen Kirche. Gerade angenehm waren meine Empfindungen nicht, als ich mich zum Beichtstuhl zurücktastete. Dort lag mein Feuerzeug. Ich machte Licht und sah auf die Uhr: Halb eins!

Sie werden mir glauben, meine Herren, daß ich nicht gleich einschlafen konnte. Aber schließlich gelang es mir doch. Der Dienst des anbrechenden Tages, die Zerstreung, der Krieg sorgten für Aufregung; aber ganz vergessen habe ich das Erlebnis jener Nacht nie.“

Seit jener Erzählung waren ungefähr zwei Jahrzehnte verflossen. Der alte Feldmarschalleutnant Graf C. nahm an einem Fest in der Wiener Hofburg teil und unterhielt sich angeregt mit einer Dame. Auf einmal stockte er in der Rede und blickte mit weitauferissenen Augen nach der nächsten Flügeltür. „Was ist Ihnen, Exzellenz?“ rief erschrocken die Dame.

„Haben Sie den Priester dort in der Tür stehen sehen?“ forschte der alte Herr. Die Dame verneinte erstaunt. Darauf empfahl sich Graf C. rasch und fuhr nach Hause. Man vermutete ein plötzliches Unwohlsein, und einer seiner Freunde brachte den Marschall in seine Wohnung. „Ich habe den italienischen Priester in der Flügeltür stehen sehen. Ich weiß, was ich zu tun habe.“

Vergeblich suchte der Freund ihm das Ganze als eine Sinnestäuschung auszureden. Der alte Herr blieb bei seinem Vorsatz, empfing die heiligen Sakramente und erwartete ruhig den dritten Tag. Er kam. Graf C. war wohl auf, seine Gesundheit war vortrefflich, so daß er selbst an eine Sinnestäuschung zu glauben begann. Um sich zu zerstreuen, beschloß er, eine Spazierfahrt zu machen. Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, nickte er noch seinem Kammerdiener freundlich zu. Auf einmal wankte er und stürzte, vom Schlag getroffen, tot zu Boden.

Der heilige Klemens Maria Hofbauer hatte einen Freund, Zacharias Werner, der ursprünglich Protestant und später katholisch und Priester geworden war. Zwei Jahre nach dem Tod Hofbauers ereignete sich folgendes:

Zacharias Werner verrichtete eines Tages sein Abendgebet und legte sich dann schlafen. Kaum hatte er sich zu Bett gelegt, war das Zimmer erleuchtet wie am hellen Tag; vor ihm stand Klemens Hofbauer und sprach: „Freu dich, Zacharias, du kommst mir bald nach!“

Als Zacharias Werner am folgenden Sonntag predigte, erzählte er den Zuhörern diese Begebenheit und erklärte: „Ich werde nicht mehr lange leben, Klemens Hofbauer hat mir den baldigen Tod angekündigt.“ Er fügte hinzu: „Es war kein Traum, sondern alles war so natürlich und gewiß, wie ich hier stehe und spreche.“

Zwei Tage später war er tot.

Der weitbekannte evangelische Pfarrer Johann Friedrich Oberlin stand mit seiner verstorbenen Frau in ständigem innigstem Verkehr. Neun Jahre lang erschien sie ihm fast täglich, sowohl in Träumen als auch im wachen Zustand, beriet sich mit ihm über seine wichtigen Unternehmungen, warnte ihn, einem Schutzengel gleich, vor allerlei Unglück, sagte ihm manches voraus, was kommen werde, und gab ihm über die Dinge im Jenseits Aufschlüsse. Er sprach davon oft und gern, aber auf eine so ruhige und einfache und fast nüchterne Weise, daß auch Ungläubige nicht leicht zu widersprechen wagten. Bei allen Einwänden, die ihm Zweifler machten, hatte man das Gefühl, als wollte er sagen: „Ich muß es doch besser wissen, was ich in vollstem Bewußtsein und mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört habe.“

Der berühmte Naturforscher Charles Naudin, Mitglied des Institut de France, trat für die „unbezweifelbare“ Richtigkeit dieses Falles ein: Anfang Mai 1896 starb in Denain die Priorin eines Frauenklosters an Magenkrebs. Vor ihrem Ende hatte sie einer Nonne das Versprechen abgenommen, für sie zu beten. Am 26. Juni wurde diese Nonne, die gerade bei der Wäsche half und daher ihre Ärmel aufgeschürzt hatte, in den Keller nach Wein geschickt. Dort erblickte sie, völlig außer Zusammenhang mit ihren augenblicklichen Gedanken, neben sich eine andere Ordensfrau, in der sie die vor einigen Wochen verstorbene Priorin erkannte, die sie kräftig in den nackten Arm kniff, was ihr einen heftigen Schmerz verursachte, und zu ihr sprach: „Beten Sie, denn ich leide!“ Die Schwester, toll vor Schrecken, stürzte die Treppe hinauf und sank halbtot auf eine Bank. Auf ihrem Arm fanden sich fünf rote Male, wie sie durch Verbrennungen entstehen; vier auf der einen Seite des Armes, das

fünfte, größere und tiefere, auf den anderen, wo also der Daumen der Verstorbenen sie gefaßt hatte... Bald traten auch Blasen an den berührten Stellen auf. Der herbeigerufene Arzt, Dr. Taison, Professor an der Universität in Lille, fotografierte die Brandstellen und schrieb die erforderliche Behandlung vor, die aber fünf Narben zurückließ.

Mrs. Napier teilte in einem Brief an eine Bekannte mit:

Nach einer Abendgesellschaft war ich sehr müde zu Bett gegangen. Kurz vor dem Einschlafen hörte ich neben mir eine angstgequälte Stimme: „Mabel, Mabel, um Gottes willen, bete für mich!“

Es war mir, als kniete jemand neben meinem Bett und beugte das Haupt auf die Decke nieder. Ich blickte hin und sah einen Kopf, der mir einigermaßen bekannt vorkam, obschon die Stimme keinerlei Erinnerungen wachgerufen hatte. Daher sagte ich: „Schau auf, damit ich dich sehen kann! Du nennst mich beim Namen — aber wie heißt denn du?“

Die Gestalt hob sofort ihren Kopf empor, und ich erkannte in ihr einen Freund aus meiner Mädchenzeit namens Anthony Grace. Ich sagte: „Anthony, ich möchte dir von Herzen helfen, sag mir nur, wie!“

„Bete für mich, bete für mich!“ war die Antwort. „Ich bin gestorben, kannst du nicht sehen, daß ich gestorben bin?“

„Nein“, erwiderte ich, „du siehst nicht wie ein Toter aus.“

Ich versprach, seinen Wunsch zu erfüllen, und der Schmerz in seinem Gesicht ließ nach, als er mir dankte. Er sagte etwas von der Mühe, die er gehabt habe, mich zu finden, und versprach auf meine Bitte, es wiederum zu versuchen. Aber ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört und gesehen.

In der französischen Zeitschrift „Croix de L'orne“ erzählte Pater Labutte folgende Begebenheit:

Ich arbeitete in einer der großen Pfarreien von Nantes. Im vergangenen Monat war ich eines Abends sehr müde von der Tagesarbeit. Erst gegen Mitternacht konnte ich endlich mein Brevier fertigbeten, als an der Tür des Pfarrhauses die Glocke so heftig gezogen wurde, daß ich erschrak. Da ich vermutete, es sei für einen Kranken, ging ich selbst hinab, um die Tür zu öffnen.

Auf der Schwelle stand eine Frau von etwa 40 Jahren. Flehend hob sie die Hände und sprach: „Herr Abbé, kommen Sie schnell; es handelt sich um einen jungen Mann, der sterben wird.“ Ich antwortete: „Madame, ich werde morgen

früh vor der 6-Uhr-Messe kommen.“ Da sagte sie: „Herr Abbé, es wird zu spät sein. Ich beschwöre Sie, zögern Sie nicht!“ — „Gut, schreiben Sie mir bitte die Adresse, Namen, Straße, Hausnummer in mein Vormerkbuch!“ Die Frau eilte in das Sprechzimmer. Jetzt sah ich sie erst in voller Beleuchtung: das Gesicht war schmerzerfüllt. Sie schrieb den Namen in mein Buch und dahinter: „37 Rue Descartes, zweiter Stock.“ Ich sagte hierauf: „Sie können sich auf mich verlassen; ich werde in zwanzig Minuten dort sein.“ Halbblaut antwortete sie: „Gott möge Ihnen Ihre Nächstenliebe vergelten! Sie sind müde; Gott möge Sie dafür in der Stunde der Gefahr beschützen!“ Dann entschwand sie in der Nacht.

Ich nahm meinen Mantel und das Nötige zur Spendung der Sterbesakramente und ging durch die leeren, finsternen Straßen der Stadt. Als mir eine Polizeistreife begegnete und einen Lichtstrahl der elektrischen Lampe auf mich richtete, zeigte ich meinen Passierschein (es war während des Krieges) und setzte meinen Weg eilig fort. Dabei ging mir durch den Kopf, daß ich zu einer mir unbekanntem Familie ging. Der Name, den die Frau angegeben hatte, erweckte in meinem Gedächtnis keine Erinnerung. Was sie selbst betraf, so erinnerte ich mich nur schwach, sie vor etwa drei Jahren einmal gesehen zu haben.

Nicht ohne Mühe entdeckte ich die Nummer 37 der Rue Descartes: ein großes Mietshaus mit fünf Stockwerken und abgeblendeten Fenstern. Aus einer Wohnung erschallte gedämpftes Geräusch von einem Radio. Beim Schein meiner Taschenlampe stieg ich die Treppe hinauf und klingelte im zweiten Stock heftig, wie jemand, der erwartet wird. Schritte wurden hörbar, ein Lichtstrahl zeigte sich, dann knarrte ein Sicherheitsriegel, und die Tür ging auf.

Ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren betrachtete mich „erstaunt.“ „Ich komme zu einem Kranken in Todesgefahr“, sagte ich, „das ist doch hier?“ „Nein, Herr Abbé, das ist bestimmt ein Irrtum.“ — „Doch man hat mir angegeben: 37 Rue Descartes, zweiter Stock.“ — „Das ist zwar hier Nummer 37 dieser Straße, zweiter Stock. Aber ich bin ein junger Mann“, fügte er lächelnd hinzu, „und durchaus nicht am Sterben.“

Ich hatte mein Notizbuch mitgenommen, hielt es ihm hin und sagte: „Eine Frau in den Vierzigerjahren ist gekommen, mich zu benachrichtigen, sie hat selber die Adresse hier eingeschrieben.“ — „Wahrhaftig“, sagte der junge

Mann überrascht, „mir ist, als ob ich diese Schrift kenne. Wie gleicht sie doch der Schrift meiner . . . aber nein, das ist doch sonderbar! Ich wohne hier allein mit meinem Vater, der augenblicklich in der Fabrik beim Nachtdienst ist. Das alles ist sicher ein Irrtum. Die Frau hat ohne Zweifel Rue Despartes schreiben wollen und hat aus Versehen Rue Descartes geschrieben. Doch, Herr Abbé, treten Sie ein paar Minuten ein! Sie frieren ja, ich mache Ihnen schnell einen Grog.“

Ich trat in ein kleines Zimmer, aufgeschlagene Bücher lagen auf dem Diwan. In einer Ecke standen ein Radio und ein Ledersessel. „Ich hörte soeben ein wenig ungarische Musik aus Wien“, sagte der junge Mann und stellte ab. Dann fuhr er fort: „Herr Abbé, es sind schon zwei Jahre, daß ich Sie zu sprechen wünsche, um mich Ihnen bekannt zu machen, aber ich fand nicht den Mut, Sie aufzusuchen.“ Er lächelte verlegen und gestand: „Ich bin ein verlorener Sohn.“ Auf dem Diwan sitzend, erzählte er mir sein ganzes Leben.

Ich verließ ihn, nachdem ich ihn mit Gott ausgesöhnt hatte. Dann eilte ich nach der Rue Despartes. Unterwegs dachte ich immer noch an den merkwürdigen Besuch, den ich eben gemacht hatte. Aber wir Geistlichen sind an solch sonderbare Vorkommnisse längst gewöhnt.

Von den Türmen der Stadt schlug es gerade halb zwölf Uhr, als ich den Theaterplatz überschritt. Plötzlich fingen die Sirenen zu heulen an. Fliegeralarm! Ich begann zu laufen, was ich konnte, aber es gab überhaupt keine Nummer 37 in der ganzen Rue Despartes, die Straße endete mit Nummer 16. Schon fielen die ersten Bomben im Norden der Stadt. Der Höllenlärm kam näher. Ich hatte nur noch Zeit, in den nächsten Luftschutzkeller zu flüchten. Dort verbrachte ich mit vielen Menschen drei Viertelstunden in furchtbarem Schrecken. Als ich herauskam, beleuchtete greller Feuerschein die Dächer der Stadt. Es waren wenigstens zweihundert Brände ausgebrochen. Überall geborstene Häuser mitten in der Straße, alles voll von Rauchwolken, Staub und Verzweiflungsschreien.

Ich begab mich zur nächsten Unfallstation. Schon waren in einem Hof mehrere Hunderte von Verwundeten und Toten beisammen, und immer kamen noch neue hinzu, besonders Frauen und Kinder, die meisten an der Stirn verletzt. Ich ging von einem zum anderen, erteilte die Absolution und spendete die Letzte Ölung. Plötzlich mußte ich mich an der Wand anlehnen. „Was haben

Sie, Herr Abbé“, fragte einer der Ärzte. Ich erbleichte. „Einer aus Ihrer Verwandtschaft vielleicht?“ — „Nein, ein Pfarrkind.“

Ich war mit dem Fuß an die Leiche des jungen Mannes gestoßen, den ich von der Nummer 37 der Rue Descartes her kannte. Vor kaum einer Stunde hatte ich ihn, noch voller Leben, verlassen, erfreut über die Vergebung seiner Sünden. Seine Worte fielen mir wieder ein: „Sie irren sich — ich bin ja in bester Gesundheit!“ Und dabei hatte er fröhlich gelacht! Und doch war er am Rande der Ewigkeit gestanden und hatte es nicht gewußt! Die Barmherzigkeit Gottes aber hatte ihm Zeit gegeben, noch vor dem Tod beichten zu können.

Ich kniete mich neben die Leiche, suchte nach der Briefftasche, in der Hoffnung, darin weitere Papiere zu finden. Die Arbeitskarte trug den Namen N. N., 21 Jahre alt. Unter den verschiedenen anderen Papieren befand sich auch ein vergilbter Brief mit Fotos. Das eine davon stellte eine Frau von ungefähr vierzig Jahren dar. Ich sprang auf. Das war ohne Zweifel das Bild der Frau, die mich gegen Mitternacht im Pfarrhaus gebeten hatte, gleich den jungen Mann zu besuchen. Auf der Rückseite des Bildes las ich das einfache Wort „Mama“. Eine andere Fotografie stellte sie auf dem Totenbett dar, die Hände gefaltet, mit dem Rosenkranz, und enthielt die zwei Daten „1898 — 1939“.

Ich betrachtete den vergilbten Brief. Welche Überraschung! Eine Schrift, so ähnlich der, mit der die unbekannte Frau in mein Vormerkbuch geschrieben hatte.

Denken Sie nun von diesem Vorfall, der so geheimnisvoll ist, was Sie wollen! Für mich besteht kein Zweifel. Es war die Mutter des jungen Mannes gewesen, die aus der Ewigkeit gekommen war.

Ich war Kaplan in der großen Pfarrei L., so erzählt ein Pfarrer, wo es genug Arbeit gab und zahlreiche Versehänge. Meine Behausung waren zwei Zimmer über dem Waschhaus im Pfarrhof. Wieder lag ich dort nach einem mühevollen Tagwerk in gesundem Schlaf, als ein kräftiges Klopfen an der Schlafzimmertür mich weckte. Wieder ein nächtlicher Versehgang, war mein erster Gedanke, während ich aus dem Bett sprang und fragte: „Was gibt's denn?“ Von draußen erfolgte keine Antwort, auch nicht auf wiederholtes Fragen. Schnell war ich angekleidet und öffnete die Tür auf den kleinen Gang. Niemand war zu sehen. Ach, dachte ich, die Schwester des Pfarrers wird schon wieder in den Pfarrhof zurück sein, und ging die Treppe hinunter zur Haus-

tür. Zu meiner Verwunderung war sie geschlossen. Warum hat sie denn wieder zugesperrt? dachte ich, fast ein wenig ärgerlich über diese allzu große Ängstlichkeit. Ich öffnete nun mit dem Schlüssel und war höchst erstaunt, als ich vor der Tür — es hatte in dieser Novembernacht geschneit — nicht die geringste Fußspur im Schnee erblicken konnte. Auch im Pfarrhof war kein Licht zu sehen. So hat mir also das Klopfen nur geträumt, dachte ich, während ich in mein Schlafzimmer zurückging. Da durchfuhr mich wie ein Blitz der Gedanke: N. von A. ist gestorben; er hat sich bei mir angemeldet und bittet um mein Gebet. N. war einer meiner Kranken. Ich sah auf die Uhr: es war halb zwei Uhr. Ich betete für seine Seelenruhe und überließ mich dann wieder dem Schlaf.

Am Morgen hatte ich das nächtliche Vorkommnis fast vergessen. Als wir drei Priester beim Frühstück saßen, kam ein Mann aus A. und meldete den in der Nacht erfolgten Tod des N. Da fiel mir das nächtliche Erlebnis wieder ein, und ich erkundigte mich bei dem Boten nach der Zeit des Todes. Genau um halb zwei Uhr war er gestorben. Meine Vermutung von heute Nacht war also vollständig richtig gewesen. Nun stand es für mich fest, daß N. von Gott die Gnade erhalten hatte, mich um das priesterliche Fürbittgebet angehen zu dürfen.

Zu Beginn seiner Konferenzvorträge über die Unsterblichkeit der Seele erzählte der berühmte Pater Lacordaire im Kollegium von Soreze folgenden Vorfall:

Der ungläubige polnische Fürst H. hatte soeben eine Schrift gegen die Unsterblichkeit der Seele verfaßt und wollte sie nun veröffentlichen. Eines Tages, als er im Park spazieren ging, näherte sich ihm eine Frau mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes: „Durchlaucht, kürzlich ist mein Mann gestorben; seine Seele leidet vielleicht jetzt im Fegefeuer große Pein. Ich bin so arm, daß ich nicht einmal eine Seelenmesse für ihn lesen lassen kann. Seien Sie so gut und helfen Sie mir, daß ich meinem Mann zu Hilfe komme!“ Obwohl der Fürst nicht an ein Fegefeuer glaubte, schenkte er aus Mitleid der Frau ein Goldstück. Die beglückte Frau eilte zu einem Priester und bestellte ein heiliges Meßopfer für die Seelenruhe ihres Mannes.

Drei Tage später las der Fürst gegen Abend seine Schrift noch einmal durch, um etwaige Verbesserungen vorzunehmen. Plötzlich hörte er ein leises Ge-

räusch und erblickte zwei Schritte neben sich einen Mann in der ortsüblichen Tracht. Überrascht über die Keckheit des Fremden, wollte er aufspringen, doch dieser war schon wieder verschwunden. Der Fürst machte sofort seinen Dienern Vorwürfe, daß sie Leute zu ihm hereinließen, ohne vorher zu fragen. „Was für Leute?“ fragten die Diener. „Nun, jenen Bauern, der eben das Zimmer verließ.“ Einstimmig erwiderten die Diener: „Wir haben niemand zu Durchlaucht vorgelassen.“ Der Fürst ging in sein Arbeitszimmer zurück. Am nächsten Tage dachte er nicht mehr an diesen Vorfall, als um dieselbe Stunde und an der gleichen Stelle der Unbekannte wieder erschien, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Voll Ärger fährt der Fürst auf, um den unverschämten Eindringling zu fassen. Doch da sieht er ihn schon wieder enteilen. Niemand vermochte das seltsame Erscheinen dieses Mannes zu erklären. Der fremde Besucher beschäftigte den Fürsten in Gedanken derart, daß er am dritten Tag sogar auf ihn wartete. Und wirklich — er kam um dieselbe Stunde. Bevor aber der Fürst ein Wort über die Lippen brachte, redete ihn der Unbekannte an: „Ich komme, um Ihnen zu danken. Ich bin der Mann jener armen Frau, welche Sie vor einigen Tagen um ein Almosen bat, um für meine Seelenruhe eine heilige Messe lesen lassen zu können. Dieses Liebeswerk ist Gott wohlgefällig gewesen, so daß er mir gestattet hat, zu Ihnen zu kommen und zu danken und zu versichern, daß die Seele unsterblich ist und es ein anderes Leben gibt.“ Nach diesen Worten verschwand der Bauer. Der Fürst aber vernichtete seine Schrift gegen die Unsterblichkeit der Seele. So dankte die Arme Seele dem Fürsten für sein Almosen, indem sie ihm die Gnade der Bekehrung erwirkte.

In der Broschüre „Arme Seelen erscheinen in der Hölle von Schlesien 1945/46“ erzählt eine Protestantin, die später konvertierte, von Spukerscheinungen, die sich über acht Monate hinzogen. Dr. Gerda Walther und der Franziskaner Pater H. Solloos setzen sich für die volle Glaubwürdigkeit der Berichte ein. Unter den verschiedensten Äußerungen (Klopfen an Fenstern und Türen, Werfen von Leuchtern, Hüten, Schuhen, heftiges Poltern usw.) meldeten sich Verstorbene. Auf Befragen gaben sie ihren Namen an und bat um Gebet und besonders um das heilige Meßopfer. Wiederholt meldeten sie sich später wieder und bedankten sich für die Gebetshilfe, die ihnen zur Anschauung Gottes verholfen hatte. Daß es eine Protestantin ist, die die Vorkommnisse

beobachtete, die damals über die katholische Fegefeuerlehre und die Bedeutung des heiligen Meßopfers noch nicht unterrichtet war, erhöht die Glaubwürdigkeit der Berichte. Die Spukerscheinungen waren an ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen gebunden, „kein bißchen romantisch veranlagt, kindlich fromm und vollkommen rein, etwas phlegmatisch und von praktischer Veranlagung. Die Umwelt ihrer Gedanken war klein und umschloß ihr tägliches Leben, ein höherer Gedankenflug lag ihr fern, sie war ein liebenswürdiger, immer hilfsbereiter Mensch“. Der Spuk zeigte sich nur in der Gegenwart dieses Mädchens, ob es sich zu Hause oder bei anderen Leuten aufhielt. Die Spukerscheinungen wurden von allen übrigen Hausbewohnern wahrgenommen und kontrolliert, aber nur das Mädchen erhielt von den Geistern Antwort auf die Fragen.

Was ist von solchen Geistererscheinungen zu halten?

Der Glaube an die Möglichkeit des Erscheinens Verstorbener ist so alt wie die Geschichte der Menschheit. In der Gegenwart begegnet man häufig der Meinung, es könne keinem vernünftig und klar denkenden Menschen einfallen, an Erscheinungen Verstorbener zu glauben. Alles, was über solche Erscheinungen berichtet werde, sei leere Phantasie und erträumtes Wunschbild. Ohne Zweifel spielen bei solchen Berichten in sehr vielen Fällen Einbildung und Halluzinationen eine große Rolle. Vielleicht dürfen die meisten dieser Erscheinungen auf noch unerklärliche Kräfte der Menschenseele zurückzuführen sein, worüber die Parapsychologie Auskunft geben müßte. Aber so berechtigt auch die Vorsicht ist, mit der man an derartige Erzählungen herangeht, so steht doch unwiderleglich fest, daß Erscheinungen von Toten durchaus möglich sind und auch tatsächlich stattgefunden haben. Mag man auch alte Kirchenschriftsteller, wie Tertullian, Augustinus, Evodius, Gregor den Großen, die von der Möglichkeit des Erscheinens abgeschiedener Seelen überzeugt waren, wegen der damaligen mangelhaften Kenntnis auf dem Gebiet des Okkultismus und des Seelenlebens nicht gelten lassen, so wird man einen

Theologen wie Thomas von Aquin nicht einfach beiseite schieben können. Dieser gewaltigste der Scholastiker beschäftigte sich mit okkulten Phänomenen und bejahte durchaus die Möglichkeit von Geistererscheinungen. Er erklärte, daß die Seelen des Reinigungsortes den Lebenden erscheinen können, um sie um Hilfe zu bitten. Sie können im Innern des Menschen entsprechende, mit den Sinnen wahrnehmbare Bilder hervorrufen oder durch Mitwirkung eines Engels eine sinnenfällige Hülle annehmen und durch mechanische Bewegungen dieses Körpers Erscheinungen bewirken: Bewegung, Ton, Sprache, Licht, Wärme. So dachte Thomas von Aquin.

Ähnlicher Anschauung ist eine Reihe namhafter Theologen der Neuzeit. Professor A. Gatterer S.J. schreibt: „Nur ungesunde Hyperkritik kann alle derartigen Vorkommnisse (Armenseelenererscheinungen und dergleichen) samt und sonders ablehnen oder ihnen jeden wissenschaftlichen Wert absprechen... Nicht wenige Erscheinungen Verstorbener sind die Grundlage eines gediegenen wissenschaftlichen Beweises für das Fortleben der Seele nach dem Tod.“

Der katholische Theologieprofessor A. Seitz urteilt: „Nicht bloß vereinzelt, sondern auch fortgesetzt, ja in zahlreichen Fällen sind Kundgebungen durch Menschenseelen aus dem Jenseits nicht von vornherein abzuweisen, sondern anzuerkennen.“

F. Walter, Professor für Moralthologie an der Universität München, gab zu, daß es „eine Fülle glaubwürdiger Zeugnisse für das Erscheinen Abgeschiedener gibt“.

Auch ein Psychologe von der Bedeutung eines C. G. Jung oder ein Philosoph vom Range eines Driesch geben die Möglichkeit von Geistererscheinungen zu.

E. Mattiesen („Das persönliche Überleben des Todes“) führt eine größere Anzahl von Fällen an, an denen auch die strengste Kritik nichts Wesentliches aussetzen vermag. Im Leben der Heiligen oder heiligmäßiger Personen sind viele solche Erscheinungen bekanntgeworden, die so verbürgt sind, daß ein Zweifel daran vernünftigerweise nicht möglich ist.

Die von der Association Sacré Coeur herausgegebene Zeitschrift „Das Fegefeuer“ veröffentlichte Berichte zahlreicher Erscheinungen von Armen Seelen, zusammen mit Dokumenten, die deren Echtheit verbürgen sollen. In einer

(von Annette di Rocca aus dem Französischen übersetzten) Broschüre werden aus dieser Zeitschrift Gespräche veröffentlicht, die eine 1917 heimgegangene Schwester Maria vom Kreuz mit einer jungen, verstorbenen Schwester M. G. hatte. In diesen Gesprächen gibt die Verstorbene auf Befragen die verschiedensten Auskünfte über das Fegefeuer. Da diese Broschüre mit dem kirchlichen Imprimatur von Paris und Regensburg erschien, dürften diese Gespräche wohl nicht kurzerhand mit einem ungläubigen Schulterzucken abzutun sein. In der gleichen Broschüre wird erzählt, daß Pater Jouet in der Via Lungotevere Prati 12 zu Rom ein „Museum des Fegefeuers“ eingerichtet hatte, in dem Erinnerungen, Schriftstücke und Beweise zusammengetragen waren, welche die Wirklichkeit der beglaubigten Erscheinungen bis zur Greifbarkeit nahebrachten. Dieses Museum, in dem unter anderem auch die Eindrücke brennender Finger und Hände auf Kleidungsstücken, Büchern und anderen von den Erscheinungen berührten Gegenständen zu sehen waren, wurde 1905 in einem der vatikanischen Säle ausgestellt und von Kardinal Vives y Tuto Seiner Heiligkeit Papst Pius X. gezeigt, der es mit größtem Interesse besichtigte.

Im Anschluß an gutbeglaubigte Geistererscheinungen schrieb der Volkschriftsteller Alban Stolz: „Aus diesen Erscheinungen leuchtet die schöne Wahrheit hervor, daß Gott uns seine Güte nicht nur vielfältig durch Menschen, sondern auch durch Geister erweist; namentlich scheint es guten Geistern als ein Teil ihrer Freude und gottähnlichen Wirksamkeit vergönnt zu sein, daß sie ihre Liebe zu den Zurückgelassenen auch noch tätlich ausüben dürfen . . . Daß derartige Erscheinungen nicht alle Tage vorkommen und daß zahllose Erscheinungen von Geistern und dergleichen aus Dichtung oder Täuschung herauskommen, ist gewiß. Aber alles Eingreifen einer Geisterwelt in die Sichtbarkeit ableugnen, gilt mir stets als das Zeichen einer Borniertheit, die entweder leugnet, weil der Herr Schullehrer (Professor) gesagt hat, daß es keine Geister gibt, oder weil man in echter Gelehrtenphilisterhaftigkeit meint, wem nicht mit dem Messer, der Zange, dem Mikroskop und chemischen Reagenzien beizukommen sei und was man nicht mit den gewöhnlichen Kenntnissen bemessen und beleuchten könne, das könne nicht existieren. Ich habe noch nie einen Menschen gefunden, welcher Geister leugnete und selber Geist hatte. Der scharfsinnige Lessing sagt mit Recht, alle Beweise

von der Unmöglichkeit der Geistererscheinungen seien unlogisch; und Kant äußert sich, daß auch unter gebildeten Männern die Überzeugung von derartigen Erscheinungen sehr häufig sei, aber man habe nicht den Mut, sich offen darüber auszusprechen.“

Natürlich ist bei allen Berichten über Erscheinungen Armer Seelen kluge Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Bischof Schneider schreibt in seinem Buch „Das andere Leben“: „Die von zuständiger Seite geprüften und beglaubigten Privatoffenbarungen soll man in Ehren halten, soweit sie mit dem gesunden theologischen Denken im Einklang stehen. Aber dem Urteil der Kirche vorgreifen und vorschnell jeden ungewöhnlichen Vorgang und jede mit dem Anspruch auf übernatürlichen Charakter auftretende Erscheinung in das Gebiet der höheren Mystik erheben und Arme-Seelen-Gesichte und -Geschichten um so leichter und lieber glauben, je schauerlicher sie sind, widerspricht der weisen Vorsicht der Kirche wie der gesunden Vernunft . . . Manche Erzählungen dieser Art können nur die Wirkung haben, den Glauben lächerlich zu machen und die Sittlichkeit zu untergraben.“ Bischof Schneider schreibt weiter: „Man tut nicht gut daran, allen Gesichtern, die uns im Leben heiliger Personen erzählt werden, ohne weiteres einen außernatürlichen Charakter oder auch nur eine besondere Bedeutung beizulegen. Oder soll man etwa die Armen Seelen, die sich einer heiligen Gertrud in der Gestalt häßlicher Kröten und wilder Tiere zeigten, und jene Priesterseele, die einer Lindmayr in der Gestalt eines armseligen Küchenleuchters mit einem Stümpfchen Kerze darauf sich bemerkbar machte, für wirkliche Geistererscheinungen ansehen! . . . Manche Begebenheiten, die aus längst vergangenen Zeiten als außernatürliche Vorkommnisse überliefert werden, können vor einer nüchternen Prüfung nicht mehr bestehen. Der Umstand, daß sie einer ehrwürdigen Vergangenheit angehören und mit Personen in Verbindung gebracht werden, denen wir wegen ihres heiligmäßigen Wandels alle Hochachtung schulden, verbietet uns nicht, sie auf ihre Tatsächlichkeit wie auf ihren Charakter mit den Mitteln zu prüfen, die die heutige Wissenschaft mit ihren verbesserten Methoden uns in die Hand gibt. Weder die theologische Wissenschaft noch die religiöse Erbauung würde irgendwelche Einbuße erleiden, wenn die angeblichen Offenbarungen, in denen die Teufel als Henker der Armen Seelen auftreten, wie dies z. B. in den Gesichtern der heiligen Franziska Romana, der heiligen Birgitta, der Schwester

Mechtildis von Magdeburg, der gottseligen Anna Katharina Emmerick u. a. der Fall ist, abgelehnt würden.

Geradezu anstößig ist, was Dionysius der Kartäuser aus der Vision eines englischen Ordensmannes mitteilt, die Seelen nämlich würden von den Teufeln zersägt, zerrissen, zernagt, ins Feuer geworfen usw. Die Seelen des Reinigungsortes, in der Gnade und Liebe Gottes so befestigt, daß sie nicht mehr sündigen können und ihres ewigen Heiles unfehlbar gewiß sind, gehören nicht in die Gesellschaft, geschweige in die Gewalt und Knechtschaft der bösen Geister, die für alle Ewigkeit als unversöhnliche Feinde Gottes gebrandmarkt sind . . .“

*

Über Erscheinungen, durch welche die Menschen stark belästigt und gequält werden, schreibt K. Gutberlet: „Der Volksglaube schreibt vielfach Spuk und andere Erscheinungen Seelen zu, die sich noch in der Reinigung befinden, und man glaubt, daß dieses ‚Umgehen‘ ein Teil ihrer Buße sei. Das könnte wohl sein, wenn sich die Erscheinung auf Bitte um Hilfe von den Lebenden beschränkt, es geht aber nicht an, wenn die Lebenden empfindlich durch den Spuk gequält werden, wenn ihre Häuser durch den Spuk unbewohnbar gemacht werden. Von diesen Seelen, die in der Liebe Gottes und der Mitmenschen gefestigt sind, gilt dasselbe wie von den bereits Vollendeten. Sie können nicht Urheber so unpassender Manifestationen sein. Sie stehen auch unter unmittelbarer Leitung Gottes, können also nicht nach Belieben Unfug treiben. Es könnten also nur solche sein, die wegen ihres schlechten Lebens von der Seligkeit ausgeschlossen sind: verworfene Seelen.“

*

Von allen Arme-Seelen-Berichten gilt, was Urban VIII. feststellte, daß solchen Berichten „nur menschliche Glaubwürdigkeit zukommt“. Also: Selbst wenn die Kirche solche Erscheinungen bei einer Heiligsprechung erwähnt, sind sie nicht durch das kirchliche Lehramt bestätigt, sondern nur durch vernünftige wissenschaftliche Prüfung. Bei diesen Erscheinungen spielt sicher die Möglichkeit der Halluzination eine große Rolle.

Als Halluzinationen, bei denen Erscheinungen von Geistern nicht in Betracht kommen, dürften die sonderbaren Erlebnisse zu bewerten sein, die bei manchen Schauspielern in Augenblicken hoher Erregung vorkommen sollen. So

erzählt Paul Wegener, daß er bei Höhepunkten leidenschaftlicher Rollen, wie etwa des Othello, mitunter dicht neben sich in der Kulisse einen riesenhaften Mann bemerkte, der ganz in Schwarz, mit Schlapphut und Pelerine bekleidet war und ihm zunickte. Fragte Wegener nach der Vorstellung die Kulissenarbeiter, so verneinten sie aufs bestimmteste, eine solche Erscheinung hinter der Bühne gesehen zu haben.

Ähnlich erging es Heinrich George. Oft, wenn er den Götz spielte, sah er einen Ritter, ganz in Eisen gepanzert, dicht neben sich. Ein seltsames Leuchten verklärte die Erscheinung. George war der festen Überzeugung, es sei dies der Geist des Ritters mit der eisernen Hand, der ihm mit sichtbarem Beifall bei seinem Spiel zusah.

Werner Krauss glaubte, bei besonderen dramatischen Szenen den vollen, dunklen Ton einer Geige zu hören. Dann war es ihm jedesmal, als ob die Seele die Herrschaft über den Verstand an sich reiße, und sein Spiel geschah dann aus sich heraus, wie von selbst. Als er einmal den Mephisto spielte, hatte er ein unheimliches Erlebnis. „Ich war an diesem Abend in ausgezeichneter Verfassung. Gerade hatte ich in der berühmten Szene in Auerbachs Keller die Zechgenossen verzaubert und wollte mich mit den Worten: ‚Irrtum, laß los der Augen Band, und merkt Euch, wie der Teufel spaße‘, mich mit Faust auf ein Faß setzen, um durch die Luft davonzureiten. Dieses Faß hing an einem verdeckten Drahtzug und sollte mit uns durch die Luft hinter die Kulissen gezogen werden. Ich bekam plötzlich unerklärliche Angst und rief, auf dem Fleck stehenbleibend, mein Stichwort. Wie ich mich dann, sehr gegen ein inneres Sträuben, doch noch auf das Weinfäß schwingte, sah ich dicht vor mir eine riesengroße, feurig-rote Gestalt aufragen, die genauso gekleidet war wie ich selbst und die mir mit Donnerstimme ‚Halt!‘ zurief. Ich taumelte zurück, stieß auch Faust, der schon auf dem Fasse saß, zur Seite, und während ich noch nach Atem rang, fiel das schwere Faß, das von einer Winde hochgezogen wurde, aus einer Höhe von mindestens vier Metern krachend auf die Bretter. Durch einen kräftigen Ruck an der Winde war der Drahtzug gerissen! — Wäre nicht die Gestalt vor mir aufgetaucht, wer weiß, ob wir heil davongekommen wären!“

Der Spiritismus (moderne Geisterbeschwörung)

Der Wunsch, mit den Verstorbenen in Verbindung zu treten und einen Blick in die Ewigkeit zu tun, ist uralte. Spiritismus in Form von Totenbeschwörungen und Totenerscheinungen, Geisterschreiben, Zauberei, Tischrücken, Klopforakel wird von den alten Chinesen, von den Chaldäern und Ägyptern, von den Griechen und Römern berichtet. Auch das Alte Testament erzählt davon.

Der heutige Spiritismus nahm seinen Anfang in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Hellseher *A. Jackson Davis* trat 1846 in New York mit spiritistischen Vorträgen und Schriften in die Öffentlichkeit. Kurz darauf kam es in Hydesville im Staate New York im Haus des Farmers John Fox zu Spukerscheinungen, die man als Geburt des Spiritismus bezeichnete. In Gegenwart der beiden Töchter dieser Methodistenfamilie, der zwölfjährigen Katie und der vierzehnjährigen Margarete, begann eines Tages ein geheimnisvolles Klopfen an Wänden und Tischen. Ganz nach Wunsch klopfte es einmal oder öfter, bald hier, bald dort. Auf die Frage nach dem Alter der Kinder antwortete der vermeintliche Geist durch Klopfen in der richtigen Anzahl der Jahre. Schließlich kam man auf den Gedanken, das Alphabet aufzusagen und bei den in Frage kommenden Buchstaben klopfen zu lassen. Auf Befehl gab die klopfende Kraft an, sie sei der „Geist“ eines vor vielen Jahren im Haus ermordeten Hausierers, dessen Leiche im Keller verscharrt sei. Tatsächlich entdeckte man im Kellerboden die Reste eines Leichnams.

Begreiflicherweise erregte das Vorkommnis großes Aufsehen. Aus naher und weiter Nachbarschaft kamen die Menschen zur Familie Fox, um das rätselhafte

Klopfen zu hören. Weil das Klopfen nur erfolgte, wenn eines der beiden Mädchen anwesend war, schloß man, daß die beiden Kinder die Mittelspersonen oder Vermittler des Verkehrs mit dem Jenseits, das heißt die „Medien“, seien. Damit war die Methode des Verkehrs mit den „Geistern“ gefunden, die heute noch in den spiritistischen Sitzungen Anwendung findet. Die beiden Schwestern sollen später alles als Schwindel erklärt haben.

Der Spiritismus ist der Überzeugung, daß man den Geistern Verstorbener die Möglichkeit geben kann, mit Lebenden in Verbindung zu treten und daß diese Möglichkeit von den Geistern oft benützt wird. Der bekannteste Versuch, der besonders in der ersten Zeit des auftretenden Spiritismus viel in Übung war, ist das schon dem Kirchenschriftsteller Tertullian bekannte Tischrücken. Die Teilnehmer sitzen um einen Tisch, legen ihre Hände darauf und vereinigen sich zu einer geschlossenen Kette. Nach einiger Zeit beginnt der Tisch unruhig zu werden und sich zu bewegen. Die Bewegungen des Tisches gehen auf die rein natürlichen Kräfte der Personen zurück, die den Tisch mit ihren Fingerspitzen berühren. Ohne daß die Teilnehmer es merken oder beabsichtigen, können die Botschaften des „Geistes“ auf die gestellten Fragen direkt geschrieben werden. Menschen, die sich nach ihrer nervösen und seelischen Eigenart für spiritistische Versuche besonders eignen, die Medien, versetzen sich bei der Sitzung in einen künstlichen Schlaf, in die Trance, und vollbringen in diesem Zustand Leistungen, die sie den Seelen der Verstorbenen zuschreiben. Um sich den Menschen kundgeben zu können, brauchen die Geister nach Anschauung des Spiritismus eine wenn auch noch so dünne Materie, die ihnen vom Medium dargeboten wird — das Perisprit oder den Astralleib, den das Medium in der Trance aus sich entlassen und dem Geist zum irdisch wahrnehmbaren Handeln zur Verfügung stellen kann.

Zu den Leistungen, die in Anwesenheit von Medien häufig festgestellt wurden, gehören: Gegenstände werden ohne Berührung bewegt, das Medium schwebt über dem Boden, stoffliche Gebilde erscheinen, die Hände des Mediums werden durch eine geheimnisvolle Kraft zum Schreiben gezwungen; die aufgezeichneten Worte enthüllen Dinge, die das Medium nicht wissen kann; das Medium schreibt oder spricht nie gelernte Sprachen; das Medium berührt einen Gegenstand und erfährt dadurch die Lebensschicksale seines Besitzers . . .

Es gibt Gelehrte, die alle Medien für Betrüger halten und alle von ihnen hervorgebrachten „Geistererscheinungen“ für Taschenspielertricks anschauen. In der Tat sind viele, ja fast alle Medien als Betrüger entlarvt worden. Im Jahre 1921 setzten zwei amerikanische Zeitschriften 12.500 Dollar aus für jenes Medium, das unter ausreichenden Kontrollbedingungen spiritistische Vorgänge zweifelsfrei aufweisen könne. Ein einziges Medium meldete sich, und dieses eine versagte. Bei Anna Rothe, die als „eines der edelsten, begabtesten, reinsten Medien galt, die seit 50 Jahren aufgestanden sind“, wurden in einem Prozeß mehr als fünfzig ganz gewöhnliche Betrügereien einwandfrei festgestellt. Es wurde nachgewiesen, daß eine der „Reden“ des Mediums einfach eine Wiedergabe eines Abschnitts aus einem alten Gesangbuch war; man wies das Berliner Geschäft nach, in dem die „Kette aus einem ägyptischen Königsgrab“, die das Medium hergezaubert hatte, gekauft war. Beim plötzlichen Zugriff der Polizei während einer Sitzung, in der es „Blumen aus dem Jenseits“ regnete, fand man noch etwa 150 Blumen in dem mit vielen Taschen versehenen Unterkleid des Mediums. Ähnlich wurde das Medium Florence Cook entlarvt, der vielbewunderte Slade, das Medium H. K. Duncan, der Schotte D. D. Home und zahlreiche andere. Ein findiger Amerikaner namens C. W. Clerk gründete eine „Gespensterverleihanstalt“ und beschickte alle größeren Spiritistenvereine mit seinen „Medien“, jungen Artistinnen, die gegen entsprechende Bezahlung ihre „übersinnlichen“ Fähigkeiten produzierten. Auch „Geistermaschinen“ zur Hervorbringung von Geistern wurden schon angekündigt. Das Rotlicht, das bei spiritistischen Sitzungen verwendet wird, macht es den Teilnehmern unmöglich, alles, was vorgeht, genau zu beobachten und bietet Medien, die betrügerisch vorgehen wollen, die besten Möglichkeiten für täuschende Tricks. J. Björkhem schreibt in seinem Buch „Die verborgene Kraft“: „Die meisten Medien scheinen ein sehr wechselvolles und unberechenbares Seelenleben zu haben. Mitunter sind sie mit gutem und sogar überlegenem Verstand ausgestattet und besitzen auch moralischen Halt und Festigkeit. Aber es ist auffallend, daß Personen mit stark medialer Anlage mitunter in ihrem Charakter etwas Unzuverlässiges und vielleicht Betrügerisches aufweisen... Eine große Anzahl angeblicher Medien sind als einfache Betrüger und Taschenspieler entlarvt worden.“ Es geht aber gewiß zu weit, wenn man, wie das der große Zauberkünstler Houdini tat, alle

Medien insgesamt als Betrüger betrachten würde. Man darf nicht sagen, die Medien sind ausnahmslos Schwindler, die sich auf Kosten dummer und leichtgläubiger Menschen bereichern und ein bequemes Leben führen. „Merkwürdigerweise“, schreibt Björkhem, „gibt es viele Medien, die zwar ohne Zweifel echte Phänomene hervorgebracht haben, gelegentlich aber trotzdem beim Betrügen ertappt wurden. Sicher kann dies größtenteils damit erklärt werden, daß die Anwesenden Betrug erwarteten, der dann (durch Suggestion) auch alsbald zustande kam... Es kann auch vorkommen, daß ein Medium in manchen Fällen gute Phänomene hervorbringt, aber, wenn diese ein anderesmal ausbleiben, es nicht verschmäht, den Anwesenden durch passende Tricks Ersatz zu bieten. Wenn die mediale Seelenveranlagung einen Zusammenhang mit der hysterischen hat, dürfte das sehr wohl erklärlich sein. Der Drang des Hysterikers, seine Mitmenschen hinter das Licht zu führen, Theater zu spielen und zu dramatisieren, dürfte allgemein bekannt sein. Die geringste Betrugssuggestion kann bei einem Hysteriker zu einer faszinierenden Versuchung werden, der er nur schwer widerstehen kann.“

Der katholische Moraltheologe L. Ruland erklärt manche Betrügereien der Medien so: „Die Betrügereien sind aus der sozialen Lage der meisten Medien zu verstehen. Da dem Trancezustand eine große Erschöpfung folgt, sind sie zu einem Arbeitsleben meist nicht mehr fähig. Als Berufsmedien aber müssen sie viel bieten, um sich in lohnender Stellung zu halten. Daher die Neigung zum Betrug.“

Darin sind sich die meisten Forscher und Wissenschaftler einig: Die Betrugshypothese als einzige Erklärung ist abzulehnen. Gelehrte, wie der Philosoph H. Driesch, der Philosophieprofessor und Jesuit A. Gatterer, der Theologieprofessor A. Ludwig (um nur diese zu nennen), nehmen den Spiritismus als Wissenschaft ernst.

Kann man annehmen, daß es wirklich gute Geister, Arme Seelen sind, die bei spiritistischen Sitzungen erscheinen? Man wird grundsätzlich die Möglichkeit der Einwirkung jenseitiger Wesen in den spiritistischen Sitzungen zugeben müssen. Aber sind es „Arme Seelen“, mit denen man es da zu tun hat? P. Häring („Gesetz Christi“) ist der Auffassung: „Es ist ausgeschlossen, daß nach Gottes weiser Vorsehung die Seelen der Verstorbenen durch so unwürdige Personen, wie es die Medien nachweislich fast durchweg sind, und durch

so unwürdigen Hokuspokus zum Erscheinen gezwungen werden können. Schon allein der Versuch als solcher ist frevelhaft.“ Und L. Ruland („Handbuch der praktischen Seelsorge“) schreibt: „Es widerspricht der Güte und Barmherzigkeit Gottes sowie jeder erleuchteten Jenseitsvorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen auf Befehl von Gauklern gezwungen werden könnten, auf Erden zu erscheinen und Kunststücke vorzumachen . . . Die in den Sitzungen gemachten Mitteilungen haben inhaltlich noch niemals etwas an Würde und Tiefe das Irdische Überraschende kundgegeben. Im Gegenteil sind sie teils derb und roh, teils läppisch, dumm oder verlogen, nach der Art des Mediums oder der Teilnehmer konfessionell gefärbt und dadurch einander widersprechend, scheinen also durchaus nicht aus einem Reich reiner Geister zu stammen, sondern tragen deutlich die Kennzeichen und Beschränkungen der Mentalität des Mediums. Wertvolle Offenbarungen über das Jenseits sind in spiritistischen Sitzungen noch nie erfolgt, wohl aber offenbarungsfeindliche und gottwidrige oder durchaus banale, alberne Äußerungen . . . Wenn es sich bei diesen Erscheinungen wirklich um Geister handelte, so könnten das keine guten Geister, sondern nur Lügengeister sein, und wir wissen, wen die Heilige Schrift als den Vater der Lüge bezeichnet.“

Professor A. Gatterer S. J. sagt auf Grund langjähriger Forschung und Erfahrung: „Die in spiritistischen Sitzungen sich meldenden Intelligenzen sind nicht die Seelen, wenigstens nicht gute und reine Seelen Verstorbener. Ein Blick auf Teilnehmer, Medium und Intelligenzen beweist leicht die Richtigkeit vorstehender Behauptung . . . Das ganze Milieu einer spiritistischen Sitzung spricht vielleicht für das Auftreten einer Art Kobolde oder anderer Wesen dämonischer Art, steht aber im schroffen Gegensatz zu dem hohen sittlichen Ernst, der großen Männern oder teuren Verstorbenen schon in ihrem Erdenleben eigen war, geschweige denn jetzt ihnen eigen sein muß, wo sie, allen irdischen trügerischen Schein abgestreift, in das Haus der Ewigkeit eingegangen und vor das Angesicht Gottes getreten sind.“

Die sich häufig widersprechenden „Offenbarungen“ der durch das Medium herbeigerufenen Geister, die häufigen Falschmeldungen und das Kauderwelsch der Mitteilungen verbieten es, anzunehmen, daß gute, reine Geister dabei im Spiele sind. Nicht von guten Geistern stammen die „Offenbarungen aus dem Jenseits“, sondern aus dem Unterbewußtsein der Teilnehmer an den spiritisti-

schen Sitzungen. Daß nicht Arme Seelen im Spiele sind, will C. F. Flammarion mit unzähligen Beobachtungen von mehr als 40 Jahren mit Sicherheit bewiesen haben.

Die Spiritisten selber warnen vor ihren Geistern. So schreibt der Spiritist Ohlhaver: „Es ist immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Angaben übermittelt werden, die böswillig oder aus Unkenntnis unrichtig sind . . . Es wäre gründlich verkehrt, allen Mitteilungen bedingungslosen Glauben beizumessen.“

Auf theologischer Seite ist man vielfach zu der Annahme geneigt, daß alles, was im Spiritismus nicht Betrug sei, notwendig dämonischen Ursprungs sein müsse. Der Teufel ist allerdings nicht imstande, Wunder zu tun oder Tote zu den Lebenden zu senden. Aber er vermag mit Hilfe von Naturkräften, die dem Menschen noch nicht einsichtig sind, Blendwerk zu veranstalten und so auf die Sinnesorgane einzuwirken, daß man etwas, auch Verstorbene, zu sehen oder zu hören glaubt.

Der heilige Pfarrer von Ars war der festen Überzeugung, daß beim Spiritismus der Teufel die Hand im Spiel habe. Graf Julius von Maubou, ein Beichtkind des heiligen Pfarrers, kam Ende des Jahres 1850 wieder einmal von Paris, wo er sich meistens aufhielt, nach Ars. In den Pariser Gesellschaftskreisen gab man sich damals viel dem Tischrücken hin. Auch Graf von Maubou nahm öfter an diesen Versuchen teil. Als er nun nach Ars kam und den Heiligen eben aus der Kirche herauskommen sah, eilte er freudig mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Aber Johannes Vianney bannte ihn, ohne seinen Gruß zu erwidern, mit einer Handbewegung auf der Stelle fest und warf ihm mit strenger Miene die Worte entgegen: „Julius, bleiben Sie stehen! Vorgestern haben Sie mit dem Teufel verkehrt! Kommen Sie beichten!“ Der Heilige beruhigte sich erst, als der Graf versprach, nie mehr an spiritistischen Experimenten teilzunehmen. — Eines Tages fragte der Heilige eine Besessene, die auf offenem Dorfplatz die Vorübergehenden beschimpfte: „Wer läßt die Tische sich bewegen?“ — „Ich bin es“, antwortete der Dämon aus ihr, „das alles ist mein Geschäft.“ Der Heilige war überzeugt, daß diesmal der „Lügner von Anbeginn“ die Wahrheit gesprochen hatte.

P. Arbogast Reiterer nahm einmal an einer Sitzung teil und wandte dabei, ohne jemand ein Wort zu sagen, gleich von Anfang an den stillen Exorzismus

an. Das Ergebnis war, daß zwei Stunden nichts zustande kam, wobei das Medium sich wand, schwitzte und keuchte. Die Sitzung mußte ergebnislos abgebrochen werden. P. Häring schreibt: „Die dämonische Auslegung, wonach der Teufel im Spiel stehe, ist nicht abergläubisch, sondern ist in Anbetracht der großen Schädigung des wahren Glaubens durch den Spiritismus nicht in allweg von der Hand zu weisen.“

Nun ist es keineswegs so, daß bei allen spiritistischen Sitzungen ein dämonischer Einfluß angenommen werden *müsse*. Der Teufel muß überall da aus dem Spiel bleiben, wo eine natürliche Erklärung und Lösung möglich ist. Der augenblickliche Mangel einer zwingenden naturwissenschaftlichen Erklärung nötigt noch keineswegs dazu, für das, was wir heute noch nicht wissen und bestimmen können, zweifellos dämonische Erklärungsgründe anzunehmen. Die Geheimnisse der Natur sind uns noch viel zu wenig bekannt, als daß es berechtigt wäre, alles, was wir heute noch nicht wissenschaftlich erklären können, auf teuflische Einflüsse zurückzuführen. Gerade die umwälzenden Erkenntnisse naturwissenschaftlicher Forschung der letzten Jahrzehnte müssen uns vorsichtiger machen. Was oft als reiner Betrug oder als Werk des Teufels erscheint, kann eine Wirkung uns noch unbekannter Naturkräfte sein. Es ist auch so, daß viele Leistungen, durch die uns gegenwärtig die Medien in Stauen versetzen, ja noch größere und überraschendere, im Fernen Osten durch planmäßige Schulung in seelischer Vertiefung, bestimmten Körperhaltungen und Atemübungen, Yoga genannt, erzielt werden können. Die Yogis können die rätselhaftesten Erscheinungen verursachen. Sie können bei sich Atem und Herzschlag zum Stillstand bringen, können tote Vögel, deren Lebensgeist noch nicht voll entschwunden ist, für einige Zeit wieder beleben, können aus dem Licht der Sonne die Düfte der verschiedensten Blumen herstellen, lassen Puppen oder Ringe aus der Ferne im Takt einer Musik tanzen. Die Meister können mit ihren Schülern über Hunderte von Kilometern ohne Brief und Boten rein geistig verkehren... Was diese Yogis ohne Hilfe der Geister zuwege bringen — sollte dies nicht auch im Spiritismus von Medien vollbracht werden können?

Aber sei es wie immer: Der Versuch, mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten, wie er in spiritistischen Sitzungen unternommen wird, ist auf alle Fälle eine Versündigung gegen die wahre Gottesverehrung und deshalb von der

Kirche verboten. Wohl hält der Spiritismus am Unsterblichkeitsglauben fest, aber dieser Unsterblichkeitsglaube hat nichts Tröstliches und Erhebendes an sich, sondern äußert sich in meist lächerlicher, unwürdiger Form. Die Jenseitsvorstellung des Spiritismus steht in schroffem Widerspruch zum Christentum. Nach Anschauung des Spiritismus sollen sich die Verstorbenen bis ins Unendliche unaufhörlich zu stets höheren und edleren Daseinsstufen weiterentwickeln. Damit wird die christliche Lehre von einer ewigen Strafgerechtigkeit Gottes, von der Hölle, verworfen. Der Spiritismus ist als Religion ein verschwommener Pantheismus oder, wie einer seiner Vertreter ihn nannte: „Die Krönung der monistischen Weltanschauung.“ Es ist daher eine weise Fürsorge der Kirche, wenn sie ihren Gläubigen jede Teilnahme an spiritistischen Veranstaltungen verbietet, auch wenn diese Teilnahme unter dem Anschein der Frömmigkeit oder mit innerem Protest vor sich geht. Die Teilnahme ist verboten — sei es, daß man die Seelen der Geister befragt, sei es, daß man ihre Antworten anhört, sei es, daß man nur zuschaut, selbst wenn man gegen jede Gemeinschaft mit den bösen Geistern Verwahrung einlegt.

Auch die evangelische Kirche ist gegen den Spiritismus. „Spiritismus und Christentum scheiden sich wie Feuer und Wasser. Die evangelische Kirche lehnt den Spiritismus als Kronzeugen für die Fortdauer der Seele ab“, schreibt der evangelische Pfarrer K. Koch. Der evangelische Theologe DDr. Fr. Wenzel ist der Ansicht:

„Im Spiritismus bekommt der Mensch Verbindung mit der Totenwelt. Nicht ohne Grund sagt die Bibel: ‚Du sollst die Toten nicht befragen.‘ Wer es unternimmt, die Seele des Abgeschiedenen über den Umweg spiritistischer Methoden zu Äußerungen zu veranlassen, soll wissen, daß er damit sich und der abgeschiedenen Seele schweren Schaden bereitet. Oft genügt meldet sich gar nicht die betreffende heimgegangene Menschenseele, sondern irgendein Neck- oder Spukgeist, irgendein Dämon gibt vor, der gewünschte und verlangte Mensch zu sein und täuscht die Lebenden. Die Geister, die im Spiritismus sich zum Wort melden, sind alles minderwertige, unerlöste Lügen- und Spottgeister.“

Martensen-Larsen, ein bekannter dänischer Theologe, der sich sehr viel und intensiv mit der Welt des Übersinnlichen beschäftigt hat, hat ein sehr aufschlußreiches Buch: „Bekanntnis eines Spiritisten“, geschrieben, in dem er

uns den erschütternden Bericht eines Mannes mitteilt, der jahrelang in spiritistischen Sitzungen von niedrigen und bösen Geistern getäuscht und belogen worden ist. Wer sich mit dem Spiritismus, mit der Zauberei, dem Kartenlegen und ähnlichem einläßt, nimmt immer Schaden, oft sogar schweren Schaden an seiner Seele; aber auch die Gesundheit des Körpers kann davon betroffen werden, besonders schwere Nervenleiden können das traurige Ergebnis aus solcher Beschäftigung sein.

Fälle von Wahnsinn und Greuel der Besessenheit sind schon als Folgen spiritistischer Experimente festgestellt worden und haben deutlich gezeigt, daß es Mächte gibt, mit denen wir in unserer Unwissenheit spielen.

Es gilt auch heute noch, was Gott einst im Alten Bund geboten hat: „Bei dir darf sich niemand finden, der Wahrsagerei oder Geheimkünste oder Zauberei treibt, kein Geisterbanner, niemand, der einen Toten- oder Wahrsagegeist befragt, kein Totenbeschwörer; denn wer solches tut, ist dem Herrn ein Greuel, und der Herr, dein Gott, nimmt ihn weg von dir ob dieser Greuel“ (5 Mos 18, 10–12).

Hokuspokus

eins — zwei — drei

Hand in Hand mit den unheilbringenden Künsten beschwörender, oft mit den Dämonen im Bunde stehender Zauberer gingen durch alle Jahrhunderte die harmlosen Zauberkunststücke begabter Taschenspieler und Zauberer.

Der erste Zauberkünstler, von dem wir in der Geschichte erfahren, ist wohl der Ägypter Dedi. Von ihm wurde erzählt, er sei imstande gewesen, einen abgeschnittenen Kopf wieder aufzusetzen. König Cheops ließ ihn zu sich kommen und fragte, ob er wirklich fähig sei, einen Kopf abzuschlagen und wieder aufzusetzen.

„Ich bin dazu imstande, mein Herr und König“, sagte Dedi in aller Ruhe. Cheops befahl ihm, das Experiment sogleich hier vor seinen Augen an einem lebenden Menschen, einem Gefangenen, vorzuführen. Aber Dedi wich aus: „Doch nicht an einem Menschen, mein Herr! Vielleicht befiehst du, solches an einem Tier zu tun.“ Da brachte man ihm eine Gans. Aufgeregt schnatterte das Tier. Dedi ging darauf zu, ohne eine Miene zu verziehen. Er packte die Gans und schnitt ihr mit einem scharfen Messer den Kopf ab. Dann legte er den Rumpf des Tieres auf die eine Seite der Halle, den Kopf auf die andere, hierauf murmelte er etwas Unverständliches, das wie eine Beschwörung klang, und schon bewegten sich Kopf und Rumpf aufeinander zu. Welche Überraschung! Schon stand die Gans wieder da und schnatterte genauso munter und gesund wie zuvor. Dedi wiederholte den Versuch mit anderen zwei

Tieren. Der König und die anderen Zuschauer waren sprachlos vor Staunen. Reich beschenkt konnte der Zauberer den Palast verlassen.

Auf welche Weise hat Dedi sein verblüffendes Kunststück zuwege gebracht? Die Erzählung gibt keine Aufklärung darüber. Es war ja immer das Bestreben der Zauberkünstler, ihr Geheimnis zu wahren. Bei vielen ihrer Kunststücke verbanden sich Hypnose, Suggestion, Telepathie, Bauchreden usw. Die heutigen Zauberkünstler bedienen sich modernster Hilfsmittel: der Fotozelle, der Elektronenröhre, einer Kombination von Spiegeln und ähnlicher Apparate. Wohl der berühmteste Zauberer des römischen Reiches war ein gewisser Alexander, der seine taschenspielerischen Fähigkeiten gern mißbrauchte, um übersinnliche Phänomene vorzutäuschen. Sein Haupttrick war die „Geburt des Gottes Asklepios“. Während der Nacht hatte der Gaukler ein ausgeblasenes Gänseei mit einer eben ausgeschlüpften kleinen Schlange darin in einem Teich versteckt. Am Morgen hielt er auf öffentlichem Platz eine marktschreierische Rede an das herbeiströmende Volk, geriet dabei in Verzückerung mit Schaum vor dem Mund (er kaufte zu diesem Zweck eine Wurzel des Seifenkrautes) und verkündete, Gott Asklepios werde heute leibhaftig erscheinen. Er eilte zum Teich, stieg ins Wasser, und während er Hymnen auf den Gott sang, schöpfte er mit einer Schale das Gänseei, in das er seinen Gott eingeschlossen und dessen Deckel er mit Wachs und Bleiweiß verklebt hatte. Er zerbrach das Ei, die kleine Schlange ringelte sich um seinen Finger, und er rief: „Hier habt ihr den Asklepios!“ Da fiel die Menge auf die Knie und betete den Gott an. Alexander lief dann mit seinem Gott nach Hause und hielt sich dort versteckt, bis sich das Wunder in der ganzen Gegend herumgesprochen hatte. Als er dann genug Leute in der Stadt wußte, schlug er auf dem Markt eine Bude auf, in der es begreiflicherweise nicht allzu hell war. Er setzte sich auf einen Stuhl, eine große Schlange auf dem Schoß, die er früher gefangen und gezähmt hatte. Die Leute, die zur Bude hereinströmten und die große Schlange sahen, staunten natürlich darüber, wie schnell die winzige Schlange aus dem Gänseei in wenigen Tagen gewachsen war. Manchmal ließ der schlaue Bursche seine „göttliche Schlange“ auf Fragen Antwort geben. Die Leute wußten nicht, daß er ein vortrefflicher Bauchredner war. Seine Antworten waren bewußt dunkel und vieldeutig gehalten. Man konnte aus ihnen herauslesen, was man gern herauslesen mochte. (Der griechische

Schriftsteller Lukian [2. Jahrhundert nach Christus] schrieb ein satirisches, witziges Buch über den Volksaberglauben seiner Zeit, in dem er auch Alexander von Abonoteichus, diese „Orakelfabrik“, dem allgemeinen Gelächter preisgab.)

In Deutschland traten etwa seit dem 14. Jahrhundert die Zauberer und Gaukler in großer Zahl auf. Neben den üblichen Verwandlungsstücken, die schon die Zauberkünstler des Altertums gezeigt hatten, war das scheinbare Enthaupten einer Person sehr beliebt. Einer der ersten, die in Deutschland mit diesem Sensationsstück Aufsehen erregten, war ein Zauberer, der in Kreuznach seinem Knecht den Kopf abschlug und ihn nach einer halben Stunde wieder aufsetzte.

Während diese Zauberer lange Zeit oft recht zweifelhafte Personen waren, Possenreißer, Jahrmarktsgaukler, Beschwörer, wurden sie mit der Zeit gesellschaftsfähig und traten mit abendfüllenden Vorstellungen in Theatern und Sälen größerer Städte auf. Von den Zauberkünstlern, die in aller Welt von sich reden machten, seien nur ein paar Namen genannt: Peladino, Philadelphia, Pinetti, Enslin, Schröpfer, Cagliostro, Saint Germain, Bosco, Houdini, Bellachini, Schichtl und andere. Die beiden Andreano verschwanden scheinbar mühelos in und aus Schränken; Zorindra ließ Menschen und Gegenstände erscheinen und wieder spurlos sich auflösen; der Hypnotiseur Radini ließ ein Seil nach seiner Flöte tanzen und erprobte seine verblüffenden Künste an Medien aus dem Zuschauerraum. Der Fakir Yoga Rayo durchstach mit einem Dolch seinen Unterarm (ein Mann und eine Frau fielen bei dieser Darstellung in Ohnmacht). Er küßte eine giftige Schlange und jagte sich einen Fleischerhaken durch die Zunge, an dem er eine vierzig Pfund schwere Eisenkugel über die Bühne zog. Joe Valdys, der Meister der Schnellfinger, verwandelte Wasser in Whisky, zerriß einen Geldschein, um ihn unverletzt seinem Besitzer zurückzugeben. Der „König der Magier“, der Chinese Chun-Chin-Fu, zeigte den geheimnisvollen Trick mit dem in die Luft geworfenen und kerzengerade stehenden Seil. Dieser Seiltrick ist eine der bekanntesten Vorführungen der Fakire. Berichte darüber gehen bis ins 14. Jahrhundert zurück. Der Engländer E. Melton war 1676 bei einer solchen Zaubervorführung in Batavia anwesend. Er erzählt: „Eine riesige Zuschauermenge ist zusammengeströmt, um den sensationellen Augenblick zu erleben. Einer der Gaukler nimmt ein

Seil in die Hand und wirft es mit solcher Gewalt senkrecht in die Luft, daß das obere Ende den Blicken entschwindet. Die Menschen drängen sich und recken die Häse. Jetzt klettert der Gaukler an dem Seil in die Luft. Er zieht sich mit raschen Griffen hoch — man sieht ihn nicht mehr . . .“ Verblüfft und hingerissen von diesem seltsamen Spuk steht Melton da. Er weiß nicht, was daraus werden soll . . . Während er noch in Staunen versunken ist, fällt plötzlich ein Bein aus der Luft herunter. Einer von den Gauklern rafft es sofort auf und wirft es in einen Korb. Gleich danach fällt eine Hand herunter und dann wieder ein Bein . . . Mit einem Wort: der ganze Körper regnet sozusagen stückweise aus heiterem Himmel, zum Entsetzen der Zuschauer, welche diesem grotesken Schauspiel wie gelähmt zusehen. Stück für Stück wird von dem Gaukler in den Korb geworfen. Das letzte Stück ist der Kopf.

Nun ereignet sich das Unfaßbare. Melton, dem zumute ist, als wäre er verhext worden, sieht, wie alle die Glieder wieder zusammenkriechen und sich zu einem lebenden Menschen vereinigen, der stehen und gehen kann wie vorher, ohne daß man an ihm die geringste Verwundung merkte. Als Melton dies sieht, ist er fest davon überzeugt, daß hier der Teufel seine Hand im Spiel hat. Und es war in Wirklichkeit doch alles nur Taschenspielererei, bei der es sich vielleicht um Massensuggestion oder Hypnose handelte. Allerdings sagen andere Zeugen dieses Zaubertricks, es könne sich dabei nicht um eine Suggestion handeln, wie vielfach angenommen wird, denn sie hätten alle unabhängig voneinander und auch auf größere Entfernung diesem „Wunderfakir“ zugeschaut. Eine Erklärung dieses Seiltricks konnte, wie Zuschauer erzählten, niemand geben, ebensowenig wie es möglich war zu erklären, daß der Fakir hinterher einen indischen Boy in einen Bastkorb steckte, mit einem langen, dolchartigen Messer durch den Bast hindurchstieß, so daß Blut aus dem Korb floß, und als er den Korb nach wenigen Minuten öffnete, kletterte der Junge unverletzt aus dem Korb heraus.

A. Chr. Wilsmann berichtet in seinem ebenso unterhaltsamen wie lehrreichen Buch „Die zersägte Jungfrau“, dem wir das Vorausgegangene teilweise entnommen haben, auch von anderen berühmten Fakir-„Wundern“, zum Beispiel von dem Trick mit dem Mangobäumchen.

Der französische Reisende J. B. Tavernier erzählt von dieser Gauklervorstellung, deren Zeuge er war: „Die Männer nehmen ein Stück Holz, stecken es

in die Erde und richten an die Zuschauer die Frage, was für eine Frucht sie wünschten. Das Holz sei imstande, jede beliebige Sorte von Früchten zu liefern. Jemand unter den Zuschauern nennt den Mango, ein Gewächs des Landes. Kaum hat dies einer von den Gauklern vernommen, als er sich mit einem großen Leinentuch verhüllt und sich fünf- oder sechsmal zur Erde bückt.“ Tavernier ist neugierig. Er begibt sich in eine Kammer, um durch die Öffnung in einer Gardine zu beobachten, was dieser Gaukler macht. Und was macht er? Er schneidet sich mit einem Messer in das Fleisch unter den Schultern und reibt mit dem Blut, das aus der Wunde dringt, das eingepflanzte Holz ein. Jedesmal, wenn er sich aufrichtet, hält er das Holz so, daß es von allen gesehen werden kann. Als er sich zum drittenmal aufrichtet, ist die Verblüffung groß: das dürre Holz ist nicht mehr dürr. Deutlich sind Sprößlinge mit Zweigen zu sehen. Der Gaukler bückt sich zur Erde, da bedeckt sich das Bäumchen mit Blättern, und als er sich zum fünften Male niederbeugt, sieht man Blüten daran . . .

Der amerikanische Zauberkünstler Keller war in Indien Zeuge eines anderen berühmten Fakirkunststückes:

Im Winter 1875 wurden in Kalkutta zu Ehren des Prinzen von Wales Volksfeste veranstaltet, bei denen in Gegenwart des Prinzen und vor ungefähr fünftausend Zuschauern dieser Versuch vorgeführt wurde: Ein alter Fakir grub drei Säbel mit dem Griff nach unten etwa sechs Zoll in die Erde ein. Die Spitzen der Säbel waren scharf geschliffen, wovon ich mich später überzeugte. Ein anderer Fakir, der jünger war, näherte sich darauf, und auf ein Zeichen seines Meisters legte er sich mit auf dem Körper geschlossenen Armen auf den Boden. Nach ein oder zwei von dem Greis ausgeführten magnetischen Strichen schien er steif und leblos zu sein. Da trat ein dritter Fakir hinzu und nahm ihn bei den Füßen, während der Alte den Kopf ergriff, und so trugen sie den leblosen Körper und legten ihn auf die Spitzen der Säbel, ohne daß die Spitzen irgendwie in das Fleisch eindringen. Die eine Spitze war unter dem Genick, die zweite zwischen den beiden Schultern, die dritte am Ende der Wirbelsäule placiert. Die Beine hatten keinen Stützpunkt. Der Körper hing weder nach rechts noch nach links. Er schaukelte nur mit einer mathematischen Regelmäßigkeit. Da ergriff der alte Fakir einen Dolch, mit dessen Hilfe er die Erde um den Griff des ersten Säbels entfernte. Dann riß er den

Säbel aus der Erde, steckte ihn in seinen Gürtel, ohne daß der Körper auch nur im geringsten aus seiner Lage gebracht worden wäre. Dann wurden der zweite und der dritte Säbel entfernt, und dennoch behielt im vollsten Tageslicht vor den Augen von Tausenden von Zuschauern der Körper seine horizontale Lage etwa zwei Fuß über dem Boden bei. Dann rief der alte Fakir seinen Assistenten herbei. Beide ergriffen den in der Luft schwebenden Körper und legten ihn auf die Erde. Nach einigen von dem Alten ausgeführten magnetischen Strichen erhob sich der junge Fakir in demselben Zustand wie vor dem Versuch.

Manche Darbietungen der Fakire sind bis heute noch nicht restlos aufgeklärt. Sicher gibt es unter ihnen Menschen, die über ungewöhnliche Gaben und Kräfte verfügen, über Einsichten in natürliche Zusammenhänge, die uns Abendländern noch nicht bekannt sind. Jedenfalls ist hier weder der Teufel im Spiel noch handelt es sich um Wunder.

*„Ich trage
die Wundmale Christi
an meinem Leibe“*

(Gal. 6, 17)

Menschen, die die Wundmale Christi sichtbar an ihrem Leibe trugen, sind keine einmaligen Erscheinungen, wenn auch die Zahl, die ein Gelehrter angibt (mehr als tausend), sicher stark übertrieben ist. Der Franzose Imbert-Gourbeyre hat 321 Fälle von Stigmatisationen namhaft gemacht. Unter diesen 321 Stigmatisierten finden sich nur etwa achtzig Selige oder Heilige — ein Beweis, daß die Einprägung der Wundmale nicht notwendig mit persönlicher Heiligkeit verbunden sein muß. Von den 29 Stigmatisierten des 19. Jahrhunderts ist noch keiner von der Kirche seliggesprochen worden. Nur in einem einzigen Fall (bei Franz von Assisi) hat die Kirche bisher ihre Zustimmung zu einer wunderbaren Stigmatisation gegeben.

Nicht immer, aber in den weitaus meisten Fällen zeigte sich die Stigmatisation bei Frauen, und zwar wohl durchweg bei Frauen, die mit irgendwelchen Leiden behaftet waren. Es waren in der Regel Frauen mit stark sensitivem Empfinden, einer lebhaften Einbildungskraft und glühenden Phantasie. Oft äußerte sich diese Veranlagung in Visionen und Ekstasen. Die Reiche der Natur und der Übernatur greifen hier ineinander über. Es ist äußerst schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, in jedem einzelnen Fall von Stigmatisation

nachzuweisen, was natürlich und was übernatürlich ist. Man kann es verstehen, wenn die Wissenschaft, und zwar nicht nur die ungläubige, sich müht, das Phänomen der Stigmatisation auf natürliche Weise zu erklären. Man spricht von Hypnose, Autosuggestion, Psychoneurose . . . Man hat Versuche gemacht, bei Personen im Schlaf der Hypnose oder Ekstase durch die Einbildungskraft Wunden und Blutungen zu erzeugen. Bis jetzt ist es aber in keinem einzigen Fall gelungen, einen Beweis dafür zu erbringen, daß Stigmata durch Einbildungskraft erzeugt werden könnten. Der Franzose J. Lhermitte, der als Neurologe einen unbestreitbaren Ruf hat und bedeutende Werke über die Grenzfragen von Medizin und Religionswissenschaft herausgab, schrieb nach dem Studium der Krankheitsgeschichte der Therese Neumann: „Es kann ohne Übertreibung behauptet werden, daß es keinem mit den Gegebenheiten der Psychopathologie vertrauten Menschen schwerfallen dürfte, in den mancherlei Erscheinungen, an denen Therese Neumanns Leben so reich war, die Züge der hysterischen Neurose zu erkennen. Nicht nur die wesentlichen Merkmale der Krampfanfälle, der Erblindung, der Taubheit, der sensitiv-sensorischen Überempfindlichkeit, die Lähmung einzelner Körperteile sind richtungweisend und bedeutsam, nicht allein die Entwicklung dieser Störungen kennzeichnet ihre Natur, sondern sogar die äußeren Merkmale dieser Erscheinungen lassen kaum Raum für Zweifel . . . Man muß zu der Überzeugung kommen, daß tatsächlich die meisten der Geschehnisse lediglich bloße Manifestationen der Neurose sind.“ Um aber nicht falsch verstanden zu werden, fragt Lhermitte: „Was ist nun aber hysterische Neurose? Birgt sie nicht in sich die Keime des Verdachtes einer mehr oder weniger bewußten Täuschung? Trägt sie nicht das Mal einer verdächtigen Herabsetzung? Heißt hysterisch nicht soviel wie Lügner, Komödiant? In Wirklichkeit aber bezeichnet dieses Wort in der Medizin nur einen krankhaften Zustand des Nervensystems.“ Erscheinungen, die man für gewöhnlich mit dem Wort Hysterie verbindet, wie Überreizung, krankhaftes Geltungsbedürfnis, pathologische Lügenhaftigkeit fehlen bei den Stigmatisierten. Man braucht ja nur an Therese Neumann zu denken, mit ihrem gesunden Menschenverstand, ihrem klaren Urteil, ihrem hellen Geist, ihrem offenen, frohen Lachen . . . Professor Dr. Siegfried Borelli von der Münchner Dermatologischen Klinik schrieb 1962 in der „Süddeutschen Zeitung“: „Die von Virchow 1874 in bezug auf die Stigmatisation

gestellte Frage ‚Wunder oder Betrug?‘ steht heute in keiner Weise bei der echten Stigmatisation zur Debatte. Vielmehr stellt die Stigmatisation für die Medizin und vor allem für die Dermatologie den besten Beweis dar, daß seelische Einflüsse körperliche Erscheinungen hervorrufen oder bedingen können. Die medizinische Wissenschaft steht auf dem Standpunkt, daß die Stigmatisationsmale, das heißt Hautblutungen, in Fällen wie dem der Therese von Konnersreuth psychogen, das heißt in diesem Falle psychisch oder seelisch, ausgelöst worden sind. Infolge bestimmter Kettenreaktionen kommt es schließlich an der beziehungsweise in der Haut zu Blut- oder Flüssigkeitsaustritten . . . Es ist Auffassungssache, ob damit alle Fragen nach der Ursache tatsächlich beantwortet sind. Viele Probleme lassen sich naturwissenschaftlich und medizinisch in ihrem Ablauf erklären und verstehen. Trotzdem bleiben sie erstaunlich, verwunderlich oder ein Wunder. Das hängt von der Auffassung ab. Es läßt sich bis heute jedoch noch nicht beantworten, warum bei einem bestimmten Menschen, wie etwa Therese Neumann, bestimmte seelische Einflüsse ein derartiges Gewicht gewinnen, daß sie zu den körperlichen Symptomen Anlaß geben, während andere Menschen völlig anders und die meisten gar nicht reagieren. Diese Fragen führen an die Grenzen unseres Wissens.“

Die Wissenschaft tappt mit der Erklärung der Stigmatisation immer noch im Dunkeln. Auf rein natürliche Weise kann die Stigmatisation nicht restlos erklärt werden, denn die Stigmatisierten und ihre Wunden zeigen Merkmale, die einer rein natürlichen Erklärung widerstreben:

1. Die Wunden stigmatisierter Heiliger haben die Eigentümlichkeit, daß sie sich weder entzünden noch eitern. Sie lassen sich durch keine medizinischen Mittel heilen.
2. Den Wunden entströmt zu bestimmten wiederkehrenden Zeiten in der Regel viel Blut.
3. Die Stigmatisierten enthalten sich oft viele Jahre lang völlig von Speise und Trank und nähren sich einzig und allein von der heiligen Kommunion, ohne dabei an Hungergefühl zu leiden oder vor Schwäche krank zu werden.
4. Bei vielen Stigmatisierten treten Visionen und Ekstasen auf.
5. Nicht selten besitzen die Stigmatisierten die Gabe des Hellsehens. Sie

sehen in die Ferne oder in die Vergangenheit und können geweihte Gegenstände mit untrüglicher Sicherheit von ungeweihten unterscheiden.

6. Sie sind von vorbildlicher Geduld und tragen in sich eine glühende Sehnsucht nach sühnendem Leiden und liebendem Einswerden mit Christus. Sie suchen in keiner Weise Aufsehen zu erregen und angestaunt zu werden, sondern suchen vielmehr ihre Stigmen zu verbergen und zu verheimlichen.

Alle diese Anzeichen deuten mit Sicherheit darauf hin, daß bei den Stigmatisationen übernatürliche Einwirkungen nicht ausgeschlossen werden können.

Vier Beispiele von Stigmatisierten

Der erste, bei dem die Einprägung der Wundmale von der Kirche anerkannt wurde, war *Franziskus von Assisi*. Er hielt sich in den Septembertagen 1224 auf seinem Lieblingsberg La Verna auf. In einem Zustand der Entrücktheit gewährte er ein großes, geflügeltes Wesen, einen schwebenden Seraph, der die Züge des Heilandes trug und der mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Füßen an ein leuchtendes Kreuz geheftet war. Zwei seiner Flügel erhoben sich über sein Haupt, zwei waren zum Fliegen ausgespannt, zwei bedeckten den Körper. Durchbohrt von dem strahlenden Leib des gekreuzigten Seraphs, stieß Franziskus einen Schrei des Schmerzes und der Seligkeit aus. Und plötzlich fühlte er die fünf Kreuzeswunden des Herrn so stark, daß er, von Schmerz überwältigt, zusammenbrach. Als er wieder zu sich kam, gewährte er an seinem Leib die blutenden Wunden Christi. Was der Apostel Paulus in bildlichem Sinne gemeint hatte, konnte Franziskus in wirklichem Sinne nun sagen: „Ich trage die Wundmale Christi an meinem Leib.“

Der heilige Bonaventura schildert die Einprägung der Wundmale so: „Eines Morgens, am Feste Kreuzerhöhung (14. September), als er auf einer Seite des Berges La Verna im Gebete verweilte, sich mit engelsgleicher Inbrunst zu Gott erhob und sich im Geist in Ihn versetzte, der durch das Übermaß seiner Liebe für uns hat gekreuzigt werden wollen, sah er, wie ein Seraph

mit sechs glänzenden und feurigen Flügeln aus den Höhen des Himmels zu ihm herabstieg. Der Seraph kam in eiligem Fluge ganz in die Nähe des Heiligen; dann erschien zwischen den Flügeln die Gestalt eines Gekreuzigten, dessen Hände und Füße ausgestreckt und an ein Kreuz geheftet waren. Der Seraph hatte zwei Flügel auf dem Kopf, zwei die zum Flug ausgebreitet waren, und mit den beiden anderen bedeckte er den ganzen Körper. Die Erscheinung ließ beim Verschwinden eine engelsgleiche Glut in seiner Seele zurück, und sein Fleisch wurde mit nicht weniger bewunderungswürdigen Eindrücken gezeichnet. Denn sofort begannen an seinen Händen und Füßen die Wundmale der Nägel zu erscheinen, die er soeben im Bilde des Gekreuzigten geschaut hatte. Ja, man sah seine Hände und Füße in der Mitte von Nägeln durchbohrt. Die Köpfe der Nägel waren rund und schwarz; die Spitzen waren lang, verbogen und wie mit einem Hammer umgeschlagen, sie ragten aus dem Fleische empor . . . Und seine rechte Seite war wie von einer Lanze durchbohrt, durch eine rote Wunde geöffnet, aus der oft geheiligtes Blut herausfloß, welches seinen Rock und das Tuch, mit dem er seine Lenden umgürtet hatte, durchfeuchtete.“

Bis zu seinem Tode trug der Heilige die Stigmata der Kreuzigung an seinem Körper. Die Brüder und alle, die ihm in seinen letzten Lebensjahren nahestanden, haben es bezeugt. Bruder Elias, der Nachfolger des Heiligen, erklärte am Tage nach dem Tod des heiligen Franziskus als Generaloberer des Ordens feierlich, daß man ein solches Wunder bisher nicht gekannt hatte. „Ich verkünde Euch eine große Freude, ja, ein neues Wunder“, schreibt er in einem Rundschreiben an die Provinzialoberen. „Bisher hat man zu keiner Zeit von einem so großen Wunder gehört, außer von Christus, dem Sohne Gottes, unserem Herrn; denn kurz vor seinem Tode erschien unser Vater und Bruder Franziskus gekreuzigt, mit den fünf Wunden an seinem Körper, die in Wahrheit die Wundmale Christi sind; seine Hände und Füße waren wie von eingeschlagenen Nägeln durchbohrt, oben und unten, so daß die Wundmale offen blieben und schwarz wie Nägel aussahen, während seine Seite einen Lanzenstich erhalten zu haben schien, aus dem das Blut oft heraustropfte.“

Anna Katharina Emmerick

Diese ganz besonders durch die von Clemens Brentano bearbeiteten Visionen über das Leiden Christi und das Leben der seligsten Jungfrau Maria bekanntgewordene Leidensbraut von Dülmen gehört zu dem Kreis der Begnadeten, denen die Wundmale des Herrn sichtbar eingeprägt wurden. Sie erzählt: „Etwa vier Jahre, ehe ich ins Kloster ging, im Jahre 1798, war ich einmal mittags in der Jesuitenkirche zu Coesfeld und kniete auf der Orgelempore vor einem Kruzifix in lebhaftem Gebet. Ich war ganz in Betrachtung versunken. Da sah ich vom Altar her, aus dem Tabernakel, meinen himmlischen Bräutigam in Gestalt eines lichtumflossenen Jünglings vor mich hintreten. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, seine Rechte eine Dornenkrone; er bot mir beide zur Wahl an. Ich griff nach der Dornenkrone, er setzte sie mir auf und drückte sie mir mit beiden Händen auf den Kopf, worauf er verschwand und ich mit einem heftigen Schmerz rings um das Haupt wieder zur Besinnung kam. Am folgenden Tag war mir der Kopf über den Augen und an den Schläfen bis zu den Wangen stark geschwollen und ich hatte furchtbare Schmerzen. Diese und die Geschwulst kehrten oft wieder und dauerten oft ganze Nächte und Tage. Das Bluten am Kopf merkte ich nicht eher, als mich meine Gefährtinnen mahnten, eine andere Kopfbinde anzulegen, da diejenige, die ich trüge, voller Rostflecken sei. Ich ließ sie in ihrem Glauben und richtete meine Kopfbinde so ein, daß das Bluten verborgen blieb, bis ich im Kloster war, wo es auch nur eine Person entdeckt und redlich geschwiegen hat.“ Zu dieser Verwundung am Kopf traten später andere Wundmale ein: Auf dem Brustbein wurde ihr ein Kreuz eingedrückt, das an bestimmten Tagen, besonders an den Freitagen, blutete. Etwas später geschah es, während sie das Leiden Christi betrachtete, daß sich die Stigmata Christi ihren Händen und Füßen einprägten. Der Dülmener Arzt Dr. Wesener, der die Seherin untersuchte, war von allem, was er erlebte und sah, so ergriffen, daß er sein bisheriges Leben änderte. Er erklärte: „Die Sache ergriff mich wie noch keine in meinem Leben. Meine Erfahrung sagt mir über dergleichen Zustände nichts und meine Erwartung, einem Betrug die Maske abzuziehen, war gescheitert.“ Der Generalvikar von Münster gab nach wiederholten Besuchen die amtliche

Erklärung ab: „Die Jungfrau Anna Katharina Emmerick wünscht einzig und allein, von der Welt vergessen zu sein. Sie wünscht, daß von ihr nicht geredet werde. Ich konnte nicht den Schatten eines Betrugers wahrnehmen.“ Wenige Stigmatisierte wurden mit dauernden Untersuchungen und Prüfungen so gequält wie Anna Katharina Emmerick. Aber das Ergebnis all dieser Prüfungen war: Die Erscheinungen können auf natürliche Weise nicht erklärt werden. Das heiligmäßige Opferleben der Nonne von Dülmen bestätigt den übernatürlichen Charakter der Stigmatisation.

Gemma Galgani

Die heiliggesprochene Apothekerstochter aus dem Ort Camigliano bei Lucca in Italien wurde als Zwanzigjährige auf Anrufung des heiligen Gabriel Posenti aus schwerer Krankheit und Todesangst plötzlich und völlig geheilt. Mit Vorliebe versenkte sich Gemma in die Betrachtung des Leidens Christi. Einmal erschien ihr der gekreuzigte Heiland und zeigte ihr seine fünf Wunden: „Siehst du dieses Kreuz, diese Dornen, diese Nägel, diese blutunterlaufenen Stellen, diese Wunden, dieses Blut? Sie alle sind Zeichen unendlicher Liebe. Erkennst du, wie sehr ich dich geliebt habe? Liebst du mich wirklich, dann lerne zuerst leiden.“ Einige Tage später empfing Gemma an ihrem Körper die Stigmata Christi. Als sie in ein namenloses Weh über ihre Sünden getaucht war, erschien ihr aufs neue der Herr, dessen Wunden weit geöffnet waren. Aber es floß kein Blut heraus, „es ging etwas wie Feuerflammen aus ihnen hervor, die nur einen Augenblick lang meine Hände, meine Füße, mein Herz berührten“. Als sie nach der Ekstase zu sich kam, fühlte sie an den entsprechenden Stellen einen starken Schmerz, und zu ihrem Schrecken sah sie, daß Blut aus ihnen floß. Von da an wiederholte sich die Stigmatisation jede Woche vom Donnerstagabend bis zum Freitagnachmittag drei Uhr. Natürlich gab es auch hier anfangs viele Zweifler, und Ärzte waren rasch mit dem Vorwurf zur Hand, eine hysterische Betrügerin halte sie zum Narren. Aber immer wiederholte Untersuchungen durch Mediziner und Gelehrte, durch weltliche und kirchliche Behörden mußten schließlich einhellig feststellen: Wir stehen vor einem Wunder, vor dem jede natürliche Erklärung versagt.

P. Pio von San Giovanni Rotondo

Das Leben und Schicksal unserer 1962 verstorbenen deutschen Stigmatisierten Therese von Konnersreuth ist allgemein so bekannt, daß es sich erübrigen dürfte, darauf näher einzugehen. Es sei daher zum Abschluß dieser wenigen Beispiele von begnadeten Trägern der Wundmale Christi noch auf den italienischen Kapuzinerpater Pio hingewiesen. Im Jahre 1887 geboren, trat der Bauernbub Francesco (dies war sein Taufname) schon als Fünfzehnjähriger in den Kapuzinerorden ein. Schon acht Jahre nach der 1919 erhaltenen Priesterweihe bekam der junge Pater die sichtbaren Stigmen, nachdem er sie schon drei Jahre vorher unsichtbar erhalten hatte. Er kniete im Chor der Klosterkirche und betrachtete die Todesangst Jesu am Ölberg, da hörten Mitbrüder Schmerzenslaute und fanden Pater Pio bewußtlos auf dem Boden liegen. Als man ihn aufrichtete, bemerkte man, daß seine Hände bluteten. Eine genauere Untersuchung in der Zelle ergab, daß auch seine Füße und Seite die Wundmale trugen.

Gegen 50 Jahre trägt nun P. Pio die Wundmale, die ihm die heftigsten Schmerzen verursachen. Während der heiligen Messe steigern sich die Schmerzen immer ganz besonders. Dabei verlieren die Wundmale auch das meiste Blut, das sonst während des Tages nur leicht sickert. Das ganze Tagewerk des Paters, besonders sein viele Stunden dauerndes Beichthören, ist mit diesem ständigen Mitleiden mit dem Herrn durchsetzt. Die Wunden sind verhältnismäßig groß, so daß man durch sie hindurch Daumen und Zeigefinger vereinigen kann. Sie sind so groß, daß man durch sie ein bedrucktes Blatt lesen kann. Auch die Herzwunde ist außerordentlich groß (etwa sieben Zentimeter lang und fünf Zentimeter breit) und hat Kreuzform. Dabei ist sie so tief, daß sie direkt bis aufs Herz geht. Und in diesem Zustand lebt und arbeitet P. Pio nun schon mehrere Jahrzehnte!

Es ließ sich begreiflicherweise nicht verhüten, daß die Stigmatisation des Paters weithin bekannt wurde und daß bald fromme und unfromme Menschen in Scharen gewallfahrtet kamen, zumal Berichte über außerordentliche Gnadengaben des Stigmatisierten verbreitet wurden. Es zeigte sich an ihm die Gabe der Weissagung, der Bilokation, der Herzens- und Seelenkenntnis, der Krankenheilung, der Sprachenkenntnis . . .

Natürlich mußte auch Pater Pio mancherlei ärztliche Untersuchungen über sich ergehen lassen. Dr. Festa führte diese Untersuchungen in Verbindung mit anderen Ärzten durch. Die Untersuchung ergab, daß „alle fünf Verletzungen bei P. Pio als wahre und eigentliche anatomische Gewebsverletzungen betrachtet werden müssen. Ihre Dauerhaftigkeit, ihre seltsamen anatomisch-pathologischen Kennzeichen, ihre Fähigkeit, ständig rötlich schimmerndes, wohlriechendes Blut aussickern zu lassen, ihr Sitz an den gleichen Körperteilen, wie sie unser Herr beim Kreuzestod hatte, können nur für denjenigen ein Geheimnis darstellen, der aus den so reichen Wahrheiten der Natur sich nicht zu den grandiosen Synthesen der Religion und des Glaubens zu erheben vermag.“ Schon als P. Pio in jugendlichen Jahren zum Militärdienst einberufen wurde, stellten die Ärzte fest, daß während der Fieberanfalle die Normalthermometer wegen der überhöhten Temperatur seines Körpers eines nach dem anderen zérplatzten. Später gelang es in Foggio einem Arzt, diese erhöhten Temperaturen zu messen. Er bediente sich eines Badethermometers, das nach wenigen Augenblicken 48 Grad Celsius zeigte. Auch im Kloster hatten die Oberen die Möglichkeit, Temperaturen von 48 und sogar 48,5 Grad Celsius zu messen.

Bei all den außerordentlichen Erscheinungen vermeidet P. Pio jedes Aufsehen und ist von herzlicher Natürlichkeit und Schlichtheit. Wie gehorsam er sich allen Anordnungen seiner Oberen fügt, zeigt dieses Beispiel: Ein Arzt aus Chikago überquerte den Ozean, um P. Pio zu sehen. Dreißig Stunden mit dem Extrazug, zehn Tage Überfahrt, dann noch einmal vierzig Stunden in der Eisenbahn, bis er endlich ankommt. Unglücklicherweise aber hatte P. Pio den Befehl erhalten, seine außerordentlichen Wunden niemand zu zeigen, so daß er dem amerikanischen Arzt einfach sagte: „Es tut mir leid um ihre weite Reise, aber Sie werden verstehen, daß ein Ordensmann die Pflicht hat zu gehorchen.“ Die Art, mit der diese Antwort gegeben wurde, überraschte den Besucher mehr, als es der Anblick der äußeren Stigmata hätte tun können. Vollständige Unterwerfung unter den Willen Gottes ist mehr als blutende Gliedmaßen.

Ein Sonderfall

In unserer Zeit erregte der Fall eines Hamburger Stigmatisierten großes Aufsehen. Illustrierte Blätter berichteten über ihn (1949): Seit Jahren schläft Arthur Otto Mook kaum noch. Nachts ruht er nur mit erhöhtem Oberkörper. Unmengen Luminal zehrten an seinem Körper. Der Mann, der vor dem zweiten Weltkrieg 160 Pfund wog, ist auf 80 Pfund abgemagert. Brechen die Wundmale auf, muß das schwachgewordene Herz mit starken Dosen Strophantin-Glukose vor Kollaps bewahrt werden, das ist alle vier Wochen. „Es ist dann“, so sagt Mook, „als hätte ich flüssiges Blei im Kopf.“ Erst nach Austritt des Blutes wird ihm leichter. Seit 1933 trägt der nichtkatholische Hamburger (von Beruf Prokurist) die Wundmale. Sie finden sich bei ihm an den Händen und Füßen und an der Seite. Auch die Male der Dornenkrönung und ein stigmatisiertes Kreuz auf der Stirne treten auf. Dabei hat Mook anscheinend innere Erleuchtungen (Visionen?). Er sieht Christus mit einem Buch auf sich zukommen, der mit ihm redet und ihm Mut zuspricht.

Das Eigenartige an diesem Fall ist, daß es sich bei Mook um einen keineswegs religiösen Mann im kirchlichen Sinn handelt. Er gehört nach seiner eigenen Erklärung „nicht zu den dogmatisch strenggläubigen Christen, sondern ist vielmehr ein modern (?) denkender Mensch“. Die Bibel wird in seinem Haus nicht gelesen, sondern „liegt irgendwo auf dem Speicher in einer Kiste“. Aber immerhin hat er „eine selbstverständliche Ehrfurcht vor dem Göttlichen und vor der Erhabenheit der Glaubenslehre“. Auffallend ist, daß ihn lange Jahre der Stigmatisation Gott nicht nähergebracht und keine Erneuerung und Steigerung der Frömmigkeit verursacht haben. Selbst die „Erscheinungen“, die er zuweilen hat, bei denen Christus ihm entgegenkommt und mit freundlichem Antlitz und mit tröstenden Worten angesprochen haben soll, scheinen ihn nicht beeindruckt oder in seiner religiösen Lebenshaltung beeinflußt zu haben. Der Gedanke, ein von Gott Auserwählter zu sein, eine besondere religiöse Berufung erhalten zu haben, Träger einer außerordentlichen Sendung zu sein, liegt ihm völlig fern. Er hat nur den einen Wunsch, wieder gesund zu werden. „Ich will nur geheilt werden, weiter nichts.“ Es scheint aber keinem der Ärzte zu gelingen, die Wunden zum Heilen und Vernarben zu bringen.



Ernuz von Assisi empfängt die Wundmale

Was ist von diesem Fall zu halten? Handelt es sich um Betrug? Diese Annahme wird von vornherein auszuschließen sein, da die Wundmale dem Hamburger ja selbst lästig sind und er viel darum gäbe, wenn er sie wegbrächte. Handelt es sich um ein Phänomen schwerer krankhafter Belastung? Oder ist Mook ein wirklich Begnadeter? Ließ ihm eine außer- oder übernatürliche Kraft die äußeren Zeichen der Stigmatisation zuteil werden? Oder soll man etwa an dämonische Kräfte denken, an eine Nachäffung der heiligen Malzeichen des Herrn, um die Geheimnisse der Erlösung in eine ehrfurchtslose, schaulustige Öffentlichkeit zu zerren und Verwirrung zu stiften? Wer wollte darauf Antwort geben? Ob der Fall des Hamburger Stigmatisierten jemals restlos geklärt wird?

Der heilige Johannes vom Kreuz und eine angeblich Stigmatisierte

In Lissabon befand sich eine Stigmatisierte, Schwester Marie von der Heim-suchung, Oberin des Klosters der Dominikanerinnen. Von nah und fern kamen die Menschen, um sie zu sehen. In den Augen ihrer Bewunderer war sie eine echte Stigmatisierte, und ihr Fall wurde von den Theologen eifrig erörtert. Die meisten waren der Ansicht, daß die Stigmatisation der Nonne als Wunder anzusehen und auf göttlichen Einfluß zurückzuführen sei. Nur Johannes vom Kreuz, der sich damals (im Frühjahr 1585) anlässlich eines allgemeinen Ordenskapitels der unbeschuhten Karmeliter in Lissabon aufhielt, hielt sich zurück. Seine Haltung überraschte seine Mitbrüder, die ihm daraus fast einen Vorwurf machten. Einer von ihnen, P. Augustin de los Reyes, lud ihn ein, mit ihm hinzugehen und sich die Nonne anzusehen. Johannes vom Kreuz wurde sehr ernst und antwortete darauf nur: „Warum wollt Ihr Euch einen Betrug ansehen? Schweigt, und Ihr werdet sehen, wie der Herr dieses Geschehen ins rechte Licht rücken wird!“

P. Augustin ließ sich nicht überzeugen und ging, die Nonne mit den fünf blutenden Wunden zu sehen. Bei der Abreise aus Granada war Johannes vom Kreuz von seinen Mönchen bedrängt und inständig gebeten worden, Reliquien von der Stigmatisierten aus Lissabon mitzubringen. Alle anderen taten es,

Johannes vom Kreuz als einziger nicht. Bei der Rückkehr nach Granada merkte er, daß sein eigener Reisebegleiter, P. Bartolomé, eindrucksvolle Erinnerungsstücke an die Stigmatisierte an sich genommen hatte: Wäsche, die von ihrem Blut gefärbt war, Fläschchen mit Wasser, in dem sie ihre Hände gewaschen hatte, und Bilder von ihren Wunden. Johannes vom Kreuz ließ alles wieder zurückgeben, und als er im Kloster de Los Martires, dessen Oberer er war, von seinen Mönchen wegen der portugiesischen Schwester mit Fragen bestürmt wurde, antwortete er fest: „Ich habe sie weder gesehen, noch habe ich sie sehen wollen, weil ich mich meines Glaubens geschämt hätte bei dem Gedanken, daß dieser nur durch ein Stück Wäsche oder ein Schauspiel dieser Art wachsen könnte!“

Tatsächlich wurde drei Jahre später erkannt, daß die Nonne ihre vielen Besucher getäuscht hatte. Sie wurde durch die Inquisition zur strengsten Buße verurteilt und starb später gottergeben.

Vision und Stimmen

Erscheinungen und Offenbarungen hat es in der Kirche zu allen Zeiten gegeben. In unseren Tagen häufen sich die Nachrichten über angebliche Visionen und Stimmen, besonders von Marienerscheinungen, in auffallender Weise. Daß solche Erscheinungen möglich sind, wird niemand grundsätzlich leugnen. Schreibt doch auch die Apostelgeschichte (2, 17 ff): „In den letzten Tagen, spricht der Herr, will ich von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch: aus Eingebung des Heiligen Geistes werden reden eure Söhne und Töchter, Gesichte sehen werden eure Männer und Traumgesichte eure Greise; über meine Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen. Ich will Wunderzeichen wirken am Himmel oben und Zeichen auf der Erde unten.“ Es wäre unbillig, alle Visionen, von denen in unserer Zeit berichtet wird, von vornherein abzulehnen und sie als Fabeleien und Phantastereien abzutun. Ebenso unbillig wäre es aber auch, leichtgläubig und ungeprüft solche Dinge als echt anzunehmen. Wir müssen uns vor Wunderscheu hüten, aber auch vor Wundersucht, vor Leichtgläubigkeit, wie auch vor Ungläubigkeit. Es gibt ohne Zweifel neben echten, von Gott gewirkten Erscheinungen auch eingebildete, bei denen es sich um parapsychologische Phänomene handelt, um Auswirkungen der Hysterie oder der Paranoia, um Halluzinationen oder um eine irregeleitete Erömmigkeit. Zu prüfen, ob Erscheinungen göttlichen Ursprungs sind oder nicht, ist schwer und erfordert große Vorsicht. Der Jesuit Scaramelli schreibt: „Nicht alles ist Gold, was glänzt, sagt das Sprichwort, und das gilt auch von den Visionen. Hier verbirgt sich gar oft der Vater der Finsternis unter einem glänzenden Gewand, um uns

zu täuschen und zu hintergehen.“ Die heilige Theresia von Avila berichtet darüber aus eigener Erfahrung: „Drei- oder viermal hat mich, wie es mir scheint, der Teufel täuschen wollen, da er mir durch sein Blendwerk den Herrn auf jene Weise vortäuschte, wie er mir erschienen war. Wenn er jedoch auch die Körpergestalt des Herrn annimmt, so kann er sie doch nicht in jener Herrlichkeit nachahmen, die man schaut, wenn die Vision von Gott ist. Wenn Christus, die seligste Jungfrau oder ein Heiliger erscheint, so sagen sie nichts anderes, als was wahr, was wichtig, was heilig, was für die Seele nützlich ist und zur Ehre Gottes gereicht. Hingegen sind die Dinge, die bei falschen Visionen gesprochen werden, eitel und unnütz, nicht selten auch unwahr und schädlich. Stammen die Visionen vom bösen Feind, so pflegt er Wahres und Gutes mit Falschem und Schlechtem zu vermengen, damit sein Betrug um so mehr angenommen werde... *Heilige Visionen* bringen immer Liebe zu Gott, Hinneigung zu den himmlischen Dingen, Entsagung der irdischen Freuden, Verlangen nach Abtötung und Buße... *Falsche Visionen* bewirken nichts von alledem. Im Gegenteil, wenn eine Person oft solche Gesichte hat und an ihnen hängt, wird sie eitler, ungehorsamer, hartnäckiger im Festhalten ihrer eigenen Ansicht, ungeduldig und reizbar gegen andere...“ Katharina von Siena, die häufig Visionen hatte und in ihrer Demut vom Zweifel an ihrer Echtheit geplagt wurde, wurde von Jesus belehrt: „Meinen eigenen Gesichtern folgt eine gewisse Angst, nach ihrer Entfaltung empfindest du ein wachsendes Gefühl der Sicherheit. Zuerst bringen meine Gesichte Bitternis, später Trost und Stärke. Die Gesichte des Teufels schaffen zuerst Sicherheit und Süßigkeit, enden aber in Schrecken und Bitternis... Weil ich die Wahrheit bin, führen meine Gesichte zu immer tieferer Erkenntnis der Wahrheit. Und darum ist es gut, daß die Seele mich und sich selbst kennenlernt. Das ist der Sinn der Demut. Die Gesichte des Teufels aber machen die Seele stolz, denn er ist der Vater der Lüge und des Hochmuts.“

Der sehr kritische P. Karl Rahner S. J. sagte, man werde die Echtheit einer Vision nur dann außer Zweifel setzen können, wenn die visionäre Erfahrung durch nachprüfbare Wunder von Gott bestätigt sei. Liege eine solche Bestätigung nicht vor, so könne man nur in den seltensten Fällen zu einem berechtigten und klaren Schluß kommen. Wenn in unserer Gegenwart Erscheinungen vor sich gingen, die Gott durch physisch greifbare und vom Lehramt der

Kirche als solche anerkannte Wunder bestätigt habe, werde der Christ seine Zustimmung wohl nicht verweigern, wenn auch ein zustimmendes Urteil der Kirche in solchen Dingen niemand zur unbedingten Zustimmung verpflichte.

Aus den vielen Berichten von Visionen aus alter und neuer Zeit wollen wir einige wenige anführen, unter Ausschluß jener Erscheinungen unserer Tage, die von der Kirche nicht anerkannt sind.

Konstantin der Große

Eine der bekanntesten Visionen ist die Konstantins des Großen aus dem Jahre 312. Sie ist freilich geschichtlich immer noch umstritten. Als Konstantin, damals noch ein Heide, gegen seinen Mitkaiser Maxentius zur Entscheidungsschlacht zog und der Sieg über den stärkeren Gegner äußerst unsicher war, hatte er ein ungewöhnliches Erlebnis. Der heilige Eusebius, dem der Kaiser unter eidlicher Bekräftigung davon erzählte, berichtet:

Als Konstantin voll Sorge und Nachdenken über seine Lage gegen Maxentius zog, sei ihm vollkommen klar geworden, allein, ohne höhere Hilfe, niemals den Sieg erringen zu können. Ungewiß, welchem der Götter er sich anvertrauen sollte, sei er auf den Gedanken gekommen, den Gott seines Vaters, der sich ihm schon öfter hilfreich erwiesen habe, anzuflehen. Während dieser Gedanke ihn beschäftigte, sah er eine wunderbare Erscheinung am Himmel. Mittags habe er mit seinen eigenen Augen das Zeichen des Kreuzes gesehen, aus Licht gebildet, schwebend über der Sonne. Darunter war die Inschrift: In diesem Zeichen siege! Während der folgenden Nacht sei ihm Christus im Traum erschienen mit dem am Himmel gesehenen Zeichen und habe ihm befohlen, das Zeichen nachzubilden und es als Schutzmittel in den Kämpfen zu gebrauchen. Darauf ließ Konstantin auf das Reichspanier in einem goldenen Kranz das Monogramm (die ersten beiden, griechisch geschriebenen Buchstaben X und P) des Namens Christi heften und empfahl sich und sein Heer dem Kreuz Christi. Sein Vertrauen auf die Hilfe des Christengottes wurde nicht getäuscht. Konstantin errang einen glänzenden Sieg. Damit war für das bisher blutig verfolgte Christentum die Stunde der Freiheit und staatlichen Anerkennung angebrochen.

Teresa von Avila.

Jeanne d'Arc

Die Heilige war mit fortgesetzten mystischen Ansprachen, Visionen und Ver-zückungen begnadet. Dieser mystische Verkehr mit Gott war auch von äußerlich wahrnehmbaren ungewöhnlichen Wirkungen, wie ekstatischem Schweben, Leuchten des Angesichts, völliger Empfindungslosigkeit während längerer Zeit, begleitet. Von einem besonderen Vorgang erzählt sie: „Es gefiel dem Herrn, mich mit folgendem Gesicht zu begnaden. Ich sah neben mir, zu meiner linken Seite, einen Engel in leiblicher Gestalt. In dieser Weise sah ich sie selten. Obgleich mir oft Engel erscheinen, so geschieht dies doch gewöhnlich, ohne daß ich sie sehe, sondern in der Weise der intellektuellen Vision. Hier aber wollte der Herr, daß ich den Engel in leiblicher Gestalt sehen sollte. Er war nicht groß, sondern klein und sehr schön. Sein Angesicht war so entflammt, daß er mir als einer der erhabensten Engel vorkam, welche ganz in Flammen zu stehen scheinen. In den Händen des mir erschienenen Engels sah ich einen langen goldenen Wurfpeil, und an der Spitze des Eisens schien mir ein wenig Feuer zu glänzen. Es kam mir vor, als durchbohre er mit dem Pfeil einige Male mein Herz bis ins Innerste, und wenn er ihn wieder herauszog, war es mir, als zöge er diesen innersten Herzteil mit heraus. Endlich verließ er mich, ganz entzündet von feuriger Liebe zu Gott. Der Schmerz dieser Verwundung war so groß, daß er mir Klageseufzer auspreßte; aber auch die Wonne, welche dieser gewaltige Schmerz verursachte, war so überschwänglich, daß ich unmöglich von ihr frei zu werden verlangen noch mit etwas Geringerem mich begnügen konnte als mit Gott. Es ist dies kein körperlicher, sondern ein geistiger Schmerz, obwohl auch der Leib, und zwar nicht wenig, an ihm teilnimmt. Der Liebesverkehr, der nunmehr zwischen der Seele und Gott stattfindet, ist so süß, daß ich zur Güte des Herrn flehe, er wolle ihn dem zu kosten geben, der etwa meint, ich lüge hierin.“

Es wird behauptet, daß das im Kloster zu Alba aufbewahrte Herz der Heiligen deutliche Spuren einer Verwundung zeige, die natürlicherweise ihren Tod hätte herbeiführen müssen. Mit kirchlicher Erlaubnis feiert der Karmeliterorden alljährlich am 27. August das Fest Transverberationis cordis S. Teresiae (der Herzdurchbohrung der heiligen Theresia), das auf ganz Spanien ausgedehnt wurde.

Die Jungfrau von Orléans wurde durch himmlische Stimmen zu ihrem großen Werk der Befreiung Frankreichs gerufen. Als sie später vor Gericht gestellt und verhört wurde, gab sie an, daß sie im Alter von dreizehn Jahren eine göttliche Stimme gehört habe, die ihr helfen und sie führen wollte. Zuerst war sie sehr erschrocken; sie hörte diese Stimme gegen zwölf Uhr mittags, im Sommer, im Garten des Vaters. Sie hörte die Stimme von rechts, von der Seite der Kirche her. Es kam selten vor, daß sie die Stimme hörte, ohne gleichzeitig auch ein Licht zu sehen. Dieses leuchtete stets von der gleichen Seite, von der sie die Stimme hörte; und in der Regel war das Licht sehr stark. Als sie dann nach Frankreich kam, hörte sie diese Stimme oft. Sie sagte auch, so steht im Gerichtsprotokoll, daß sie, wenn sie sich im Wald befand, oft hörte, wie ihr die Stimme entgegenkam. Und sie meinte, daß es eine edle Stimme war, und glaubte, daß diese Stimme von Gott gesandt sei. Sie sagte ferner, daß diese Stimme sie stets gut beschützte und daß sie genau verstand, was sie sagte. Später erklärte sie, es sei der Erzengel Michael gewesen, der ihr damals mit dreizehn Jahren erschienen sei, umgeben von himmlischen Heerscharen. Auch die beiden heiligen Jungfrauen Katharina und Margareta erschienen ihr öfter. Als die Richter fragten, ob sie wirklich Michael und die Engel und die Heiligen mit eigenen Augen gesehen habe, antwortete sie: „Ich sah sie mit eigenen Augen, so deutlich, wie ich Euch sehe, und als sie verschwanden, weinte ich, und ich hätte es so gern gesehen, wenn sie mich mit sich genommen hätten.“

Die himmlische Stimme forderte das Mädchen auf: „Tochter Gottes, du sollst dein Dorf verlassen und nach Frankreich ziehen.“ Erschrocken sagte Johanna: „Ich bin ja bloß ein armes Mädchen, das weder reiten noch fechten kann.“ Aber die Stimme wiederholte ihre Mahnung Tag für Tag. „Nimm dein Banner vom König des Himmels entgegen – nimm es nur beherzt, und Gott wird dir weiterhelfen . . . Du sollst den Dauphin (Thronfolger) nach Reims führen, damit er dort gekrönt werden kann.“

Man hat versucht, diese „Stimme“ als Einbildung eines hysterischen Mädchens abzutun. Aber wie alle unvoreingenommenen Untersuchungen ergaben, konnte es sich hier nur um Erscheinungen handeln, die von Gott kamen.

Katharina von Siena

Dieser Heiligen zeigte sich Christus wiederholt. Als sie eines Tages betete, erschien ihr Jesus und sagte: „Tochter, weißt du, wer du bist, und wer Ich bin? Wenn du diese beiden Dinge weißt, wirst du besonders glücklich werden. Du mußt wissen, daß du jemand bist, der durchaus nichts ist. Aber Ich bin der, der ist. Wenn diese Erkenntnis Besitz deiner Seele geworden ist, wird dich der Teufel nie betrügen können. Du wirst, ohne zu leiden, all seinen Fallstricken und all seiner List entgehen. Dann wirst du nie einer Sache zustimmen, die Meinen Geboten widerspricht. Ohne jede Schwierigkeit wirst du alle Gnadengaben und alle Tugenden der Liebe erlangen.“

Ein andermal lehrte Jesus sie folgenden Gedanken: „Meine Tochter, denke immer an Mich; und Ich verspreche, an dich zu denken. Leere dein Herz von allen Sorgen und Kümernissen. Denke nur an Mich und ruhe dich in Mir aus! Und sei dessen gewiß, daß Ich an dich denke. Ich kann und will dich mit allem, was du brauchst, reichlich versorgen.“

Mitunter waren die Visionen der Heiligen intellektuell, Einblicke in die übersinnliche Wirklichkeit, die zu ihr kam, ohne Gesichts- und Lautbilder wachzurufen. Wenn sie in ihrer Zelle kniete und ihre leiblichen Organe gegenüber dem Leben im Hause und dem Lärm der Gasse vor ihrem Fenster wie taub waren, hörte sie die Stimme des Geliebten „mit den Ohren der Seele“, sie antwortete und betete und fragte Ihn, ohne ihre Lippen zu bewegen. Aber zuweilen wurden ihre Visionen auch zu Gesichtern und Worten, die sie hörte. Sie sah Christus am Kreuz; oder er ging in ihrer Zelle umher, während er mit ihr sprach. Zuweilen kam er allein, aber dann war auch seine seligste Mutter bei ihm. Oder er kam im Gefolge von einigen seiner Heiligen.

Als die Heilige unter den heftigsten Versuchungen zu kämpfen hatte und ein ganzes Heer von Teufeln sie umlagerte und bedrängte, fragte sie den Herrn, als wieder Ruhe in ihr Herz eingekehrt war: „Mein innigst geliebter Herr, wo warst du, daß mein Herz von einer solch fürchterlichen Bitternis erfüllt wurde?“ Der Herr gab ihr zur Antwort: „Ich war in deinem Herzen. Meine Anwesenheit verursachte die Sorge und die Bitternis, die du, wie Ich weiß, fühltest, als dich die Teufel umtobten. Und Meine Gnade bewachte dein Herz, daß du den Versuchungen der Dämonen widerstehen konntest. Ich

ersparte dir diese Kämpfe nicht, wie du wünschtest, denn Ich hatte Freude an deinem Kampf um deine Ehrenkrone. Doch als du so ritterlich aus Liebe zu Mir alle Leiden aushalten wolltest, wurdest du von diesen Versuchungen der Hölle befreit, weil es Mein Wille war. Und weil du ritterlich kämpftest, hast du noch mehr Gnade gewonnen . . .“

Johannes vom Kreuz

Von Johannes vom Kreuz, der gegenüber Visionen äußerst zurückhaltend war und über die Gunstbezeugungen, die Christus ihm erwies, demütiges Schweigen beobachtete, kam beim Seligsprechungsprozeß eine Vision zur Sprache: Entflammt von Liebe zum Leiden betrachtete der Heilige eines Tages das Kreuz. Plötzlich hatte er eine eigenartige Vision. Er sah den Gekreuzigten mit Wunden bedeckt, die Glieder verrenkt, das Antlitz blutübertonnen und in einem unkenntlichen Zustand. Es war ein Anblick, erschütternd und lähmend zugleich, ein Anblick, der sich mit einer solchen Deutlichkeit und Lebhaftigkeit darbot, daß Johannes ihn nachher in einer Skizze mühelos festhalten konnte. Die Wirkung dieser Vision war ein aufrüttelnder Durst nach Leiden.

Hildegard von Bingen

Diese „größte Frau Deutschlands“ erfuhr schon im frühen Kindesalter das Geheimnis verborgener, wunderbarer Gesichte. Im Alter von zweiundvierzig Jahren erhielt sie die Berufung zur prophetischen Seherin. Aus einem großen Glanz hörte sie eine himmlische Stimme: „Gebrechlicher Mensch, Asche von Asche, Moder von Moder, sage und schreibe, was du siehst und hörst! Doch weil du schüchtern bist zum Reden, einfältig zur Auslegung und ungelehrt, das Geschaute zu beschreiben, sage und beschreibe es nicht nach der Redeweise der Menschen, nicht nach der Erkenntnis menschlicher Klügelei noch nach dem Willen menschlicher Auffassung, sondern aus der Gabe heñaus, die dir in himmlischen Gesichtern zuteil wird.“ Während dieser Worte durchflutete das Licht ihren ganzen Körper, sie empfand das Leuchten wie eine wärmende

Flamme, und es enthüllten sich ihr tiefe Geheimnisse, die für sie vorher versiegelt waren. Es waren keine im Traum gesehenen Phantasiegebilde, zumal das feurige Licht ihr stets gegenwärtig blieb. Das Licht war weder an Ort noch an Zeit gebunden, sie empfand es als viel heller denn die Sonne, in die der Mensch nicht hineinschauen kann. Es fehlten der Heiligen die Worte, es zu beschreiben. Sie selbst versicherte: „Die Gesichte, die ich schaue, empfangen ich nicht in traumhaftem Zustand, nicht im Schlaf oder in Geistesgestörtheit, nicht mit den Augen des Körpers oder den Ohren des äußeren Menschen und nicht an abgelegenen Orten, sondern wachend, besonnen und mit klarem Geist, mit Augen und Ohren des inneren Menschen, an allgemein zugänglichen, öffentlichen Orten, so wie Gott es will. Wie das geschieht, ist für den mit Fleisch umkleideten Menschen schwer zu verstehen.“

Jakob Rem S. J.

Jakob Rem, der Gründer der ersten Marianischen Kongregation in Deutschland, der große Apostel der Jugend und Kündler der dreimal wunderbaren Mutter, hatte während einer Andacht im Jesuitenkolleg zu Ingolstadt eine Marienerscheinung. Die Studenten sangen die Lauretanische Litanei, während P. Rem in Andacht versunken in einer Ecke der Kapelle kniete. Da schwebte er plötzlich in kniender Haltung empor und schaute die himmlische Mutter in überirdischem Glanz. Als die Sänger bei der Anrufung „Mater admirabilis – wunderbare Mutter“ angelangt waren, verschwand die Erscheinung. Der Diener Gottes ging rasch auf die nur einige Schritte neben ihm stehenden Sänger zu und befahl ihnen, diese Anrufung noch ein zweites- und ein drittesmal zu wiederholen. Den darüber erstaunten Patres und Schülern gestand P. Rem nach dem Gottesdienst die besondere Erscheinung und Erleuchtung der Gottesmutter. Begreiflicherweise wurde dieses Ereignis im Kolleg und in der Hochschule viel besprochen und bald in weitesten Kreisen bekannt. Das Maria-Schnee-Bild in der Kapelle hieß fortan die „dreimal wunderbare Mutter“, und die Anrufung der Litanei wurde nicht nur in Ingolstadt, sondern auch an anderen Orten dreimal wiederholt. An manchen Orten hat sich dieser Brauch bis heute erhalten.

Maria von Escobar

Aus den Schriften der 1633 verstorbenen gottseligen Maria von Escobar, einer Freundin der heiligen Theresia von Avila, führen wir die berühmte Vision vom göttlichen Meere an: „Die Engel umgaben mich und trugen mich, geführt von der Herrlichkeit des Herrn, gleichsam durch alle Himmel. Dann ließen sie mich nieder am Rande eines unermesslichen Ozeans, der die Größe Gottes, seine Weisheit, seine Wesenheit selbst war. Dann versenkten sie mich in diesem unergründlichen Meer der göttlichen Wesenheit, der unfassbaren, unbegreiflichen Weisheit Gottes. Ich war darin wie versenkt und verloren. Kein Wort vermag das wiederzugeben, was da zwischen Gott und meiner Seele vorging, noch die Größe Gottes, die sich mir offenbarte. Ich blieb einige Zeit in diesem Ozean versenkt. Dann führten mich die Engel ans Ufer. Ich ruhte etwas aus, um Kraft zu gewinnen. Darauf versenkten mich die Engel wiederum mit noch größerer Kraft in dieses Meer, so daß ich viel tiefer als das erste Mal darin untersank. Dann führten sie mich wieder ans Ufer. Und sie fragten mich: ‚Ist Gott noch tiefer?‘ Meine Seele wurde dabei mit einer Erkenntnis erleuchtet, die ihr zeigte, daß das, was sie von der göttlichen Unermesslichkeit gesehen hatte, noch sehr wenig sei im Vergleich zu dem, was zu schauen ihr noch übrigbliebe. Und meine Seele rief: Ja, Gott ist noch tiefer! . . . Darauf tauchten mich die Engel aufs neue in dieses leuchtende Meer, und ich erhielt eine ungleich größere Erleuchtung, eine viel vollkommenere Erkenntnis der Wesenheit Gottes und der geheimnisvollen Finsternis. Und hernach zogen mich die Engel wiederum ans Land und setzten mich ans Ufer. Und sie wiederholten die Frage: ‚Ist Gott noch tiefer?‘ Und ich wurde noch mehr erleuchtet und gewann noch größere Erkenntnis, so daß ich zur Antwort geben mußte: Ja, Gott ist noch tiefer! . . . Da tauchten mich die Engel, wie mir schien, bis auf den Grund dieses Meeres, und hernach fragten sie mich wieder: ‚Ist Gott noch tiefer?‘ Und meine Seele, noch mehr erleuchtet, achtete nur auf die Unendlichkeit der Dinge, die noch zu erkennen und zu schauen übrigblieb, und antwortete: Ja, Gott ist noch tiefer, ist noch unendlichmal tiefer . . .“

*

Die Marienerscheinungen von La Salette, von Lourdes und Fatima sind so bekannt, daß sich ein Bericht darüber erübrigt. Von der *Fatima-*

Offenbarung sei lediglich die Vision über die Hölle angeführt. Pater Lombardi, der vom Erzbischof von Coimbra die Erlaubnis erhalten hatte, die noch lebende Seherin Luzia im Karmeliterinnenkloster zu sprechen, berichtete, wie Luzia zu ihm sagte: „Herr Pater, wenn die große Erneuerung nicht erfolgt und die Welt so weiterfährt, wie es gegenwärtig geschieht, dann wird nur ein geringer Teil der Menschheit gerettet.“ Auf die Frage des Paters: „Glauben Sie wirklich, daß viele in die Hölle kommen? Ich meinerseits glaube, daß Gott einen Großteil der Menschen rettet“, meinte Luzia:

„Herr Pater, viele werden verdammt!“

„Sicherlich“, meinte der Pater, „die Welt ist voll Laster. Aber es gibt doch immer noch die Hoffnung auf die ewige Rettung.“

„Nein, Herr Pater, viele werden verlorengehen.“

Man muß bei diesen Worten bedenken, daß Luzia anlässlich der Erscheinungen eine Vision über die Hölle hatte, die sie nicht nachzulesen vermag, ohne zu zittern. Im Gehorsam und mit Erlaubnis des Himmels schrieb sie nach der Erscheinung nieder:

„Nach den letzten Worten öffnete die Muttergottes die Hände . . . Das Strahlenbündel, das davon ausging, schien in die Erde einzudringen, und wir sahen etwas wie ein großes Feuermeer und in ihm versunken schwarze, verbrannte Wesen, Teufel und Seelen in Menschengestalt, die fast wie durchsichtige, glühende Kohlen aussahen. Sie wurden innerhalb der Flammen in die Höhe gezogen und fielen wie Funken, die gewichtlos waren und doch nicht schwebten, in die große Glut zurück. Dabei stießen sie so entsetzliche Klagelaute, Schmerzens- und Verzweiflungsschreie aus, daß wir vor Grauen und Schrecken zitterten. Die Teufel hatten die schreckliche und widerliche Gestalt unbekannter Tiere, waren jedoch durchsichtig wie glühende Kohlen. Dieses Gesicht dauerte einen Augenblick. Wir müssen unserer gütigen himmlischen Mutter danken, daß sie uns vorher den Himmel versprochen hatte; ich glaube, sonst wären wir vor Schrecken und Entsetzen gestorben.

Gleichsam um ihre Hilfe zu erbitten, blickten wir zur Madonna auf. Da sagte sie voll Güte und Traurigkeit: „Ihr habt die Hölle gesehen, auf welche die armen Sünder zugehen. Um sie zu retten, will der Herr die Andacht zu meinem Unbefleckten Herzen in der Welt einführen. Wenn man das tut, was ich euch sage, werden viele Seelen gerettet, und der Friede wird kommen. Wenn

man es nicht tut, wenn man nicht aufhört, den Herrn zu beleidigen, wird sich die göttliche Gerechtigkeit durch neue, noch schwerere Strafen offenbaren.“ Pater Lombardi schließt seinen Bericht mit den Worten: „Die Aussagen Luzias erschütterten mich. Nach Italien zurückgekehrt, bin ich fester denn je entschlossen, mich für eine bessere Welt einzusetzen.“

Die „Jungfrau der Offenbarung“ von Tre Fontane

Viel Aufsehen machte weit über Italien hinaus eine Muttergotteserscheinung in Tre Fontane bei Rom. An einem Apriltag 1947 machte der römische Straßenbahnschaffner Bruno Cornachiola mit seinen drei Kindern einen Ausflug zu dem Eukalyptuswäldchen bei Tre Fontane. Der Mann war vor fünf Jahren vom katholischen Glauben abgefallen. Als fanatischer Kommunist duldete er zu Hause kein religiöses Zeichen mehr. Alle religiösen Bilder, Rosenkränze, Kommunionandenken warf er ins Feuer, das Kreuzifix nahm er von der Wand und warf es in den Abfalleimer.

In der Stille von Tre Fontane wollte Cornachiola an einem Vortrag arbeiten, den er gegen die katholische Kirche und besonders gegen die Muttergottesverehrung zu halten gedachte. Seine Kinder vergnügten sich unterdessen mit Ballspiel. Nach einiger Zeit beobachtete Cornachiola, wie seine Kinder, die in einer Höhle ihren verlorengegangenen Ball suchten, plötzlich mit gefalteten Händen niederknieten und mit einem verzückten Lächeln auf den Gesichtern immer wiederholten: „Che bella Signora, che bella Signora!“ Nicht mit guten Worten und nicht mit Gewalt ließen sich die Kinder vom Vater in ihrem seltsamen Benehmen stören und zum Aufstehen und Fortgehen bewegen. Der Mann wußte sich ihr Benehmen nicht zu erklären. Er fürchtete, seine Kinder seien verhext. „Was geschieht hier?“ fragte er. „Sind Hexen in dieser Grotte? Ist der Teufel da?“ Wütend schrie er in die Grotte hinein: „Wer bist du, da drin? Komm heraus!“ In seiner Verwirrung und Angst besann sich der Kommunist auf Gott und rief: „Mein Gott, rette uns!“

Da sah er zwei schneeweiße Hände, die sich ganz langsam ihm näherten. Es war ihm, als würde eine Binde von seinen Augen genommen. Plötzlich

strahlte aus der Grotte ein herrliches Licht, das immer schöner wurde, und in diesem Licht sah er ein weibliches Wesen, eine wahrhaft bella Signora. Sie stand auf einem Tuffstein, barfuß, in ein weißes Gewand gehüllt, mit rosafarbenem Gürtel. Vom Haupt hing ein grüner, mantelähnlicher Schleier nieder. Die Haare waren schwarz, das Gesicht olivenfarben. In der Rechten hielt die Gestalt ein graues Büchlein, mit der Linken wies sie auf die Erde. Dort lag ein zertrümmertes Kreuz — das Kreuz, das Cornachiola daheim zerstört hatte.

Etwa anderthalb Stunden lang sprach die Gestalt mit dem erschütterten Mann, für den kein Zweifel bestand, daß es die Muttergottes war, die zu ihm sprach. Von dem, was Maria sprach, hat Cornachiola mit Erlaubnis der kirchlichen Oberen bisher nur Weniges bekanntgegeben. Sie bezeichnete sich als „die Jungfrau der Offenbarung“ und wies ähnlich wie in Lourdes und Fatima auf das tägliche Rosenkranzgebet und die Beobachtung der Herz-Jesu-Freitage hin. Als Beweis, daß es sich bei der Vision nicht um ein Trugbild des Teufels oder eine krankhafte Einbildung handle, gab Maria Cornachiola ein Zeichen, das sich hinterher genau erfüllte. Cornachiola war von diesem Tage an völlig umgewandelt. Seine Bekehrung war eine dauernde. Fünfmal im ganzen durfte er die Muttergottes sehen und von ihr Weisungen entgegennehmen. Die Kirche hat bis jetzt die Erscheinungen von Tre Fontane noch nicht amtlich anerkannt, aber sie duldet Wallfahrten dorthin und die Anrufung der „Jungfrau der Offenbarung“.

Beauraing

Im Jahre 1932 wurde Belgien in Erregung versetzt durch die Erscheinungen der seligsten Jungfrau in Beauraing. Vier Kinder (von neun bis fünfzehn Jahren) sahen in einer lichten Erscheinung die Muttergottes. „Sie trägt ein weißes Kleid mit bläulichem Schimmer. Der untere Saum des Kleides bedeckt die Füße und verliert sich in einer weißen Wolke. Die Hände sind gefaltet, zum Himmel schauend oder uns anblickend, lächelte sie. Auf dem Kopf trägt sie einen langen weißen Schleier, der über ihre Schultern fällt und bis unter die Arme reicht. Rund um das Haupt hat sie Strahlen, viele Strahlen, die ganz

gerade, sehr dünn und alle gleich lang sind. Die Strahlen sind nicht miteinander verbunden und scheinen vom Haupt auszugehen. Die Erscheinung ist sehr hell, sehr strahlend, aber ihr Licht, obwohl es sehr stark ist, schmerzt die Augen nicht. Es ist, als hätte sie elektrische Lampen im Kopf. . . Der Glorionschein ist wie Strahlen echten Goldes, wie Strahlen der Sonne. Die Gestalt ist klein, ihr Angesicht sehr jugendlich und lieb, doch nicht wie das eines Kindes. Am rechten Arm hängt ein Rosenkranz. Beim Scheiden breitet sie die Arme weit aus, wie der Priester beim Dominus vobiscum in der Messe. Auf der Brust sieht man ein goldenes Herz.“ Die Erscheinung gab sich den Kindern als die „Unbefleckte Jungfrau“ zu erkennen und sie mahnte wiederholt: „Betet! Betet viel! Betet immer!“ Als sie den Kindern zum letztenmal erschien, vertraute sie jedem Kind ein Geheimnis an und sagte: „Ich werde die Sünder bekehren. . . Ich bin die Mutter Gottes, die Königin des Himmels.“ Die Echtheit der Erscheinungen wurde im Jahre 1943 durch ein amtliches Dekret anerkannt. „Nachdem alles genau erwogen und der Tatsache Rechnung getragen wurde, daß eine Strömung ernster und tiefer Frömmigkeit die Gläubigen nach Beauraing zieht, eine Strömung, die weder durch die augenblicklichen schwierigen Verhältnisse, noch durch die äußerste Zurückhaltung der bischöflichen Behörde vermindert wird, glaubt die Kommission, daß die bischöfliche Behörde die öffentliche Verehrung Unserer Lieben Frau von Beauraing gestatten könne.“

Banneux

Einige Monate nach der Erscheinung in Beauraing zeigte sich Maria 1933 in dem nicht weit von Lüttich gelegenen Ort Banneux der zwölfjährigen Mariette Beco. Hier nannte sich die „schöne, leuchtende Dame“, die sich dem Mädchen wiederholt zeigte, die „Jungfrau der Armen“, und sie sagte: „Ich komme, um den Kranken Linderung zu verschaffen.“ Auch diese Erscheinungen von Banneux fanden die Anerkennung der Kirche. In einem Hirtenbrief von 1949 schrieb der Bischof von Lüttich: „Zweimal schon, 1942 und 1947, haben wir öffentlich, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, die Echtheit der Erscheinungen von Banneux anerkannt. Heute, nach weiteren Jahren des Gebetes und der Untersuchung, glauben wir, ihre Echtheit mit gutem Gewissen anerkennen

zu dürfen und zu müssen — die Echtheit der acht Erscheinungen der heiligen Jungfrau vor Mariette Beco.“ Heute steht am Erscheinungsort ein großes, schönes Heiligtum zu Ehren der „Jungfrau der Armen“. Hunderttausende sind schon nach Banneux gewallfahrtet und haben dort Trost und Linderung ihrer Sorgen und Leiden gefunden.

Die weinende Madonna von Syrakus

Es sind nicht immer fromme oder heiligmäßige Menschen, die mit Erscheinungen begnadet werden. Wie in Tre Fontane so war es auch in Syrakus eine Kommunistenfamilie, die von Maria für ein gnadenvolles Geschehen ausgewählt wurde. Angelo und Antonina Jannuso hatten im März 1953 geheiratet. Angelo, ein kommunistischer Landarbeiter, besuchte nie die Kirche, seine Frau war nicht viel frömmel. An der Wand ihres Schlafzimmers hatten sie ein Marienfigürchen aus Terrakotta hängen, das sie als Hochzeitsgeschenk erhalten hatten und das sie im Schlafzimmer anbrachten, nicht aus Verehrung gegen Maria, sondern weil es eben so Brauch war. Nach einer der nicht selten heftigen Auseinandersetzungen zwischen den jungen Eheleuten, bei der Angelo wütend geschrien hatte: „Ich werfe die Madonna zum Fenster hinaus!“, sah Frau Antonina die blauen Augen Mariens voll Tränen. Die Tränen rollten klar und im Lichte glänzend die Wangen herunter und fielen auf das Kissen. Nicht nur sie, sondern auch ihre dazugekommenen Angehörigen, die Mutter, die Schwägerin, die Tante, sahen die Madonna weinen. Die Kunde von der weinenden Madonna verbreitete sich in der Nachbarschaft, in der ganzen Stadt. Bürgermeister und Polizeipräsident erschienen, um den „Schwindel“ aufzudecken und dem „Unfug“ ein Ende zu machen. Die Pfarrgeistlichkeit wurde verständigt. Alle sahen, wie Maria weinte. In hellen Scharen kamen die Menschen herbeigeeilt, nicht bloß aus Syrakus, sondern auch aus weiter Umgebung. Alle waren tief erschüttert, viele zu Tränen gerührt. Ungefähr vier Tage lang weinte die Madonna, wie ungezählte Zeugen sahen. Als die Tränen versiegt waren, setzte eine Fülle von wunderbaren Krankenheilungen ein. In einem Monat wurden mehr als dreihundert uner-

klärliche Heilungen ärztlich kontrolliert. Die anfangs begreiflicherweise äußerst zurückhaltenden Bischöfe Siziliens konnten sich schließlich der Auffassung nicht verschließen, daß es sich hier wirklich um ein übernatürliches, wunderbares Geschehen handle. Auf ihren Bericht nahm Pius XII. (1954) Bezug, als er sagte: „Der Apostolische Stuhl hat bisher in keiner Weise ein Urteil abgegeben über die Tränen, die ein Marienbild, wie man behauptet, in einer bescheidenen Arbeiterwohnung vergossen haben soll. Wir haben nicht ohne tiefe Rührung von der einmütigen Erklärung der sizilianischen Bischöfe Kenntnis genommen. Maria ist ohne Zweifel im Himmel ganz glücklich, und Schmerz und Trauer sind ihr unbekannt. Sie bleibt aber dort oben nicht gleichgültig, im Gegenteil: Liebe und Mitleid erfüllen sie für das arme Menschengeschlecht, dem sie zur Mutter gegeben wurde. Werden die Menschen die geheimnisvolle Sprache dieser Tränen verstehen?“

*

Die Zeitschrift „Der große Entschluß“ hat eine Liste von Marienerscheinungen zwischen 1930 und 1950 veröffentlicht. Diese Liste umfaßt 29 Orte, an denen Erscheinungen stattgefunden haben sollen. Bei der Untersuchung der Ursachen für die Häufung der Erscheinungen kommt P. Strangfeld zu dem Ergebnis, daß die Bereitschaft für Erscheinungen bei den meisten daher komme, daß sie von „Existenzangst, äußerer und innerer Hilflosigkeit und von unreifer Frömmigkeit zum Glauben an außergewöhnliches Eingreifen überirdischer Mächte gedrängt werden“.

Auf der heutigen Menschheit lastet der Alpdruck großer Angst, der Angst vor drohendem Unheil, vor schweren Katastrophen, vor einem neuen Weltkrieg, vor dem Untergang der Welt. In solchen Zeiten angstvoller Unruhe ist es verständlich, wenn da und dort Gerüchte von auffallenden Zeichen und Erscheinungen umgehen, wenn aufsehenerregende Meldungen von angeblichen „Wundern“ sich häufen. In solchen Zeiten schießen die Wahnvorstellungen krankhafter Hysteriker oder die Erfindungen gewissenloser Betrüger auf wie die Pilze nach warmem Regen. Neben den von der Kirche anerkannten Erscheinungen schwirren die Botschaften von allen möglichen unkontrollierbaren, seltsamen Ereignissen durch die Welt. Und überall gibt es eine Menge von Leichtgläubigen und Wundersüchtigen, die solche Dinge als wahre Botschaften des Himmels annehmen. Was hörte man in den letzten

Jahren und Jahrzehnten von auffallenden Erscheinungen am Himmel: Man wollte Kreuze gesehen haben, Schwerter, Dolche, Geißeln, Feuerkugeln, ein weißes Lamm mit Kreuz in der blutroten Sonne; man hörte von „Offenbarungen“ der verschiedensten Ordensschwester, von einer weinenden Madonna in Newcastle, in Entreveux und Ostia, von Marienerscheinungen in Heede, Pfaffenhofen, Heroldsbach, Reggio Emilia, Bergello . . . Bei den meisten der angeblichen Erscheinungen handelte es sich um Hirngespinnste. Einzelne sind von der Kirche ausdrücklich verworfen, wie etwa Heroldsbach, Pfaffenhofen, Heede.

Das Beispiel der Kirche, die mit äußerster Zurückhaltung und Behutsamkeit solchen aufsehenerregenden Vorkommnissen gegenübertritt und nur nach jahrelanger genauester Prüfung die Echtheit einer Erscheinung anerkennt, müßte allen Gläubigen zum Vorbild sein. Allen gilt die Mahnung des Apostels: „Prüft alles, und was gut ist, behaltet!“ (Thess. 2, 21) . . . Nur das, was gut ist, das heißt, was von der Kirche anerkannt ist.

Der Rosenregen von Lipa

Wie manchmal aufsehenerregende Mitteilungen von wunderbaren Erscheinungen entstehen und in die Welt hinausposaunt werden, zeigt das Beispiel vom „Rosenregen von Lipa“:

Nicht bloß in Deutschland, sondern auch in einer Reihe von anderen Ländern geht die Kunde von angeblichen Muttergotteserscheinungen von Mund zu Mund. In dem unter bolschewistischem Einfluß stehenden östlichen Mitteleuropa werden solche Erscheinungen, in denen sich ein eigenartiges Zeitphänomen religiösen Massenerlebens offenbart, in reicher Fülle gemeldet. Berichte über Marienerscheinungen liegen aus dem ganzen Raum zwischen Posen und Südserbien, Böhmen und Siebenbürgen vor. Es werden solche Erscheinungen aus fast allen Staaten dieses Raumes gemeldet: aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien. Neben Marienerscheinungen wird von den verschiedensten Himmelszeichen gesprochen, von Kreuz- und Hostienwundern, von Stigmatisierungen usw. Bei all diesen Ereignissen handelt es sich um wildwuchernde Gerüchte, die sich jeglicher Kontrolle durch kirchliche Stellen ent-

ziehen. In keinem einzigen Fall wurde bisher die Echtheit eines solchen Geschehnisses kirchlich anerkannt.

In Lipa auf den Philippinen erregte seit längerer Zeit eine angebliche Muttergotteserscheinung und ein damit verbundener geheimnisvoller Regen von Rosenblättern großes Aufsehen. Viele Katholiken des In- und Auslandes erblickten in Lipa bereits eine Art „Fatima des Fernen Ostens“. Zur nicht geringen Enttäuschung dieser Wundersüchtigen entschied nun eine Kommission von sechs Landesbischöfen, die unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Manila die ganze Angelegenheit lange und gründlich untersucht hatte, einstimmig, klar und bedingungslos auf Unechtheit der aus Lipa berichteten übernatürlichen Tatsachen: Bei den in Frage kommenden Vorkommnissen — angebliche Erscheinungen der Gottesmutter, die eine Postulantin der Karmeliterinnen gehabt haben wollte, und damit im Zusammenhang stehender Regen von Rosenblättern — sei nicht an übernatürliche Ursachen zu denken.

Wie Pater J. Hofinger S. J., Manila, im Klerusblatt, Salzburg, vom 26. Mai 1951 mitteilt, legen die Umstände die Vermutung nahe, daß hier bewußte Irreführung leichtgläubiger Frommer — darunter leider auch vieler Missionare und Theologieprofessoren verschiedener Seminare! — vorlag. Und zwar, wie es scheint, nicht bloß bewußter Betrug durch die unselige Seherin, sondern wohl auch durch die Kloostervorsteherung.

Jedenfalls dürfte der Rosenblätterregen, der mit den Erscheinungen in unlösbarem Zusammenhang steht und sicher unecht ist, kaum das Werk einer einzigen Person sein. Wie hätte eine gutgeführte Postulantin sich diese unzähligen Rosenblätter verschaffen, sie mühsam präparieren und unversehens in und außerhalb der Klausur auf die verwunderten Frommen herabregnen lassen können? Welch mühsame Vorbereitung benötigten diese Blätter, die, vielfach ganz fein und zart, aber sehr klar, das Bild des göttlichen Herzens oder der Gottesmutter oder des heiligen Josephs eingepreßt zeigten. Jedenfalls hat die Kloostergemeinde aus den angeblichen Erscheinungen sichtlich Nutzen gezogen: noch waren keine zwei Jahre seit den ersten Erscheinungen vergangen und schon stand an Stelle des früheren armen und recht armseligen Konvents ein modernes, mehrstöckiges Klostergebäude. Daß hier bewußte Irreführung im Spiel gewesen sei, wurde uns auch von nichtoffizieller, aber wohl-

unterrichteter Seite bestätigt. Gewiß läßt sich als Entschuldigung einigermaßen das bedauerliche Versagen der bischöflichen Führung in Lipa selbst anführen. Mit ihrer Genehmigung gingen Gebetszettel, Berichte, Broschüren hinaus, die für Lipa warben und auch den Anteil des Bischofs gebühlich hervorhoben. Daß Rom hierin anders dachte, zeigte sich allerdings gar bald durch den Rücktritt Monsignore Versozas von seinem bischöflichen Amt.

„Visionen“ einer Geisteskranken

Eine 1897 in Caserta geborene Maria Valtorta, die zur Zeit als Geisteskrankte in einer Anstalt ist, veröffentlichte ein vierbändiges Werk: „Lied vom Gottmenschen“, das eine Fülle von ganz unmöglichen „Visionen“ enthält. Obwohl dieses Werk 1959 indiziert wurde, erschien es neuerdings in einer zehnbändigen, erweiterten Neuauflage. Das dickleibige Werk ist nach Angabe der Verfasserin weithin von Jesus selbst oder von Maria und Märtyrern aus der Zeit Christi diktiert worden. Auch Franz von Assisi, die kleine heilige Theresia, der Schutzengel sind der Verfasserin unentwegt erschienen und gaben ihr Informationen. Maria Valtorta schrieb ihre nach dem angeblichen Diktat Jesu und verschiedener Heiliger aufgezeichneten „Visionen“ in der Zeit von 1943 bis 1947. An den Füßen gelähmt, im Bett liegend, arbeitete sie täglich mindestens fünf Stunden lang an der Niederschrift der „himmlischen“ Diktate. Mit der Verfasserin und ihrem Unglück als Geisteskranker muß man Mitleid haben. Daß sich aber ein Verleger fand, der den langatmigen Unsinn und all die Phantastereien der „Visionärin“ druckte und sie zum Schaden des christlichen Glaubens verbreitet, ist ein höchst bedauerlicher Unfug.

Nicht weniger tragen zur Verächtlichmachung der Religion die angeblichen Visionen einer belgischen Frau bei, die sich „Schwester Imelda“ nennt. Sie will phantastische Visionen vom Jesusknaben haben, der zu beiden Seiten von Engeln umgeben ist. Der Jesusknabe redet bedrohlich über diese Welt und weint sogar. Trompeten erschallen, ein Seil entrollt sich, und die Englein hängen sich daran und die Glocken läuten. Diese „Schwester Imelda“ weiß, was zu tun ist, wenn die große Finsternis von 72 Stunden kommt. Ein viereckiges,

vom Jesuskind selbst hochgeweihtes Stückchen Gewebe, mit einem blauen, fünfeckigen Stern darauf, muß in geweihtes Tafelöl gelegt werden, und man muß sich damit jeden Morgen ein Kreuzzeichen auf die Stirne machen. Unter anderen Ungereimtheiten soll man eigenartig zusammengesetzte Buchstaben an die Tür heften, die vor Gefahr schützen.

Hier haben sich Aberglaube und Phantasterei miteinander verbunden. Beschämend ist es, daß sich Leute finden, auch in Bayern, die sich von dem Unsinn anstecken lassen und ihn sogar noch verbreiten.

„Die Weissagungen verachtet nicht“ (1. Thess. 5, 20)

Von echten und falschen Weissagungen aus der Zeit nach Christus

Die Menschen aller Jahrhunderte schauten aus nach einer Deutung der bestehenden Ereignisse und nach einer Verheißung für die Zukunft. Sie schauten nach Menschen aus, die den Anspruch erhoben, ein besonderes Wort des Himmels vernommen zu haben, und sie waren immer gern bereit, diesen Menschen Glauben zu schenken. Das war schon in der Zeit vor Christus so, wo die Wahrsager und Orakel in der Heidenwelt eine große Rolle spielten und wo den Sibyllen große Bedeutung beigemessen wurde. Die römischen Kaiser hatten ihre Zukunftsdeuter und Hofastrologen, wie etwa Tiberius den Thrasyllus, dessen Voraussagen er großen Glauben schenkte. Das Los dieser Wahrsager war allerdings nicht ungefährlich. So ließ zum Beispiel Kaiser Maximinus Daja die Wahrsager, deren Voraussagen nicht eintrafen, kurzerhand als Betrüger und Hochstapler hinrichten.

Je aufregender die Zeiten waren, desto verlangender suchten die Menschen nach einer Deutung künftiger Dinge und desto zahlreicher erhoben sich „Propheten“ aller Art. Nicht wenige dieser Weissagungen waren nichts anderes als Wahrsagerie auf parapsychologischer Grundlage. Hinter manchen steckte hysterische Geltungssucht oder absichtlicher Betrug. Zu allen Zeiten war wohl das Wort berechtigt: „Die wahre Weissagung ist verstummt, Lügenpropheten beherrschen die Gegenwart.“ Damit ist nicht gesagt, daß alle die Volksweissagungen, die es durch die ganze Geschichte hindurch gab, in

Bausch und Bogen abzulehnen sind. So wenig man sie blindlings gutheißen darf, so wenig darf man sie ohne weiteres als Schwindel abtun. Die Unterscheidung: „Welche Prophetie ist echt und welche ist unecht?“, war zu keiner Zeit leicht zu treffen. Für die katholischen Christen gilt die Regel: Unecht sind alle Privatoffenbarungen, die der Heiligen Schrift und der kirchlichen Lehre widersprechen oder Dinge betreffen, die albern und unnützlich sind. Überall dort, wo nicht ein Aufruf zu Gebet und Sühne mit der Weissagung verbunden ist, hat man es nicht mit einer göttlichen Prophetie zu tun. Die echte Weissagung verspricht, wie Karl Rahner sagt, kein irdisches Paradies, sondern ist fast immer düster, indem sie darauf hindeutet, daß die Welt im Schatten des Kreuzes steht. Das Urteil darüber, ob eine Prophetie von Gott stammt, steht allein dem von Christus aufgestellten Lehramt der Kirche zu. Die Kirche zwingt aber ihre Gläubigen nicht, selbst den von ihr gebilligten Privatoffenbarungen Glauben schenken zu müssen, „sofern ein begründeter Zweifel mit geziemendem Respekt vor der Kirche und vor der Sache, um die es sich handelt, verbunden ist“ (Benedikt XIV.). Niemals schließt die Kirche in ihrem Urteil über die Heiligkeit eines ihrer Kinder ein Urteil über die Glaubwürdigkeit jeder einzelnen Privatoffenbarung mit ein. Da die göttliche Offenbarung vollständig und endgültig von Christus dem kirchlichen Lehramt zur treuen Bewahrung und Verkündigung an alle Völker übergeben ist, kann selbst von echten Privatoffenbarungen nichts eigentlich Neues mehr erwartet werden.

Echte Weissagungen sind immer dunkel und rätselhaft und erscheinen oft widerspruchsvoll und verworren. Sie geben nie einen ganz bestimmten Termin an, an dem das angekündigte Ereignis eintreffen wird. Man kann bei keiner echten Prophetie sagen, ob es Jahre oder Jahrzehnte oder auch Jahrhunderte dauert, bis sie in Erfüllung geht. Gott pflegt bei solchen Ankündigungen nie eine bestimmte Zeit anzugeben, denn die Ankündigungen sind immer nur bedingt, das heißt, wenn die Menschen Buße tun und sich bessern, dann kann die vorausgesagte Züchtigung gemildert werden oder auch ganz unterbleiben. Göttliche Ankündigungen haben nie den Zweck, nur die Neugierde zu befriedigen, sondern das Seelenheil zu fördern; sonst könnte sich mancher einem blinden Fatalismus hingeben und denken: Was kommen muß, kommt sowieso, es hilft doch alles nichts.

Kluge Vorsicht und äußerste Zurückhaltung sind immer geboten, wenn irgendwelche Prophezeiungen auftauchen und die Kunde von angeblichen Weissagungen durch das Land läuft. Zu oft schon sind leichtgläubige Menschen Opfer unechter Prophezeiungen geworden.

Der heilige Johannes vom Kreuz meinte, es gereiche der Seele zu großem Nachteil, wenn sie nach besonderen göttlichen Mitteilungen oder Prophezeiungen hasche. Nichts von alledem sei ja notwendig. „Wir haben die natürliche Vernunft, das Gesetz und die Lehre des Evangeliums; das reicht vollständig hin zu unserer geistlichen Leitung. Es gibt keine Schwierigkeit, die nicht gelöst, und keine Seelennot, die nicht mit den angedeuteten Mitteln geheilt werden könnte, und zwar weit gottgefälliger und der Seele viel ersprießlicher als auf dem anderen Weg.“ Seelen, die besondere Offenbarungen wollen, zeigen damit, daß sie kein Verständnis für den wahren Glauben haben, keine Hochschätzung des Evangeliums, keine Liebe zur Kirche, in der wir ja alles finden, oder sie haben kein Vertrauen auf Gott und suchen daher aus Angst vor der Zukunft Offenbarungen über sie zu erhalten, um sich entsprechend einrichten und schützen zu können.

Aus den Weissagungen aller Jahrhunderte sind im Nachfolgenden einige der bedeutendsten ausgewählt.

Der wiedererschienene Christus

In der dunklen Zeit vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert, wo die Menschen weithin in Ungewißheit und Angst lebten, traten die verschiedensten Abenteurer auf und legten sich einen Prophetenmantel um. In Bourges gab sich um das Jahr 600 ein Mann für Christus aus. Von seiner Schwester begleitet, der er den Namen Maria verlieh, durchstreifte er ganz Frankreich und führte sogar Priester mit seinen angeblichen Offenbarungen hinters Licht. Wenn er sich einem Ort näherte, schickte er Boten voraus, die verkünden mußten, die Zeit Gottes sei angebrochen, und alle sollten nackt wie Adam und Eva im Paradies sich auf dem Marktplatz versammeln und tanzen. — Im achten Jahrhundert begnügte sich ein bescheidenerer Seher damit, sich als Apostel zu bezeichnen. Er weihte Kirchen auf seinen eigenen Namen Adalbert,

zeigte einen angeblichen „Brief vom Himmel“, den Engel ihm überbracht hätten und der die Kraft habe, alle Übel zu heilen. Er fand Mittel und Wege, sich von Bischöfen zum Priester weihen zu lassen und vergab Sünden auf eine äußerst bequeme Art, indem er seinen Anhängern erklärte, er könne in den verborgenen Tiefen des Herzens lesen und habe deshalb ihre Beichte nicht nötig.

Betrüger dieser Art gab es viele, in Deutschland wie in England, in Italien wie in Spanien. In dem englischen Kloster Derby verkündete ein Abt Adso im zehnten Jahrhundert: „Ein König der Franken wird in der Endzeit das ganze römische Reich besitzen und unter allen Herrschern der größte und letzte sein. Nach einer glücklichen Regierung wird er schließlich nach Jerusalem kommen und auf dem Ölberg Krone und Zepter niederlegen. Dies wird das Ende und die Vollendung des römisch-christlichen Reiches sein, und alsbald darauf wird der Antichrist erscheinen.“

Diese Weissagung ist natürlich so wenig eingetroffen wie alle die Prophetien vom kommenden Ende der Welt, die um das Jahr 1000 den Menschen Angst einjagten. Damals verbreitete sich auf Grund der falschen Weissagungen über ganz Europa eine Massenstimmung von apokalyptischer Angst und jubelnder Heilserwartung. Die Menschen verschenkten allenthalben ihren irdischen Besitz, um sich dadurch die Anwartschaft auf eine Belohnung im kommenden Reich zu sichern. Aus einer solchen Schenkung, die nach dem Ausbleiben des Weltuntergangs als ungültig angefochten wurde, hat sich in Neapel ein Rechtshandel entwickelt, der von den Erben der streitenden Teile in alle Ewigkeit fortgesetzt wurde und den Gerichten bis ins 19. Jahrhundert viel Arbeit und Kopfzerbrechen machte.

Johannes von Toledo

Im Jahre 1179 lief eine Weissagung des Johannes von Toledo durch das Morgen- und Abendland. Es wurden für das Jahr 1186 Stürme, Erdbeben, Hungersnot und Kriege vorhergesagt. Großer Schrecken erfaßte die Menschen. Der Erzbischof von Canterbury ordnete ein dreitägiges Fasten an. Aber das angekündigte Unheil blieb aus. Spöttisch erzählte der Mönch Gervasius von

Canterbury, man habe damals in England keine anderen Stürme erlebt als die, welche der Erzbischof durch sein Donnern heraufbeschworen habe. Für das gleiche Jahr hatten im Morgenland Sterndeuter fürchterliche Stürme und Orkane von solcher Heftigkeit vorausgesagt, daß die meisten Häuser des Landes umgestürzt und selbst Berge erschüttert werden würden. Diese Weissagung tat eine solche Wirkung unter dem Volk, daß die Menschen sich unterirdische Gewölbe bereiteten, um sich vor der Gewalt eines so fürchterlichen Unwetters zu verbergen. Auch diese Prophezeiung erwies sich als falsch.

Hildegard von Bingen

Hildegard, die Äbtissin vom Rupertsberg bei Bingen, eine der glänzendsten Leuchten am Himmel des zwölften Jahrhunderts, war mit einer Fülle von Offenbarungen und Gesichtern begnadet. Sie war 42 Jahre alt, als sie die Berufung zur Seherin erhielt.

Mit aller Schärfe geißelte sie die Laster ihrer Zeit und weissagte eine düstere Zukunft. Sie kündete den treulosen Hirten der Kirche, die die Würde, aber nicht die Bürde ihres Amtes tragen wollten, das göttliche Strafgericht an: „Fürsten und verwegenes Volk werden über euch herfallen, euch vertreiben und eure Reichtümer wegnehmen, weil ihr die Pflichten eures Priestertums nicht wahrgenommen habt . . . Ich sehe ein aus der Scheide gezogenes Schwert in der Luft schweben. Die eine Schneide ist gen Himmel, die andere zur Erde gerichtet. Ich sehe dieses Schwert manche geistliche Häuser und geistliche Familien wegschneiden.“ Wo die Heilige Pflichtvergessenheit und Zuchtlosigkeit begegnete, stellte sie schwere Heimsuchungen in Aussicht. Sie scheute sich nicht, auch den Papst mit harten Worten anzusprechen: „Warum rufst du die Schiffbrüchigen nicht zurück? Warum schneidest du das Böse nicht an der Wurzel ab? Die nützlichsten Kräuter werden durch das wuchernde Unkraut erstickt.“ Sie drohte deswegen der Stadt Rom schweres Unheil an: „Du, Rom, liegst in den letzten Zügen. Du wirst bis ins Mark erschüttert werden.“

Mit großer Eindringlichkeit schildert Hildegard die Ereignisse vor dem nahenden Ende der Welt. Über den Antichrist sagt sie: „Dieser nichtsnutzige Betrüger wird von einer lasterhaften Mutter aus dem Stamm Dan, die von

Jugend auf in Teufelskünste eingeweiht ist, geboren werden. Sie wird in der Wüste unter dem Abschaum der Menschheit heranwachsen. Der Teufel lenkt sie dergestalt nach seinem Willen, daß sie sich von einem Engel des Himmels geführt glaubt. Sie entbrennt um so mehr in sinnlicher Lust, als sie sich durch Mitteilungen eines Engels dazu berechtigt glaubt. Im brennenden Feuer der Wollust empfängt sie, ohne zu wissen, von welchem Vater, jenen Sohn des Verderbens. Luzifer wird diese Frucht ihres Leibes mit seinem höllischen Hauch erfüllen und schon im Mutterleib völlig in Besitz nehmen, so daß der Antichrist schon besessen das Tageslicht erblickt. Sie wird dem törichten Volk einreden, sie habe keinen Mann und kenne keinen Vater des Kindes, sondern habe auf heilige Weise empfangen, weshalb der große Haufe sie für heilig hält . . . Der Antichrist wird mit Königen, Fürsten, Reichen und Mächtigen der Erde einen Bund schließen. Er wird die Demut verdammen, dagegen den Hochmut predigen. Seine Zauberei wird auffallende Wunder täuschend nachahmen . . . Manche werden, wenn sie diese Scheinwunder sehen, außer sich kommen und an ihn glauben. Andere werden, ohne ihm ihr volles Vertrauen zu schenken, zwar den bisherigen Glauben bewahren, aber doch nach der Gunst dieses gottlosen Menschen trachten oder seine Ungnade fürchten . . .“ Das Geschehen am Weltende schaute die Heilige so:

„Alle Elemente und jegliches Geschöpf wurden von einer durchdringenden Bewegung erschüttert. Feuer, Luft und Wasser brachen hervor, so daß die Erde wankte. Blitze und Donner krachten, Berge und Wälder stürzten, und alles, was sterblich war, hauchte das Leben aus. Alle Elemente wurden gereinigt, so daß, was immer an ihnen beschmutzt war, verschwand und fürderhin nicht mehr erschien. Und ich hörte eine Stimme, die mit lautem Ruf über den ganzen Erdball erscholl: ‚Menschensöhne, alle, die ihr in der Erde liegt, steht auf!‘ Siehe, da kamen in einem einzigen Augenblick alle Gebeine der Menschen, wo immer sie auf der Erde gewesen waren, zusammen, bedeckten sich mit ihrem Fleisch, und alle Menschen standen auf mit unversehrten Gliedern und Leibern, je nach ihrem Geschlecht, die Guten in Herrlichkeit leuchtend, die Bösen schwarz erscheinend, wodurch eines jeden Werk offen an ihm sichtbar war. Einige von ihnen trugen das Siegel des Glaubens, andere nicht. Manche von den Besiegelten hatten vor ihrem Antlitz ein goldenes Leuchten, andere einen Schatten, und das war ihr Kennzeichen.“

Da plötzlich flammte Blitzesleuchten vom Osten her, und ich sah in einer Wolke den Menschensohn daherfahren, gleichen Antlitzes, wie er in der Welt gewesen war, mit offenen Wunden. Die Chöre der Engel begleiteten ihn. Der Thron, auf dem er saß, war wie eine Flamme, die in blendendem Glanz leuchtete, aber nicht brannte, und unter ihm war der gewaltige Sturm der Weltenreinigung. Da wurden ihm die Besiegelten durch die Luft wie in einem Wirbelwind entgegengeführt, dorthin, wo ich früher jenen Glanz geschaut hatte, der das Geheimnis des erhabenen Schöpfers versinnbildete. Der Richter aber beseligte in einladenden Worten, wie das Evangelium es kundtut, die Gerechten mit dem Himmelreich und wies mit furchtbarer Stimme die Ungerechten den höllischen Strafen zu, wie ebenfalls geschrieben steht... Die Nichtbesiegelten aber standen von ferne, in der Nordgegend, bei der Masse der Teufel. Sie kamen nicht zu diesem Gericht, sahen vielmehr alles dies wie in einem Wirbelsturm und erwarteten mit bitterem Seufzen den Ausgang des Gerichtes.

Nachdem das Gericht also vollzogen war, hörten Blitze und Donner und Winde und Stürme auf, und alles, was in den Elementen vergänglich war, schwand plötzlich dahin. Und es ward eine große Ruhe. Da erstrahlten alsbald die Auserwählten lichter als der Glanz der Sonne. Mit dem Sohne Gottes und mit den seligen Scharen der Engel zogen sie in großer Freude in den Himmel ein, während die Verdammten mit dem Teufel und seinen Engeln unter lautem Heulen in den höllischen Abgrund fuhren. So nahm der Herr die Auserwählten auf, und die Hölle verschlang die Verworfenen.

Alsogleich erhoben sich so hohe Freude und jubelnde Lobgesänge im Himmel und so tiefe Trauer und lautes Wehgeschrei im See des Abgrundes, daß menschliche Fassungskraft es nicht aussprechen kann...“

Joachim de Fiore

Der kalabresische Abt Joachim sagte von sich: „Gott, der früher den Propheten den Geist der Prophetie gegeben hatte, gab mir den Geist der Einsicht, so daß ich im Geiste Gottes alle Geheimnisse der Heiligen Schrift ganz klar erkannte.“ Joachim verkündete drei Weltzustände: den ersten, in dem

wir unter dem Gesetz waren; den zweiten in der Gnade; den dritten, den wir in Bälde erwarten. Der erste Zustand war in der Wissenschaft, der zweite in der Macht der Weisheit, der dritte in der Vollkommenheit der Erkenntnis. Der erste in der Knechtschaft des Sklaven, der zweite in der Dienstbarkeit des Sohnes, der dritte in der Freiheit. Der erste in Plagen, der zweite in der Aktion, der dritte in der Kontemplation. Der erste in der Furcht, der zweite im Glauben, der dritte in der Liebe. Der erste Zustand war der der Knaben, der zweite der Männer, der dritte der Alten. Der erste im Sternenlicht, der zweite in der Morgenröte, der dritte im vollen Tageslicht. Der erste steht im Winter, der zweite im Frühlingsanfang, der dritte im Sommer. Der erste bringt Nesseln hervor, der zweite Rosen, der dritte Lilien. Der erste bringt Gras, der zweite Halme, der dritte Weizen. Der erste Wasser, der zweite Wein, der dritte Öl.

Joachim wollte wissen, daß im Jahre 1260 das neue, dritte Zeitalter beginne. Die Botschaft des seherischen Abtes schlug wie eine Bombe ein. Wie hätte die Weissagung: In wenigen Jahren beginnt ein neuer Zustand der Welt, die Menschen gleichgültig lassen können! Eine solche Ankündigung mußte die Christenheit im Innersten aufwühlen. Alle Kreise der Bevölkerung wurden durch sie aufgeschreckt. Die Zahl der gläubigen „Joachiten“ wuchs von Tag zu Tag. Alle Berufsarten waren unter ihnen vertreten: neben dem einfachen Volk Geistliche, Beamte, Ärzte, Richter... Die Schrecknisse der Pest, die ganze Städte entvölkerte, das namenlose Leid der ewigen Kriege, von denen Italien zerrissen wurde, das alles erschien den Massen als ein sicheres Vorzeichen des kommenden Endes der Welt und des Anbruchs eines neuen Reiches des Heiles. So geriet das Volk in eine freudig-angstvolle Erregung.

Als sich die Prophetie vom Jahre 1260 nicht erfüllte, gab es einen großen Rückschlag der Begeisterung und Erwartung. Aber noch lange über das Jahr 1260 hinaus bewegte die Weissagung Joachims die Gemüter.

Die Geißler

Die Weissagungen des Joachim von Fiore, die aufwühlenden Bußpredigten von Mönchen, wie Nikolaus von Tolentino, Berthold von Regensburg,

Antonius von Padua, Bernhardin von Siena, Savonarola von Florenz, die Angst vor der da und dort auftretenden Pest — das alles warf die Menschen in eine quälende Angst vor Tod, Sünde, Weltuntergang. Immer mehr steigerten sie sich in das Gefühl schwerer Schuld hinein, die sie auf sich geladen hätten und die sie nur durch selbstgewähltes, reinigendes Leiden sühnen könnten. Das Bedürfnis nach Selbstbestrafung erfaßte die ängstgejagten Menschen mit übermächtiger Gewalt. Nach einer Predigt des Giovanni da Schio in Parma ließ sich Bernardo da Bafulo, einer der reichsten Edelleute der Stadt, an den Schweif seines Pferdes binden und sich so von einem Reitknecht durch die Straßen peitschen. Scharenweise schnitten sich zu Florenz nach den aufrüttelnden Predigten Savonarolas die vornehmen Damen auf öffentlichem Platz ihre langen Schleppen ab, warfen ihren Schmuck und ihre Toilettegegenstände beiseite, kostbare Bücher und Handschriften, Musikinstrumente, Schachbretter, Spielkarten, Gemälde wurden aufgehäuft und unter den Flehrufen „Misericordia!“ verbrannt. Das Bedürfnis nach sühnender Buße und harter Selbstbestrafung verbreitete sich wie eine Epidemie von Land zu Land. Die bisher fast nur bei Ordensleuten und besonders ernsten Laien gebräuchliche Übung, mit der Geißel die widerspenstige Natur unter das Gesetz Christi zu zwingen und mit schmerzenden Geißelhieben geschehene Untaten zu sühnen, wurde immer allgemeiner. Schon im 13. Jahrhundert geschah es, daß sich in romanischen Ländern büßende Menschen zusammentaten und sich geißelnd durchs Land zogen. Immer mehr schwoll das Geißlertum zu einer Volksbewegung an, die ihre Wellen auch nach Deutschland warf. Zu Hunderten und Tausenden zogen die Geißler durchs Land, betend, singend, sich geißelnd. Als 1349 die Pest sich in erschreckendem Ausmaße verbreitete (in Straßburg allein forderte sie 16.000 Todesopfer), schlossen sich die gängigsten Menschen zu großen Geißlerprozessionen zusammen. Mitten im rauhesten Winter setzten sich die Geißler in Bewegung. Mit Fahnen, Kreuzen und brennenden Kerzen zogen sie von Stadt zu Stadt — Männer, Frauen und Kinder. Sie kleideten sich in lange Leibbröcke oder Mäntel und hefteten auf den Hut oder die Schulter ein rotes Kreuz. Wenn sie in eine Stadt einzogen, begaben sie sich unter Glockenläuten und ihre schwermütigen Bußlieder singend auf den Kirchenplatz oder den Friedhof. Dort bildeten sie einen weiten Kreis, legten die Oberkleider ab und warfen sich zur Erde. Sodann

griff ihr Führer zur Geißel, schritt der Reihe nach über die Büßer hinweg und versetzte jedem einige Streiche. Darauf begann ein allgemeines, mit der Absingung von Psalmen begleitetes Sichzüchtigen. In Genua empfingen die reichen, lebensfrohen Großstädter den ersten dort eintreffenden Geißlerzug zuerst mit Hohngelächter und Spott. Nachdem aber die Büßerschar drei Tage lang in der Stadt umhergezogen war, wurde plötzlich ganz Genua von Bußeifer ergriffen; Personen aller Stände, Männer und Frauen, auch unmündige Kinder, versammelten sich in den Kirchen, warfen die Kleider ab und schlangen die Geißel über ihrem Körper.

In der ersten Zeit waren die Geißler streng gegen sich selbst und erbauten das Volk durch ihre harte Lebensweise. Sie bettelten nicht und waren dankbar für die kleinste Gabe. Die große Verehrung jedoch, die ihnen entgegengebracht wurde, machte sie anmaßend, sie traten immer fordernder auf, das gemeinsame Herumziehen von Männern und Frauen wurde zur Quelle großer Zügellosigkeit, arbeitsscheue Landströicher mischten sich unter sie. So geschah es, daß die Bewegung, der die Kirche von Anfang an mit großem Mißtrauen gegenüberstand, völlig entartete. Schließlich sah sich der Papst veranlaßt, die Geißlerfahrten ganz zu verbieten, zumal die herumziehenden Scharen die Verbreitung der Pest in großem Maße begünstigten. — Die Straßburger Chronik des Friedrich Closener gibt einen anschaulichen Bericht von einer Geißlerfahrt. Es heißt darin:

„Etwa vierzehn Tage nach Johanni kamen an die zweihundert Geißler nach Straßburg. Sie trugen kostbare Fahnen von Samt, rauh und glatt und von Seide, die besten, die man finden konnte, und etwa sechs bis zehn große, gewundene Kerzen. Wenn sie durch die Städte und Dörfer zogen, läuteten alle Glocken für sie, und sie schritten immer zwei zu zwei hinter den Fahnen, hatten Mäntel an, kleine Hüte mit großen Kreuzen auf und zwei oder vier sangen einen Vers vor, den die anderen wiederholten. So hieß es:

Wir sollen die Buße auf uns nehmen,
das wird Gottes Zorn bezähmen
alldort in seines Vaters Reich.
Das bitten wir dich, Sünder, gleich.
So bitten wir den heiligen Christ,
der in aller Welt gewaltig ist.

„Die Weissagungen verachtet nicht“

Kamen sie in eine Kirche, so knieten sie nieder und sangen:

Jesus ward gelabt mit Gallen,
deshalb sollen wir wie Kreuze fallen.

Bei diesen Worten fielen sie kreuzweise auf die Erde, und wenn sie eine Weile so gelegen hatten, hub der Vorsänger zu singen an:

Nun hebet auf eure Hände,
daß Gott dies große Sterben wende!

Das sagten sie dreimal, dann aber kamen die Einwohner der Stadt und luden die Brüder zu sich ein, der eine an die zwanzig, der andere zwölf oder zehn, jeder soviel er mochte, und man führte sie heim und versorgte sie.

Wer aber in ihre Bruderschaft aufgenommen werden wollte, mußte dreiunddreißig und einen halben Tag, soviel also, wie Christus Jahre gelebt hatte, bei ihnen verweilen, und jeder mußte pro Tag über vier Pfennige verfügen, damit er nicht zu betteln brauchte, denn sie durften auch nur mit demjenigen in ein Quartier gehen, der sie freiwillig einlud.

Sie durften auch zu keiner Frau sprechen. Wer das Gebot brach, der kniete vor dem Meister nieder und beichtete es ihm. Der Meister trug ihm eine Buße auf und schlug ihn mit der Geißel auf den Rücken und sprach dazu:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre,
und hüte dich vor der Sünde mehre!

Wenn sie nun büßen wollten (so nannten sie das Geißeln), und es geschah am Tag zum mindesten zweimal, früh und am Abend, so zogen sie aufs Feld, man läutete die Glocke, sie sammelten sich und gingen wieder zwei und zwei nebeneinander, ihre Lieder singend. Wenn sie an die Geißelstätte kamen, zogen sie sich aus bis auf die Hose und taten Kittel oder andere weiße Tücher um sich, die vom Gürtel bis auf die Füße reichten. Wenn sie nun anfangen wollten mit dem Büßen, legten sie sich nieder in einem weiten Ring, und wie ein jeder gesündigt hatte, so legte er sich hin. War er ein meineidiger Bösewicht, legte er sich auf die eine Seite und reckte seine drei Finger über das Haupt. So erkannte man gut, welche Sünde jeder begangen hatte. Wenn sie sich so hingelegt hatten, so fing der Meister an, wo er wollte, schritt über einen hinweg, schlug ihn mit seiner Geißel auf den Leib und sprach:



Geißlergruppe aus dem 14. Jahrhundert

Steh auf durch der reinen Marter Ehre,
und hüte dich vor der Sünde mehre!

Über wen er aber geschritten, der stand auf und folgte dem Meister nach über die, die vor ihm lagen, dabei schlug er sie ebenfalls mit seiner Geißel. Waren sie dann alle wieder im Kreis aufgestellt, so fingen die besten Sänger ein Lied an, das sangen die Brüder nach, wie man beim Tanz nachsingt. Währenddessen gingen die Brüder immer zwei und zwei um den Ring und geißelten sich mit Geißeln und Riemen, die hatten Knöpfe vorn, darin waren Nägel, und sie schlugen sich so heftig über die Rücken, daß die meisten sehr bluteten. Dann knieten sie immer wieder nieder, beteten, sangen, standen auf und setzten ihre Prozession fort.

Zum Schluß trat aber einer von ihnen vor und verlas einen Brief (einen sogenannten Himmelsbrief), die „Predigt“ der Geißler, in der er die Menschen ermahnte, Buße zu tun. Am Schluß der langen Predigt hieß es dann:

„Nun ist der schwarze Tod bis nach Kärnten, Österreich und bis ins Elsaß gekommen. Wer daran stirbt, ist nicht länger als drei Tag krank gelegen, und es gibt nur drei Krankheiten: Die erste ist, wenn man im Kopf Schmerzen bekommt mit großer Hitze, stirbt man sofort. Die andere heißt: ‚Die Kalte‘. Die dritte sind kleine Beulen, die die Leute bekommen, unter beiden Armen und oberhalb des Knies, groß wie eine Haselnuß. Vor den Sichttagen aber soll niemand erschrecken; denn wer erschrickt, ist so gut wie tot. Für die Sichttage ist gut: Öl von weißen Lilien und Öl von Distelsamen, heißgemacht, in ein wollenes Tuch getan, ausgedrückt, so heiß man es ertragen kann, vier oder fünf auf den Kranken gelegt. Essig und saure Speisen sind ebenfalls für diese Tage gut.“

Wenn dieser Brief verlesen war, zogen sie wiederum in die Stadt zurück, in das Münster, fielen wieder kreuzweise nieder, wie es schon beschrieben wurde; nach drei Stunden aber gingen sie in ihre Herbergen. Nun muß man wissen, wenn die Geißler sich geißelten, so gab es den größten Zulauf, und die Menschen weinten vor Andacht. Wenn der Brief verlesen wurde, brach unter der Menge ein großes Jammern aus. Wenn aber Geistliche fragten, woran man erkennen solle, daß die Geißelfahrt auch zu Recht geschehe und wer den Brief gesiegelt hätte, so antworteten sie und fragten, wer die Evangelien gesiegelt

Brigitte von Schweden

hätte? Und die Leute ergriffen gegen die Geistlichen Partei und fragten: Was könnt ihr sagen? Dies sind Leute, die die Wahrheit führen und sagen.

Wo immer sie in Städte kamen, da fielen ihnen viele Leute zu, die auch Geißler wurden, Laien wie Geistliche. Es trat auch mancher biedere Mann in die Geißlerschar ein, der nicht das Falsche erkannte, das darin verborgen war, und manch bewährter Bösewicht mischte sich unter die biederen Leute, die dann ebenso böse wurden wie er oder noch schlimmer. Es gab aber genug, die traten nur deshalb der Bruderschaft bei, weil sie gern müßig gingen und nicht arbeiten wollten und überall, wohin sie kamen, eine überaus gute Aufnahme fanden. Die Bürger in den Städten gaben ihnen von der Gemeinde Geld, damit sie Fahnen und Kerzen kaufen konnten. Die Brüder nahmen auch den Schein großer Heiligkeit an und sagten, es geschähen große Zeichen und Wunder durch ihren Willen, so zum Beispiel, daß ein Mann aus einem Faß mit Wein ihnen zu trinken gegeben hatte, und soviel sie auch trinken mochten, das Faß sei nicht leer geworden. Dann erzählten sie auch, daß in einem Ort die Rinder geredet hätten; das kam aber so: In diesem Orte lebte ein Mann, der Rinder hieß, und er lag schwerkrank darnieder. Gerade aber, als die Geißler kamen, besserte sich sein Zustand, und er konnte auch wieder sprechen. Da sagte einer zum anderen: Rinder redet wieder! Die Geißler aber behaupteten darauf, die Rinder in den Ställen hätten zu reden begonnen.

Die Zeit der Geißlerfahrten dauerte länger als ein Vierteljahr, und alle Wochen kamen neue Scharen. Es machten sich auch Frauen auf und fuhren durch das Land und geißelten sich, dann gingen Knaben und Kinder auf Geißlerfahrt. Schließlich wollten die Straßburger nicht mehr für sie läuten und nichts mehr für Kerzen und Fahnen geben. Man wurde ihrer auch so müde, daß man sie nicht mehr so oft in die Häuser lud, wie man es getan hatte. Schließlich verbot man sogar, daß neue Geißler nach der Stadt Straßburg kommen durften. Doch inzwischen hatten sich etliche Handwerker selbst zu einer Bruderschaft zusammengetan. Die zogen nun nicht durch die Lande, geißelten sich aber im Garten eines ihrer Anhänger. Doch auch das wurde ihnen verboten. So nahmen die Geißlerfahrten in einem halben Jahr ein Ende, jedoch nach den Behauptungen der Brüder hätten sie dreiunddreißig Jahre dauern sollen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts empfing die heilige Brigitte, die Stifterin des Frauenklosters Vadstena und des Brigittenordens, ihre Offenbarungen. Während einer Ekstase sah sie eine leuchtende Wolke und vernahm daraus die Worte, die ihr die Berufung zur Seherin ankündigten. Aus den Offenbarungen, die Brigitte erhielt, geht hervor, daß die Welt sich schon seit einigen Jahrhunderten im letzten Zeitalter ihres Bestehens befindet und daß das Gericht näher ist als viele glauben. In den Offenbarungen heißt es: „So sprach der Sohn zu mir: Die Welt ist wie ein Schiff, das mit Sorgen beladen ist und durch die Stürme der Versuchungen hin und her getrieben wird. Wie ein Schiff drei Abteilungen hat: das Vorderteil, die Mitte und das Hinterteil, so bezeichne ich dir, daß drei Zeitalter in der Welt sind. Das erste reichte von Adam bis zu Meiner Menschwerdung. Dies wird durch das Vorderteil angedeutet, das hoch ist, wunderbar und stark. Hoch war dieses Zeitalter in der Gottesfurcht der Patriarchen, wunderbar in der Wissenschaft der Propheten, stark in der Befolgung des Gesetzes. Als das jüdische Volk unter Verachtung Meiner Gebote sich in Laster und Gottlosigkeit einließ, begann dieses Zeitalter allmählich hinabzusinken... Das Mittelalter, das heißt, der mittlere Teil der Welt, begann alsdann sichtbar zu werden, als Ich selber, der Sohn des lebendigen Gottes, Fleisch werden wollte. Wie das Mittelschiff niedriger und mehr herabgedrückt ist als der übrige Teil des Schiffes, so begann mit Meiner Ankunft die Demut gepredigt zu werden, und viele sind dieser lange Zeit nachgefolgt. Nun aber (im 14. Jahrhundert) beginnt, weil Hoffart und Ruchlosigkeit zunehmen und Mein Leiden gleichsam vergessen ist, der dritte Teil sich zu erheben, der fortdauern wird bis zum Gericht, und in diesem Zeitalter habe Ich durch dich die Worte Meines Mundes der Welt gesandt, und wer immer diese vernommen hat und ihnen gefolgt sein wird, wird glücklich werden...“

Wie Hildegard kündigt auch Brigitte vom kommenden Antichrist: „Der Antichrist wird von einem verfluchten Weibe geboren werden, das da vorgibt, das Geistliche zu verstehen, und von einem verfluchten Manne, aus denen mit Meiner Zulassung der Teufel sein Werk gestalten wird. Dies wird geschehen,

wenn die Ungerechtigkeit das Maß überfließen läßt und die Ruchlosigkeit ins Unermeßliche gewachsen ist. Wisse: Bevor der Antichrist kommt, wird mehreren Heidenvölkern die Pforte des Glaubens aufgetan werden. Wenn die Christen die Ketzereien lieben, wenn die Ungerechten die Geistlichkeit und Gerechtigkeit mit Füßen treten werden, so ist das ein klares Zeichen, daß der Antichrist kommen wird.“

Der Eremit Telesphorus

Zur Zeit des großen Schismas im 14. Jahrhundert, wo die Kirche durch Gegenpäpste gespalten war und die unselige Zerrissenheit die ganze Christenheit aufs Höchste erregte und in Zweifel und Ängste stürzte, lief eine Weissagung von Mund zu Mund, die einen angeblichen Eremiten Telesphorus von Cosenza zum Urheber haben sollte. In dieser deutschfeindlichen Prophetie handelt es sich um eine stark politisch gefärbte Weissagung. Telesphorus verkündete: Das Schisma wird durch die Tötung des italienischen Gegenpapstes beendet werden und es erfolgt eine große Erneuerung der Kirche in apostolischer Armut und Frömmigkeit. Zugleich wird der große Krieg geführt werden. Der wahre, französische Papst und der französische König werden siegen. Telesphorus verkündete, daß der Antichrist, ein dritter Kaiser Friedrich, schon geboren sei. Im Jahre 1409 wird sich Friedrich erheben, die römische Kirche niederschlagen, ein großes Blutbad unter der Geistlichkeit anrichten und einen deutschen Gegenpapst aufstellen. Der größte Teil der Christenheit wird auf der Seite des falschen Papstes stehen, der den Kaiser der Verfolgungen krönen und sich mit Türken, Griechen und Sarazenen zum Untergang der Kirche verbinden wird. König Karl von Frankreich wird besiegt und gefangen, dann aber, wunderbar befreit, wird er den deutschen Kaiser schlagen und töten und von dem inzwischen auf den Stuhl Petri erhobenen „Pastor Angelicus“ zum Kaiser gekrönt werden. Beide, Papst und Kaiser, ziehen nach Palästina, es wird die Bekehrung aller Menschenkinder erfolgen und allgemeiner Friede herrschen. Drei folgende heilige Päpste werden das Reformwerk fortsetzen. Unter dem vierten erscheint im Jahre 1433 der Antichrist; dann, nach seinem Tod, wird die tausendjährige Sabbatzeit kommen

bis zum Ende der Tage. Kriege und alle Mühsale werden aufhören, dem Volk Gottes wird unter dem Papst ein allgemeiner Sabbatismus zuteil werden und es wird ein Schafstall und eine Herde sein.

Es braucht nicht eigens gesagt zu werden, daß diese einseitig franzosenfreundlich gefärbte Weissagung von Deutschland aus heftigen Widerspruch erregte und Gegenprophezeiungen wachrief, die sich ebensowenig erfüllten wie die des Telesphorus.

Die Malachias-Weissagung

Kaum eine andere Weissagung ist so berühmt und weitverbreitet wie diese fälschlich dem heiligen Bischof Malachias (1094–1148) von Irland zugeschriebene Papstweissagung. Sie besteht aus 112 kurzen Leitsprüchen zur Charakteristik der Päpste, angefangen von Coelestin II. (1143) bis Petrus II., unter dessen Pontifikat die Wiederkunft Christi und das Ende der Welt kommen sollen.

Die Weissagung wurde zum erstenmal im Jahre 1595 veröffentlicht. In dieser Zeit ist auch nach den ersten 71 Leitsprüchen ein deutlicher Einschnitt zu bemerken. Während die ersten 71 Sprüche genaue Einzelheiten aus dem Leben der Päpste vor ihrer Wahl bringen, Hinweise auf ihren Tauf- und Familiennamen, auf Geburtsort, Wappen und Titelkirchen, geben die folgenden Sprüche mehr eine allgemein gehaltene Charakteristik der einzelnen Pontifikate. In neuester Zeit hat Hildebrand Troll mit guten Gründen die Ansicht vertreten, daß die Leitsprüche von 1595 an der heilige Philipp Neri verfaßt habe, der mit einer außerordentlichen seherischen Begabung begnadet war, und daß die vorausgehenden 71 Leitsprüche später hinzugefügt worden seien.

Aus den 112 Leitsprüchen der Papstweissagung führen wir die Päpste unseres Jahrhunderts an:

Leo XIII. (1878–1903): Lumen in coelo — Licht am Himmel

Man kann bei diesem Leitspruch an das Wappen des Papstes denken, das ein leuchtendes Gestirn am blauen Himmel zeigte, oder auch an das helle Licht,

das unter dem Pontifikat Leos in das Dunkel der Zeit fiel. Unter Leo, der seinen Zeitgenossen wie ein großes Himmelslicht erschien, stieg das Papsttum zu einer seit Jahrhunderten nicht mehr erlebten Höhe auf.

Pius X. (1903–1914): Ignis ardens — loderndes Feuer

Im Anschluß an das Wort Jesu: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne“, ist mit diesem treffenden Spruch das innerste Wesen dieses heiligen Papstes, der durch die Förderung des Kommunionempfanges und die Pflege der Liturgie in vielen Herzen das Feuer der Gottesliebe wieder zum Erglühen brachte, unübertrefflich gekennzeichnet.

Benedikt XV. (1914–1922): Religio depopulata — entvölkerte Religion

In die Regierungszeit dieses Papstes fällt der erste Weltkrieg mit seinen zwölf Millionen Toten. Das Abendland wurde verheert und der schlimmste Feind des Christentums, der gottlose Bolschewismus, entfesselt. Der Massenabfall eines Teiles der Menschheit von der Religion findet in dem Leitwort: Entvölkerte Religion treffenden Ausdruck.

Pius XI. (1922–1939): Fides intrepida — unerschrockener Glaube

Wie gut paßt diese Charakteristik auf den Papst, der den Machtansprüchen großwahnsinniger Diktatoren wie Hitler, Mussolini, Stalin mutig entgegentrat und unter dessen Pontifikat zahlreiche Bekenner und Märtyrer unerschrocken mit ihrem Leben für den Glauben eintraten und starben.

Pius XII. (1939–1958): Pastor Angelicus — engelgleicher Hirt

Die Römer nannten diesen Papst während des Krieges den „Weißen Engel“. Ein Papstfilm, der zu Lebzeiten Papst Pius' XII. gedreht wurde, trug den Titel „Pastor Angelicus“. Johannes XXIII. sprach als Patriarch von Venedig in der Trauerrede auf Pius XII. vom „engelgleichen Hirten“. Der Kardinalvikar von Rom gab den Tod des Papstes mit den Worten bekannt: „Der edle Name von Pius XII. wird in die Geschichte eingehen als der des ‚engelgleichen Hirten‘.“ Auch Inschriften in der Sommerresidenz Castel Gandolfo und in der Vorhalle der Basilika San Lorenzo bezeichneten Pius XII. als Pastor Angelicus.

Johannes XXIII. (1958–1963): Pastor et nauta — Hirt und Schiffer

Sollte dieser Leitspruch nicht ein Hinweis auf die Lagunenstadt Venedig sein, in der Johannes XXIII. als Patriarch wirkte? Der Papst selber spielte gern in seinen Ansprachen auf das Wort an, das Jesus an Petrus vor dem reichen Fischfang richtete: „Fahr hinaus auf die hohe See!“ Mit starker, ruhiger Hand hat Johannes das Schiff der Kirche durch das sturmbewegte Meer der Gegenwart geführt und sich als kluger Hirt der Christenheit erwiesen.

Paul VI. (1963 bis . . .): Flos florum — Blüte der Blüten

Dieser Spruch kann als Hinweis auf das Wappen des Heiligen Vaters gedeutet werden, das eine Lilie zeigt. Auch das neue Aufblühen des christlichen Lebens durch das allgemeine Konzil, das Johannes XXIII. eröffnet hat, findet in diesem kurzen Leitspruch passenden Ausdruck.

Nach Paul VI. führt die Weissagung noch drei Päpste an mit den Sinnprüchen: De medietate lunae, vom Halbmond; de labore (umbra) solis, von der Sonnenfinsternis; gloria olivae, Glorie des Ölbaums. Dann schließt sie mit den Worten: „Während der letzten Verfolgung der heiligen römischen Kirche wird Petrus II. aus Rom regieren. Er wird die Herde unter vielen Hemmnissen weiden, nach deren Überwindung die Siebenhügelstadt zerstört werden und der furchtbare Richter sein Volk richten wird.“

Damit ist nicht gesagt, daß auf den gegenwärtigen Papst wirklich nur noch drei Päpste folgen, bis unter Petrus II. das Ende der Welt naht. Wie lange die Papstreihe ist, kann aus der Weissagung nicht herausgelesen werden, da der Schlußsatz mit der vorhergehenden Reihe nicht in unmittelbarer Verbindung steht.

Johannes Stöffler

Für das Jahr 1524 hatte der deutsche Mathematiker und Astrologe Johannes Stöffler eine große Sintflut alles Irdischen vorausgesagt, auf Grund eines Zusammentreffens fast aller Planeten im Tierkreiszeichen der Fische. Schrecken und Angst und Niedergeschlagenheit bemächtigten sich allenthalben der Bevölkerung. Eine ganze Flut von Prophezeiungen über den bevorstehenden

Wassertod lief durchs Land. Handel und Verkehr kamen ins Stocken, Bauern ließen ihre Felder brach liegen, Schulden wurden nicht mehr bezahlt, größere Bauten wurden nicht mehr aufgeführt. Andere lebten in Saus und Braus und verjubilten im Gedanken an das nahe Ende ihren letzten Pfennig. Die Reichen bauten sich Schiffe oder reisten auf die höchsten Berggipfel, um dem todbringenden Wasser zu entfliehen.

Das gefürchtete Frühjahr 1524 kam, aber die vorausgesagte Sintflut blieb aus. Wie ein drückender Alp fiel es von den Herzen. Nur im Schloß zu Berlin dauerte die Angst noch weiter. Der sterngläubige Kurfürst Joachim I. hatte von seinem Hofastrologen sich sagen lassen, daß infolge falscher Berechnung die Sintflut erst am 15. Juli 1525 eintreffen werde. Als dann wirklich am 15. Juli dunkle Wolken am Himmel aufstiegen, zog sich der Hof mit den Beamten und der Staatskasse auf den Kreuzberg vor den Toren der Stadt zurück. Als am Abend ein kleiner Gewitterregen einsetzte, glaubte man, das Ende der Welt sei gekommen. Doch die Sonne brach durch die Wolken, und auf Veranlassung der Kurfürstin Elisabeth wurde die Rückkehr in die Stadt vorbereitet, da „offenbar der Weltuntergang abgesagt sei“.

Michael Stiefel

Im 15. Jahrhundert klagte der heilige Bernhartin von Siena: „Mit Prophetenstimmen werden wir bis zum ekelnden Überdruß bedacht.“ Das Laterankonzil (1512 bis 1517) mußte mit allem Nachdruck gegen die Landplage der Weissagerei über das hereinbrechende Weltende einschreiten. Eine Prophezeiung folgte der anderen, und obgleich sie nicht eintrafen, fanden sie immer wieder eine Schar von gläubigen Anhängern. Der frühere Augustinermönch und Professor in Jena Michael Stiefel, ein Freund Luthers, brachte mit seiner Ankündigung des nahen Weltuntergangs das ganze Thüringer- und Sachsenland in Aufregung. Dieser große Mathematiker und Astronom betätigte sich neben seiner Wissenschaft auch als „Verkünder des Jüngsten Tages“ und „als Engel mit der siebenten Posaune“, wie er selbst sich bezeichnete. Er gab eines Tages von der Kanzel bekannt, daß die Welt am 18. Oktober 1533 unweigerlich untergehen werde. Der Name des berühmten Astronomen bürgte für die Rich-

tigkeit seiner Berechnungen. So griff das Gerücht vom nahen Untergang der Welt mit Windeseile um sich. Von weither strömten die Menschen dem Orte zu, wo Stiefel wirkte. Sogar aus dem Ausland kamen Leute, um beim Weltuntergang in der Nähe des Mannes zu sein, der die seltene Gabe hatte, den Schleier von den Dingen der Zukunft zu heben. Die Leute verkauften ihr Hab und Gut, ihre Äcker und Häuser, ihr Korn und Vieh, sie schenkten alles den Armen und harreten voll Angst dem letzten Erdentag entgegen. Stiefel selbst verschenkte seine wissenschaftlichen Bücher.

Der 18. Oktober kam. Stiefel bestieg die Kanzel und begann vor der angstvoll lauschenden Menge zu predigen. Er hatte genau die Stunde angegeben, in der das große Ereignis eintreten würde. Bis dahin wollte er der gläubigen Schar Trost und Zuversicht zusprechen.

In hinreißender Begeisterung sprach der Prediger und steigerte sich immer tiefer in seine apokalyptische Rolle hinein. Niemand merkte, wie Stunde um Stunde verging. Auch Stiefel selber nicht. Er predigte, ohne müde zu werden, noch als die Stunde des Untergangs längst überschritten war. Nichts hatte sich auf Erden geändert. Der Himmel strahlte noch genau so klar und blau wie am Morgen. Da ging allmählich ein Raunen durch die unruhig werdende Menge. Stimmen wurden laut. Man erkannte, daß man einer Täuschung zum Opfer gefallen war. Die Leute, die alles weggeschenkt hatten und nun verarmt waren, brachen von Wut geschüttelt in Drohungen und Schmährufe gegen den unglücklichen Propheten aus. Es blieb dem völlig Gebrochenen nichts anderes übrig als sich abführen zu lassen. Noch lange nachher sangen die spottlustigen Studenten von Wittenberg: „Stiefel muß sterben, ist noch so jung, so jung . . .“

Ein anderer Prophet, Melchior Hoffmann, ein wandernder Kürschner aus Schwaben, zog in ganz Deutschland umher, sagte den Anbruch des tausendjährigen Reiches für die nächsten Jahre voraus und erklärte, er sei Elias, der von der Heiligen Schrift verheißene Wegbereiter, dem es obliege, nach dem Wort des Propheten „zurückzuführen das Herz der Väter zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu den Vätern“.

Nostradamus

Michel de Nostre Dame (1503–1566) ist wohl der umstrittenste Prophet der Weltgeschichte. Die in der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienenen Weissagungen des französischen Astrologen und Arztes verraten eine ungewöhnlich große Gabe des Hellsehens. Nostradamus sagte von sich, daß er die künftigen Ereignisse wie in einem Spiegel vor sich sehe. Er hat ohne Zweifel Dinge gesehen, von denen ihn Raum und Zeit trennten. Wie kein anderer Prophet der neueren Geschichte hat Nostradamus eine Fülle wichtiger und weniger wichtiger Ereignisse der Zukunft deutlich bezeichnet, wobei er allerdings in vielen Fällen die Deutung mit Absicht verschleierte. Viele Erklärer seiner prophetischen Vierzeiler glauben, er habe zur Verdunkelung seiner Weissagung einen geheimen Chiffreschlüssel benützt. Um die Entschlüsselung haben sich die beiden Franzosen Jean le Roux und Lepelletier große Verdienste erworben.

Von den 942 Vierzeilern sollen ein paar Proben einen Einblick in die Weissagungskraft des Propheten geben.

Im Jahre 1555 verkündete Nostradamus: „Der junge Löwe wird den alten überwinden. Auf kriegerischem Feld im Einzelkampf; im goldenen Käfig die Augen wird er ihm ausstechen . . . grausamer Tod.“ — Es wird berichtet, daß Nostradamus Heinrich II. gewarnt habe, der Vers gelte ihm. Vier Jahre später erfüllte sich die Vorhersage. Graf Montgommery stach am 1. Juni 1559 in einem Turnier den König mit der Lanze durch das goldene Helmgitter tief ins rechte Auge. Am 10. Juli starb der König an der Wunde.

Ein anderer Vierzeiler verkündet für das 17. Jahrhundert: „Derjenige, der Dauphin war, wird die Lilie nach Nancy tragen und bis nach Flandern wegen eines Kurfürsten des Reiches. Ein neues Gefängnis für den großen Montmorency, der außerhalb des dafür bestimmten Ortes einer berühmten Strafe (clere peyne) überliefert wird.“ Der Dauphin ist Ludwig XIII., der als erster Kronprinz seit der Veröffentlichung der Weissagungen des Nostradamus diesen Titel trug. 1633 eroberte er Nancy, 1635 drang er bis Löwen vor. Den Vorwand für seinen Feldzug lieferte ihm der Kurfürst von Trier, für den er sich gegen die Spanier einsetzte. Kurz zuvor, 1632, war ein Aufstand des Herzogs von Montmorency mißglückt. Er wurde in das Gefängnis des neu-

erbauten Rathauses in Toulouse eingeliefert und zum Tod verurteilt. Die Hinrichtung fand mit Rücksicht auf seinen hohen Stand nicht auf dem Marktplatz, sondern im Hof des Gefängnisses statt, und wurde nicht vom berufsmäßigen Henker, sondern von einem dafür ausgelosten Soldaten namens Clerepeyne vollzogen.

Aus dem 18. Jahrhundert: „Derjenige, der dem großen Monarchen nach seinem Tod folgen wird, wird ein unzüchtiges Leben führen. Infolge seiner Lässigkeit wird er allen Zugeständnisse machen, und so wird schließlich das Salische Gesetz verschwinden.“ Auf den Sonnenkönig folgte Ludwig XV. Das schlechte Beispiel, das er durch seine Mätressenwirtschaft dem Lande gab, untergrub das Ansehen des Königtums. So führte von ihm die Entwicklung mit innerer Folgerichtigkeit zur großen Revolution, deren Sieg Nostradamus unter dem „Verschwinden des Salischen Gesetzes“ andeutete.

„Des Nachts wird man durch die Pforte der Königinnen kommen: zwei Ehegatten; Irrwege; die Königin; der weiße Edelstein; der verlassene König in Grau in Varennes. Der gewählte Capet Ursache für Sturm, Feuer, Blut, Hackbeil.“ — Bei Nacht verließ beim Ausbruch der Revolution das königliche Paar durch eine geheime Pforte das Schloß. Ludwig XVI. ließ zuerst die Richtung nach Verdun einschlagen, befahl aber dann, nach Varennes zu fahren („Irrweg“). Der König trug bei der Flucht einen grauen Anzug. Diese Flucht, die mit der Festnahme des Königs ihr Ende fand, löste den Terror erst eigentlich aus („Sturm, Feuer, Blut, Hackbeil“).

Aus dem 19. Jahrhundert: „Über die tributpflichtige Seestadt wird das geschorene Haupt die Herrschaft gewinnen. Jagen wird er das Schmutzige, das ihm dann entgegenwirkt. Vierzehn Jahre lang wird er die Tyrannengewalt besitzen.“ Unter der Seestadt ist Toulon zu verstehen. Mit ihrer Eroberung 1793 begann der Aufstieg Napoleons. Im Gegensatz zur Zopftracht des 18. Jahrhunderts erschien der Korse als „geschorenes Haupt“. Er verjagte das Direktorium und besaß 14 Jahre lang die unumschränkte Herrschaft.

Je näher die Weissagungen des Nostradamus der Gegenwart kommen, desto schwieriger wird es, sie zu deuten. Im Kriegswinter 1939/40 ließ das deutsche Propagandaministerium Tausende von Flugblättern über den französischen Linien abwerfen, in denen ein Vierzeiler des Nostradamus als Weissagung der französischen Niederlage gedeutet war: „Weil der Waffenstillstand ein

Betrug war, wird der große Führer von Armenien (Deutschland = Land Armins, des Cheruskerfürsten) Brabant, Flandern, Gent, Brügge und Boulogne nach Großdeutschland überführen und wird überraschend Wien und die Rheinlande besetzen.“

Am Schluß seiner Prophetie verkündet Nostradamus das Kommen eines großen französischen Weltmonarchen und eines heiligen Papstes.

Nicht ganz mit Unrecht konnte die Frau des Sehers, als er 1566 starb, ihm auf dem Grabstein nachrühmen, daß seine fast göttliche Feder die Geschichte aller Völker und Zeiten gekannt habe.

Martin Luther

Schon in Luthers Elternhaus wurden bei Tisch oft alte Weissagungen vorgelesen, und zeitlebens beschäftigte sich Luther mit den umlaufenden Weissagungen vom Ende der Welt. Im Herbst 1532 sprach er davon, er habe viele schreckliche Träume vom Jüngsten Gericht; die jetzige Zeit, wenn man sie gegen die vergangene halte, sei kaum eine Hand breit oder wie ein übrig Äpfelchen, das an einem Baum noch lose hänge. Als Melanchthon meinte, der Kaiser solle leben bis ins 48. Jahr, entgegnete Luther: So lange steht die Welt nicht mehr. Im Jahre 1538 sprach er davon, daß alle Kräfte und Dinge abnehmen und das sei ein Zeichen des nahenden Jüngsten Tages. Auf Grund der Berechnung, die er mit den Zahlen biblischer Weissagungen angestellt hatte, beschrieb Luther genau, wie das Ende hereinbrechen werde. „An einem Tag, um das Frühlingsäquinocium, in der Frühe — eine schwarze dicke Wolke, drei Blitze, ein Schlag, der alles im Nu auf einen Haufen schlägt...“ Drohende Worte weissagte Luther über Deutschland: „Der Herr wird das Evangelium wieder wegnehmen, und dann wird in Deutschland nichts sein als Hunger, Zwietracht, Pestilenz, Blutvergießen... Entweder der Türke wird kommen, oder ein Bürgerkrieg bricht aus... Es wird eine große Rache über Deutschland kommen, so groß, daß es keines Menschen Herz ausdenken kann.“

Luthers Prophezeiungen gingen im großen ganzen nicht über die üblichen Wahrsagereien hinaus.

Luthers Freund Melanchthon teilte die allgemeine Anschauung, daß der

gesamte Weltlauf in dreimal 2000 Jahre zerfalle und daß die dritten, mit Christus beginnenden 2000 Jahre verkürzt würden, so daß schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts, etwa im Jahre 1558, der Jüngste Tag komme.

Die Zwickauer

Die religiösen Unruhen zur Zeit der Reformation waren ein fruchtbarer Nährboden für die verschiedensten Prophezeiungen. Viel Aufsehen erregten die sächsischen „Propheten“ Nikolaus Storch und Markus Thomä, genannt der Stübner. Sie kamen bei ihren Predigten und Voraussagen in starken Gegensatz zu Luther. Besonders war dies der Fall beim Zwickauer Pfarrer Thomas Münzer, diesem „Rebell in Christo“. Münzer, ein unruhiger Kopf, ein Mann von großem Widerspruchsgeist und religiöser Begeisterung, beschäftigte sich viel mit apokalyptischen Vorstellungen. Er berief sich bei seinen Predigten auf die alttestamentlichen Propheten und hielt eine Wiederkehr des Propheten Elias für notwendig. Als „Neuer Daniel“ sprach Münzer voll religiöser Glut von der kommenden Verwüstung der Erde und der gewaltsamen Vernichtung der Gottlosen. Die ganze Erde werde einen mächtigen Stoß spüren, die Ungläubigen werden vom Stuhl gestürzt und die Erniedrigten eine Erhöhung erleben. Seine übersteigerten Anschauungen trieben den zügellosen, ungehemmten Prediger mehr und mehr in das Fahrwasser des Kommunismus. Im Bauernkrieg trat er als leidenschaftlicher Anwalt der Bauern auf. Vor der Schlacht bei Frankenhausen weissagte er den mutlos gewordenen Scharen: „Ihr seht, daß Gott auf unserer Seite ist, denn er gibt uns jetzt ein Zeichen. Seht ihr nicht den Regenbogen am Himmel? Das bedeutet, daß Gott uns, wenn wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und drohet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe an. Darum seid unerschrocken und vertröstet euch göttlicher Hilf' und stellt euch zur Wehr! Es will Gott nicht, daß ihr Frieden mit den gottlosen Fürsten macht.“ Die Prophetie Münzers erwies sich als Irrtum. Die Bauern erlitten eine schwere Niederlage und der gefangene Münzer mußte seinen Irrtum mit dem Leben bezahlen.

Der Pfeifer von Niklashausen

Thomas Münzer ähnlich an kommunistischer Gesinnung war Hans Böheim, bekannt unter dem Namen der „Pfeifer (auch Geiger) von Niklashausen“. In einer Samstagnacht des Jahres 1476, während sich das junge Volk beim Tanz vergnügte, geschah es, daß der aufspielende Geiger Hans Böheim plötzlich die Geige weglegte und sich durch kein noch so ungestümes Drängen der jungen Leute zum Weiterspielen bewegen ließ. Er erklärte: „Die Muttergottes ist mir erschienen in großem Lichterglanz und hat mir befohlen, öffentlich aufzutreten und zu predigen gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit.“ So begann Hans Böheim seine schwärmerische Predigt, in der er die unterdrückten Volksmassen zu gewalttätigem Umsturz aufrief. Da es im Volk ohnehin schon von Haß und Erbitterung über die Gewaltherrschaft der Grundbesitzer und der reichen Klöster und Adeligen gährte, wirkten diese Predigten wie der Feuerfunke im Pulverfaß. Die Leute ließen ihre Arbeit in Haus und Hof, in Stall und Feld liegen und zogen zu „Unserer Lieben Frau“ von Niklashausen. In stundenweitem Umkreis wurden Schenken errichtet, in denen die Wallfahrer unentgeltlich verköstigt wurden. In atemloser Begeisterung lauschten die Leute den leidenschaftlichen Worten des predigenden Geigers. Wegen des großen Andrangs streckte er den Kopf zum Dach heraus (Boshafte sagten, ein Barfüßermönch stehe hinter ihm und flüstere ihm ein). Die Ankündigungen Böheims von dem bevorstehenden großen Umsturz und von der kommenden Erneuerung der Welt entfachten eine gewaltige Bußbegeisterung. Die Männer, die früher die Haare bis auf die Schultern herabfallend trugen, begannen sie abzuschneiden und die Spitzen der Schnabelschuhe zu entfernen. Brusttücher, Kleider, Geschmeide warf man von sich, so daß ganze Wagenladungen davon fortgefahren werden mußten. Nicht wenige zogen ihre Kleider aus bis aufs Hemd, warfen sie in die Kirche und zogen davon. Freilich, wenn sie erst eine Weile von Niklashausen entfernt waren und das Schreien des Pfeifers und das Weinen und Klagen der Menge in ihren Ohren verstummte, kam dann oft die Reue, und sie wünschten, sie hätten ihre Kleider wieder.

Wie es meist bei solchen anfänglich gutgemeinten Volksbewegungen der Fall ist, artete auch bald das Geschehen um Niklashausen in ärgerliche Mißstände aus. Niklashausen war bald kein frommer Wallfahrtsort mehr, sondern ein Ort ausgelassener Gelage und wüster Tumulte.

Zum „prophetischen“ Geiger sahen die Leute wie zu einem Heiligen auf. Sie schätzten sich glücklich, wenn es ihnen gelang, von seiner Mütze Zotteln abzureißen und sie als Andenken, kostbar wie Reliquien, an sich zu nehmen. Die religiöse Begeisterung, die das Volk ergriffen hatte, machte es Gaunern nicht schwer, im Trüben zu fischen. So wird erzählt: Im Fischach-Tal war ein „Sauschneider“, der, wie sein gleichgesinntes Weib, fürs Leben gern Wein trank. Um auf billige Weise zu einem guten Trank zu kommen, ersann er einen durchtriebenen Trick. Er band seine völlig gesunde Frau mit einem Tuch hinter sich aufs Pferd, um den Anschein zu erwecken, sie wäre lahm. So ritt er vor die Kirche von Niklashausen und gab den Wallfahrern ein Zeichen, sie sollten schweigen, er wolle ihnen etwas sagen. Da erzählte er den neugierigen Leuten, die arme Frau, die aufs Pferd gebunden sei, sei schon seit Jahr und Tag gelähmt. In der letzten Nacht sei ihr nun die Muttergottes erschienen mit der Aufforderung, für die Kirche in Niklashausen soviel Wachs zu opfern als sie selbst schwer sei, dann würde sie gesund. Nun sei er aber leider viel zu arm, soviel Wachs zu kaufen, denn seine Frau habe ein beträchtliches Gewicht. Und mit mitleiderregender Miene hielt er der zuhorchenden Menge seinen großen Hut hin. Die Leute ließen sich nicht umsonst bitten. Von allen Seiten regnete es Kupfer- und Silbermünzen, daß sich der Hut fast als zu klein erwies. Wie der Gauner dachte, es könnte zu einem stattlichen Faß Wein langem, band er das Tuch auf, und — o Wunder! — die lahme Frau sprang vom Pferd und eilte flinken Fußes in die Kirche, gefolgt von der Menge, die in lauten Jubel über das große Wunder ausbrach. Am Abend aber zog das saubere Paar nach Hause, und es begann dort ein großes Zechen.

Durch seine aufhetzenden Reden gegen alle Obrigkeit und die prophetische Schilderung des kommenden Reiches der Wohlfahrt und des Friedens, der Freiheit und Gleichheit beschwor der Geiger selbst sein baldiges Ende herauf. Der Bischof von Würzburg ließ ihn gefangennehmen und als Volksaufwiegler und Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

„König David“ von Münster

Einen Höhepunkt erreichte in diesen unruhigen Zeiten des 16. Jahrhunderts die Aufpeitschung des Volkes in Münster, wo einige Männer, wie der gewalttätige Bäcker Jan Matthys, der fanatische Prediger Rothmann, der streitsüchtige Tuchhändler Bernhard Knipperdolling und an ihrer Spitze Johann Bockelson von Leiden, ein ehemaliger Schneidiergehilfe, Kneipenwirt und Kuppler, die Wiedertaufe einführten und das kommende Königreich Sion verkündeten. Sie riefen den verstörten Leuten zu: „Buße! Buße! Buße! Der Tag des Herrn ist nah! Bekehrt euch, damit ihr euch nicht die Strafe des himmlischen Vaters zuzieht! . . . Bekehrt euch! Ich sehe den himmlischen Vater mit vieltausend Engeln in der Höhe, wie er euch Schlimmes androht. Wehe, wehe euch Gottlosen! Tut Buße! Jener große und schreckliche Tag des Herrn ist da. Bekehrt euch, bekehrt euch! Die Strafe ewiger Verdammnis und endloser Pein wartet auf euch. Gott will jetzt seine Tenne reinigen und die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen . . . Der König von Sion wird vom Himmel niedersteigen und Jerusalem erneuern . . .“ Es gelang den falschen Propheten, mit ihren Androhungen und Ankündigungen ewiger Strafe die Bevölkerung von Münster in ihren Bann zu ziehen und für die Wiedertaufe zu gewinnen. Besonders leidenschaftlich benahmen sich die Frauen. Kerssenbroch, ein Augenzeuge der Vorfälle, erzählt in seiner Geschichte der Wiedertäufer: „Eine große Zahl von Weibern wurde von einer wunderbaren Raserei und unerhörter Wut ergriffen. Sie waren so toll, so wahnsinnig, so hirnwütig, daß sie die Furien der Dichter übertrafen. Einige von ihnen liefen mit offenem Haar, einige mit gelösten, offenen Kleidern, einige mit fließenden Gewändern schamlos über den Markt, einige hoben sich in tollen Sprüngen, als wollten sie fliegen, einige warfen sich mit dem Rücken auf die Erde und bildeten mit ausgespannten Armen die Figur eines Kreuzes, einige lagen und wälzten sich im weichen Kot, einige stürzten sich auf die Knie und kreischten, einige murmelten mit funkelnden Augen, einige schäumten mit vollen Lippen, einige schlugen sich an die Brüste und schienen zu trauern, einige weinten, einige lachten . . . ‚Warum, ihr Gottlosen,‘ so riefen sie uns (= den katholisch Gebie-

benen) zu, ‚warum verharret ihr so lange in eurer schmutzigen Gottlosigkeit? Jetzt ist die Zeit der Buße! Die Axt ist schon an die Wurzel der Bäume gelegt. Erkennt ihr noch nicht, daß der Vater euch zürnt und euch Verderben und Untergang androht?‘ . . . Am Markt liegt ein Haus, das auf der Spitze einen vergoldeten Wetterhahn trug. Dieser drehte sich bei etwas Wind manchmal und warf die aufgefangenen Sonnenstrahlen mit solchem Glanz in die Augen der Zuschauer zurück und schwächte die Schärfe der Augen und blendete sie so, daß sie glaubten, die weißen Gewänder wären mit Blutflecken besprenkt. Wenn sie diesen ungewöhnlichen Glanz des vergoldeten Hahns, der durch den plötzlichen Widerschein der Sonnenstrahlen entstand, betrachteten, glaubten sie, die Pforten des Himmels öffneten sich. Sobald also die Strahlen plötzlich blinkten, fingen sie alle mit gleichem Ungestüm an zu springen, erfüllten mit gräßlichem Schreien den Himmel und riefen mit gefalteten und hochgehobenen Händen: ‚O Vater, o Vater, o erhabener König von Sion, schone deines Volkes!‘ — Und dies Weibergeschrei und Durcheinander nahm allmählich so zu, wurde so stark und vervielfachte sich so, daß man glaubte, tausend Schweine zugleich grunzen zu hören. Endlich merkte einer der Bürger jene Verblendung und Einbildung und holte mit einem Schuß den vergoldeten Wetterhahn herunter. Da hörte aller Lärm plötzlich auf, und die Weiber schlichen beschämt und verwirrt davon.“

Bald kam es in Münster zu unvorstellbaren Zuständen. Johann Bockelson ließ sich unter dem ekstatischen Jubel des Volkes zum „König von Sion“ krönen und tanzte auf dem Marktplatz wie David vor der Bundeslade. Die Wiedertäufer führten die Vielehe ein, und Bockelson selber nahm sich siebzehn „Königinnen“. Sämtliche Kirchen und Klöster wurden geplündert und alles Gold, die kostbarsten Geschmeide und Stoffe in den Palast des neuen Königs geschafft, um so die Pracht seiner Hofhaltung und die Schönheit seiner Gemahlinnen zu erhöhen. Damit er von den nötigen Hofwürdenträgern umgeben sei, verlieh der König von Sion seinen engsten Anhängern die Titel Großkanzler von Israel, Großschatzmeister und Marschall. Zahlreiche Staatsräte, Pagen, Leibdiener und Lakaien vollendeten sein Gefolge. Zuletzt erwählte er achtundvierzig „Verkünder“, die er aussandte, die Frohbotschaft vom neuen Reich über die ganze Erde zu verkünden. . .

Gegen alles, was noch an die alte Zeit in Münster erinnerte, wurde mit

fanatischer Zerstörungswut vorgegangen. Kerssenbroch berichtet: „Was von den früheren Verwüstungen in den Kirchen noch verschont geblieben war, wurde nun zerstört. Die Bücher brachten sie aus allen Kirchen heraus und verbrannten sie mit allen Urkunden; Rechnungsbücher und Gerichtsakten zerrissen sie und warfen sie auf den Straßen umher. Die Glasfenster, auf denen sie die Wappen der Vorfahren oder die Bilder Heiliger fanden, zerbrachen sie mit Stöcken, Knitteln und Kolben. Denn Bilder des Gekreuzigten, der Jungfrau Maria, der Apostel oder Märtyrer konnten sie nicht ausstehen; die Bilder der Juden und gottlosen Tyrannen beschädigte dagegen keine Wiedertäuferhand. Die Reliquienbehälter brachen sie auf, nahmen Gold, Silber und Perlen, mit denen die Gebeine geschmückt waren, weg, streuten die Knochen auf die Straße und traten sie mit Füßen. Das Bild der jungfräulichen Gottesmutter mit zwei Gesichtern, das gleichsam mit vergoldeten Strahlen umgeben mitten in der Überwasserkirche vom Gewölbe herabhing, warfen sie herunter. Die neue Orgel zerstörten sie und schlugen in allen Kirchen der Stadt die Stühle, Altäre und Pulte entzwei . . . Im Rathaus und in der Stadtschreiberei erbrachen sie die Türen und zerstörten das große Stadtsiegel, in das der Kopf des heiligen Paulus eingegraben war. Das viele Jahre hindurch geheimgehaltene Archiv des Rathauses durchwühlten sie und zerrissen und zerstreuten die Privilegien, Ratsbeschlüsse und Stadtbücher. Die Bilder der alten Bischöfe, die zur Zierde und zum Gedächtnis im Rathaus angebracht waren, warfen sie herunter; alle Bildnisse Gottes und frommer Menschen vernichteten und übertünchten sie, damit nichts von ihnen im Gedächtnis der heranwachsenden Jugend haften. Das Wappen des Bischofs rissen sie vom bischöflichen Palast und traten es in den Kot. Flöten, Zithern, Lauten, Leiern und andere Saiteninstrumente, Notenbücher, Würfelbecher, Spielbretter und Karten und alles, womit man sich die Zeit vertreibt, was sie überall in den Häusern fanden, schlugen sie in Stücke, um sich mit keinen anderen Beschäftigungen als der Sicherung der Befestigungen abzugeben . . .“

Schon hatten die Führer der Wiedertäufer beschlossen, alle, die sich der neuen Richtung nicht anschlossen, zu töten, da gelang es dem bischöflichen Heer, die Stadt einzunehmen und dem dämonischen Spuk ein Ende zu bereiten. Bockelson und die anderen Rädelsführer mußten das Unheil, das sie angerichtet hatten, mit dem Tod bezahlen.

Bartholomäus Holzhauser

Holzhauser, der in Laugna 1613 geborene schwäbische Schuhmachersohn, starb 1658 als Pfarrer in Bingen eines heiligmäßigen Todes. Er war schon von Jugend auf mit Visionen begnadet. In der Drangsal des Dreißigjährigen Krieges, wo alles sehnsüchtig nach einem Retter aus der Not aussah, veröffentlichte er seine Erklärungen zur Geheimen Offenbarung des heiligen Johannes, die wegen ihrer prophetischen Aussagen großes Aufsehen erregten. Holzhauser unterschied drei Perioden. In der ersten sah er große Bedrängnis über die Erde kommen: „Zu dieser Zeit wird ein neuer Luzifer erscheinen. Das ist ein Geist des Hochmuts und der Eitelkeit, der unter dem Namen Philosophie eine Zeitlang einen großen Teil der Welt beherrschen wird. Und zwar hat Luther das Dach zerstört, Calvin die Mauern eingerissen, aber die Grundfesten wird dieser Philosophismus zerstören. In Frankreich werden Hähne aufstehen, die durch ihr philosophisches Geschrei (Aufklärungs- und Revolutionszeit!) die ganze Welt aufregen und unter dem Schein der Freiheit die Völker verführen, daß sie die Länder verwüsten, die Lilien brechen, die Fürsten ermorden und den christlichen Glauben gänzlich unterdrücken, in der Kirche Verfolgung erregen, wie in den ersten Zeiten unter Nero. Die Priester und Diener der Kirche werden ins Elend gejagt und ermordet werden und die gottlose Schar dieser sogenannten Philosophen wird ihre Lehre ausbreiten, womit sie die Jugend zum Atheismus und Naturalismus verleitet, die Völker verführt, daß sie dem Gesetz und dem König nicht gehorchen, die Kirchen verdammen, sich verschwören, um in der ganzen Welt Republiken zu errichten. Und alles wird vom Krieg verwüstet werden, der das Ende der ersten Periode dieser Verfolgung sein wird.“

Wie erstaunlich hat Holzhauser schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts die philosophische Aufklärung in Frankreich mit ihrem Atheismus und ihren Revolutionsschrecken vorausgesehen!

In der zweiten Periode wird nach Holzhauser der „Große Monarch“ erscheinen: „In der zweiten Periode wird Friede sein, aber nur dem Namen nach, in Wahrheit ist kein Friede, denn die Bedrängnisse werden so groß sein wie im Krieg. Die deutschen Fürsten, schon von alter Treue abgefallen, werden den

Kaiser verlassen und durch das unrechtlichste Band des Friedens gegen die Katholischen sich verbünden. Alle Erzbistümer und Bistümer, Klosterabteien und Körperschaften, die meist der fromme Sinn der Väter gründete, werden diese Fürsten nach Art der Wölfe zerstören.“ Wer denkt hier nicht an die Säkularisation zu Anfang des 19. Jahrhunderts! „Aber nun wird ein Mensch erscheinen, sein Name wird unbekannt sein und sein Vaterland wenig nur berühmt. Er wird Italien besiegen, Rom an einem Tag stürzen, ihn hat Gottes Allmacht unter dem Namen des Großen Monarchen bestimmt, einen weiten Teil der Welt zu strafen . . . Dieser starke Monarch, gegürtet mit dem mächtigen Schwert, wird alle Republiken, welche die Zöglinge des Philosophismus errichtet hatten, von Grund aus zerstören und die Schar dieser gottlosen Jünger, die nicht der Kirche nach ihren Gesetzen gehorchen, sich wunderbar unterwerfen.

Die Religion, zum größten Teil unterdrückt, wird durch Belehrung dieses bekehrten französischen Volkes von ihm wieder befestigt werden. Und mit einem Male wird er unter dem Zeichen des raubsüchtigen Adlers mit Schrecken und Härten das Reich beherrschen, das immer am ersten in die Fehler fällt, die es vermeiden wollte . . . Überaus groß wird das Elend in den Reichen sein, und Zeichen werden neu sich erheben und den Bedrängnissen voraneilen. Alte Staaten werden untergehen und neue sich erheben. Unter den Flügeln dieses räuberischen Adlers wird das römische Reich elendiglich zerrissen werden; weil viele um den Vorrang streiten, wird alles gestürzt werden . . . Und es wird dieser starke Monarch einige, aber nicht lange Zeit herrschen in einem Teil des Orients und auch des Okzidents, damit alle Welt verarme zur Strafe der Völker, auf daß sie zurückkehren zu Gott unserem Herrn.“

In der dritten Periode wird nach Holzhauser ein neues Jahrhundert beginnen, wo nur eine Herde sein wird und ein Hirt, welcher der Welt und allen, die guten Willens sind, den Frieden gibt, um Gott unseren Herrn zu verherrlichen.

Anna Katharina Emmerick

Wir übergehen eine Reihe von Prophetien aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wie die Weissagungen aus den Klöstern Lehnin und Orval, die Prophetie von der Schlacht am Birkenbaum, die Vorhersagen der Polen Wallich und Hilarion, des ehrwürdigen P. Jakob Rem, des „elsischen Jungen“, des J. P. Knopp und so mancher anderer Zukunftsdeuter und verweilen ein wenig bei der stigmatisierten Nonne von Dülmen: Anna Katharina Emmerick (1774 bis 1822). Aus ihren Visionen führen wir die große Schau über Kampf und Sieg der Kirche an, die sie am 17. Dezember 1819 hatte:

„Ich sah die Peterskirche und eine ungeheure Menge von Menschen, die beschäftigt waren, sie niederzureißen, aber auch andere, welche wieder an ihr aufbauten. Es zogen sich Reihen von handlangenden Arbeitern durch die ganze Welt, und ich wunderte mich über den Zusammenhang. Die Abbrechenden rissen ganze Stücke weg, es waren besonders viele Sektierer und Abtrünnige dabei. Wie nach Vorschrift und Regel aber rissen Leute ab, die weiße, mit blauem Band eingefasste Schürzen mit Taschen trugen und Kellen im Gürtel stecken hatten (Freimaurer!). Sie hatten sonst Kleider aller Art an, und es waren große und dicke vornehme Leute mit Uniformen und Sternen dabei, die aber nicht selbst arbeiteten, sondern mit der Kelle nur an den Mauern Stellen anzeichneten, wo und wie abgebrochen werden sollte. Zu meinem Entsetzen waren auch katholische Priester dabei. Manchmal aber, wenn sie nicht gleich wußten, wie abbrechen, nahten sie, um sicherzugehen, einem der Ihrigen, der ein großes Buch hatte, als stünde die ganze Art des Baues und Abbruches darin verzeichnet. Und dann zeichneten sie wieder eine Stelle genau mit der Kelle an, die abgerissen werden sollte, und schnell war sie herunter. Diese Leute rissen ganz ruhig und mit Sicherheit ab, aber scheu und heimlich lauernd. Den Papst sah ich betend und von falschen Freunden umgeben, die oft das Gegenteil von dem taten, was er anordnete. Ich sah einen kleinen schwarzen, weltlichen Kerl in voller Tätigkeit gegen die Kirche. Während die Kirche auf der einen Seite so abgebrochen wurde, ward auf der anderen Seite wieder daran gebaut, aber ganz ohne Nachdruck. Ich sah viele Geistliche, die ich kannte . . . Ich sah auch meinen Beichtvater einen großen Stein auf weitem

Umweg herbeischleppen. Andere sah ich träge ihr Brevier beten und dazwischen ein Steinchen als große Rarität unter dem Mantel herbeitragen oder anderen hinreichen. Sie schienen alle kein Vertrauen, keine Lust, keine Anweisung zu haben und gar nicht zu wissen, um was es sich handelte.

Es war ein Jammer. Schon war der ganze vordere Teil der Kirche abgebrochen und nur das Allerheiligste stand noch. Ich war sehr betrübt und dachte immer: Wo bleibt denn der Mann, den ich sonst mit rotem Kleid und weißer Fahne auf der Kirche stehen sah? (St. Michael.) Da erblickte ich aber eine majestätische Frau über den großen Platz der Kirche wandeln. Ihren weiten Mantel hatte sie auf beide Arme gefaßt und schwebte leise in die Höhe. Sie stand auf der Kuppel und breitete weit über den ganzen Raum der Kirche ihren Mantel, der wie Gold strahlte.

Die Abbrechenden hatten eben ein wenig Ruhe gegeben. Nun wollten sie wieder heran, konnten aber auf keine Weise sich dem Mittelraum nähern. Aber von der anderen Seite entstand eine ungeheure Tätigkeit der Aufbauenden. Es kamen ganz alte, krüppelige, vergessene Männer und viele kräftige, junge Leute, Weiber, Kinder, Geistliche und Weltliche, und der Bau war bald wieder ganz hergestellt.

Nun sah ich einen neuen Papst mit einer Prozession kommen. Er war jünger und viel strenger als der vorige. Man empfing ihn mit großer Feierlichkeit. Es sollte eben ein großes Kirchenfest sein. Ehe der Papst das Fest begann, hatte er schon seine Leute vorbereitet, die aus den Versammelten ganz ohne Widerspruch eine Menge vornehmer und geringer Geistlicher ausstießen und fort taten. Und ich sah, daß sie mit Grimm und Murren die Versammlung verließen. Und er nahm sich ganz andere Leute in seinen Dienst, geistliche und weltliche. Dann begann eine große Feierlichkeit in der Peterskirche...“ In einer anderen Vision sagte Anna Katharina: „Ich hörte, daß Luzifer, wenn ich nicht irre, fünfzig oder sechzig Jahre vor dem Jahr 2000, auf eine Zeitlang freigelassen werden soll.“ Wenn man das Geschehen in der Gegenwart betrachtet, gewinnt man dann nicht den Eindruck, daß Luzifer freigelassen worden sei?

Die Weissagung des J. B. Rembold (Spielbernd, Spielbän)

Die Voraussagen des Klosterbruders Johann Bernhard Rembold wurden 1846 zum erstenmal veröffentlicht. Sie stammen ungefähr aus dem Jahre 1756 und nehmen Bezug auf die geschichtlichen Ereignisse bis zum Jahre 1837. Manche der Voraussagen finden sich auch beim Waldpropheten oder Mühlhiasl. Von den 122 Aussagen der Prophetie wählen wir die nachstehenden aus:

„Was ich sehe, will ich reden, wie mir's offenbarte der Allwissende und Allmächtige, der mit Erbarmen herabgesehen auf die Niedrigkeit seines Dieners und den Trieb in meine Brust gelegt hat, zu singen und zu sagen ihre Lose und Schicksale künftigen Geschlechtern.

Zierde des Landes, liebliche Stätte des heiligen Antonius (Kloster Siegburg). Wie ich dich beklage! Das Feuer wird dich verzehren bis auf das Gotteshaus, das verschont bleibt von den Flammen (traf am 1. Januar 1772 ein). Doch blicke hinab auf die Stadt! Wann viele Hände sich regen, die Berge des Marktes abzutragen, wenn man den geebneten Markt mit Bäumen bepflanzen wird, dann wehe dir! Denn eine fremde Kriegerschar wird an diesen Bäumen ihre Pferde anbinden (die Franzosen in den Napoleonischen Kriegen). Alsdann soll die Abtei wohl acht haben auf ein Volk, das sich selbst sein Haupt nimmt (1793 schickten die Franzosen Ludwig XVII. auf die Guillotine). Denn dieses hauptlose Volk, das vor zwei Jahrhunderten seine Hände in Ketzerblut gewaschen (Bartholomäusnacht 1572), wird sich nun erheben gegen das Reich Christi und gegen Gott, also daß es die ganze Welt anstecken wird mit dem Schlamm der Gotteslästerung (Aufklärung).

O stolzes Siegburg, an dir werden böse Zeiten und schwere Drangsale vorübergehen. Du wirst öde und verlassen stehen und die Raben und Füchse werden sich da aufhalten. Und Heisterbach wird wüst durcheinandergeworfen zu dieser Zeit. (Die Mönche von Siegburg mußten 1803 das Kloster verlassen. Alle Kirchengüter wurden eingezogen. Das benachbarte Kloster Heisterbach wurde 1802 aufgehoben.) Mit solchen Untaten wird man einen Mächtigen erscheinen sehen, der nicht König ist, aber Kaiser genannt wird (Napoleon). Der wird die Herrschaften niederreißen und das Deutsche Reich in Grund und

Boden vernichten. Er wird der Welt eine Geißel Gottes sein und den König der Tiere in seinem Namen führen (Napo - Leon) . . . Er wird umstürzen den Heiligen Stuhl zu Rom, derweil er den Statthalter Jesu Christi in Gefangenschaft schleppt (Pius VI., 1798; Pius VII., 1809) . . . Er wird sterben als ein geschlagener Mann, der keinen Freund mehr hat, und ist verbannt und verlassen in weitem Meer (St. Helena).

Der bergische König wird das verödete Siegburg wieder aufbauen und wird ein wundersam Ding daraus schaffen, das ein Kloster ist und doch kein Kloster, und es läuft mir ganz toll durcheinander, wenn ich daran denke, also, daß kein vernünftiger Mann Verstand daraus finden könnte (aus dem früheren Kloster wurde nacheinander Kaserne, Schule, Landratsamt, Irrenanstalt, Zuchthaus) . . . Auf dem Bischofsstuhl sitzt ein Mann, an dem sich viele spiegeln werden (Ferdinand Graf Spiegel, Erzbischof von Köln, 1825 bis 1835) . . .

Man kann einen Bauern von dem Grafen nicht unterscheiden. Die Hoffart und eitle Aufgeblasenheit werden ihresgleichen nicht kennen (Auswirkungen der Französischen Revolution) . . . Es kommt so weit, daß man Gott nicht mehr danken wird für die Speisen. Doch soll dir das ein Zeichen sein: Wann die schwersten Schiffe den Rhein hinablaufen ohne Pferd und Wind (Dampfschiffe), wann man auf der Frankfurter Straße den Käsberg ebnen wird (Straßenverlegung 1837), dann wird man das Oberhaupt der Kirche gefangen nehmen (Erzbischof Klemens August von Köln wurde 1837 verhaftet).

Der Menschenwitz wird Wunder schaffen (Technik), weshalb sie Gott immer mehr vergessen werden. Sie werden Gottes spotten, weil sie allmächtig zu sein wähnen, von wegen der Wagen, so durch alle Welt laufen, ohne von lebenden Geschöpfen gezogen zu werden (erste deutsche Eisenbahn 1835), also daß man die Wegstrecken nach der Vögel Flug ausrechnet . . .

Die Menschen werden die Vögel nachahmen und in die Lüfte fliegen wollen, doch wird Gott ihren stolzen Sinn verwirren gleich wie in Babylon . . .

Es wird ein Mann aufstehen, der die Welt aus ihrem Schlafe weckt (Hitler?); er schlägt die Stolzen mit lauter, starker Stimme und die Spötter stürzt er. Es wird Gift regnen auf das Feld, wodurch ein großer Hunger in das Land kommt, also daß viele Tausende über dem Gewässer eine bessere Heimat suchen . . .

Wann man bei Mondorf eine Brücke über den Rhein bauen wird (geschah 1945), alsdann mag es ratsam sein, mit den ersten hinüberzugehen ans andere Ufer. Doch soll man nur so lange dort verweilen, bis man ein siebenpfündiges Brot aufgezehrt, alsdann wird es Zeit zum Umkehren.

Die Menschen wollen ein neues Reich gründen und aller Glaube soll verbannt werden; es ist den Leuten einerlei, ob sie zur Kirche gehen oder nicht (das Tausendjährige Reich der Nationalsozialisten?). Sie stiften eine Pflanzschule für alle Lastertaten, sie nannten sich Gottesdiener und waren Bauchdiener, sie dienten der Wollust und machten eine Religion für ihre böse Fleischelust . . .

Es bluten die Gläubigen in fremdem Land. Darum wird untergehen ein großes Barbarenreich (Sowjetunion?), weil es solche Frevel zugelassen und nicht beschützt hat die Kirche Christi.

Die heilige Stadt Köln wird sodann eine fürchterliche Schlacht sehen; viel fremdes Volk wird hier genötigt, und Männer und Weiber kämpfen für ihren Glauben und wird man allda im Blute waten bis zu den Knöcheln. Zuletzt aber wird ein fremder König aufstehen und den Sieg für die gerechte Sache erstreiten (der große Monarch). Die Überbleibsel entfliehen bis zum Birkenbäumchen. Hier wird die letzte Schlacht gekämpft für die gute Sache . . . Die Fremden haben den Schwarzen Tod ins Land gebracht; wen das Schwert verschont, den wird die Pest fressen.

Das bergische Land wird menschenleer sein und die Äcker herrenlos . . . Das Deutsche Reich wird sich einen Bauern zum Kaiser wählen; der wird ein Jahr und einen Tag Deutschland regieren. Der nun die Kaiserkrone trägt, das wird der Mann sein, auf den die Welt lange gehofft hat. Er wird römischer Kaiser heißen und der Menschheit den Frieden geben. Und danach wird eine gute und glückliche Zeit sein, und das Lob Gottes wird auf der Erde wohnen . . .

Wenn nun auch die Menschen mich verhöhnen, indem sie sagen, ich sei nur ein simpler Spielmann, so wird dennoch eine Zeit kommen, wo sie meine Worte wahr finden.“

Jacques Cazotte prophezeit

Der französische Schriftsteller Jean François de Laharpe erzählt: „Es war Anfang des Jahres 1788. Bei einer Gesellschaft, an der Herren der verschiedensten Stände teilnahmen, sprach man mit Bewunderung von der Revolution des Geistes, die Voltaire bewirkt habe. Man stellte sich die Frage, ob es wohl wahrscheinlich sei, daß die Vernunft einmal die volle Herrschaft über den Aberglauben der Religion erlangen werde. Die Älteren bedauerten, daß sie das wohl nicht mehr erleben dürften, die Jüngeren freuten sich der Wahrscheinlichkeit, die glorreiche Zeit voller Gedankenfreiheit erleben zu können. Der Schriftsteller Jacques Cazotte, dessen Vorliebe für das Mysteriöse und Geheimnisvolle bekannt war, warf ein: ‚Meine Herren, freuen Sie sich! Sie alle werden Zeugen jener großen und erhabenen Revolution sein, die Sie so sehr wünschen. Sie alle werden es erleben.‘ Und er fügte hinzu: ‚Wissen Sie, was aus dieser Revolution, in der die Vernunft über die geoffenbarte Religion triumphiert, entstehen wird, was ihre unmittelbaren Auswirkungen sein werden?‘

‚Laßt uns sehen!‘ rief der Philosoph Condorcet. ‚Einem Philosophen ist es nicht leid, einen Propheten zu hören.‘

‚Sie, Herr Condorcet,‘ fuhr Cazotte fort, ‚Sie werden, auf dem Fußboden eines unterirdischen Gefängnisses ausgestreckt, ihren Geist aufgeben. Sie werden an dem Gift sterben, das Sie verschluckt haben werden, um dem Henker zu entgehen . . . an dem Gift, das immer bei sich zu tragen diese kommenden glücklichen Zeiten Sie zwingen werden.‘

Die Gesellschaft brach in lautes Lachen aus, und einer der Gäste meinte: ‚Herr Cazotte, das Märchen ist nicht ganz so lustig wie Ihr „Verliebter Teufel“ (ein Roman Cazottes). Welcher Teufel hat Ihnen denn das von dem Gefängnis, dem Gift, dem Henker eingegeben? Was hat das mit der Philosophie und der Herrschaft der Vernunft zu tun?‘

‚Das ist es ja, was ich Ihnen sage,‘ versetzte Cazotte, ‚im Namen der Philosophie, im Namen der Menschheit, im Namen der Freiheit wird es geschehen, daß Sie ein solches Ende nehmen. Zweifellos wird dann die Vernunft herrschen; sie wird sogar Tempel haben.‘

‚Wahrhaftig,‘ sagte Chamfort mit einem höhnischen Lächeln, ‚Sie werden bestimmt keiner von den Priestern dieser Tempel sein!‘

Cazotte erwiderte: ‚Das hoffe ich. Aber Sie, Herr Chamfort, der Sie einer davon sein werden, Sie werden sich durch zweiundzwanzig Schnitte mit dem Rasiermesser die Adern öffnen, gleichwohl aber erst einige Monate danach sterben.‘

Betroffen sahen sich die Gäste an. ‚Sie, Herr Nicolai,‘ fuhr Cazotte fort, ‚werden auf dem Schafott sterben. Sie, Herr Bailly, auf dem Schafott; Sie, Herr von Malesherbes, auf dem Schafott!‘

‚Gott sei Dank,‘ rief Herr Roucher, ‚es scheint, Herr Cazotte hat es ausschließlich auf Mitglieder der Akademie abgesehen. Ich, dem Himmel sei’s gedankt, ich . . .‘ — ‚Sie?‘ fiel ihm Cazotte ins Wort, ‚Sie werden auf dem Schafott sterben.‘ — ‚Hallo,‘ rief da jemand, ‚so werden wir also wohl von Türken und Tataren unterjocht werden!‘ — ‚Nichts weniger als dies,‘ unterbrach Cazotte, ‚ich habe es Ihnen ja schon gesagt: Sie werden ausschließlich unter der Herrschaft der Philosophie, der Vernunft stehen. Die, welche Sie so behandeln, werden lauter Philosophen sein, werden genau dieselben Redensarten im Munde führen, die Sie hier vorher ausgekramt haben.‘

‚Und wann soll dies alles geschehen?‘ fragte jemand. ‚Es werden keine sechs Jahre vergehen, bis alles, was ich Ihnen sagte, erfüllt ist.‘

‚Das sind ja grausliche Wunder!‘ Diesmal war ich (Laharpe) es, der das Wort ergriff. ‚Und von mir sagen Sie nichts?‘ — ‚An Ihnen,‘ sagte Cazotte, ‚wird sich ein Wunder begeben, das mindestens ebenso außerordentlich sein wird: Sie werden dann ein Christ werden!‘ — ‚Nun bin ich beruhigt,‘ warf Chamfort ein, ‚kommen wir erst um, wenn Laharpe ein Christ ist, so sind wir unsterblich.‘

‚Wir vom weiblichen Geschlecht,‘ sagte die Herzogin von Grammont, ‚wir sind glücklich, daß wir bei Revolutionen für nichts erachtet werden. Wenn ich sage „für nichts“, so heißt das nicht soviel, als ob wir uns nicht ein wenig einmischten, aber ich nehme an, daß man sich deswegen doch nicht an uns und unserem Geschlecht vergreifen wird.‘

Cazotte erwiderte: ‚Ihr Geschlecht, meine Damen, wird Ihnen diesmal nicht zum Schutz gereichen, und Sie mögen noch so sehr sich in nichts einzumischen wünschen, man wird Sie genauso behandeln wie die Männer.‘

„Aber“, entrüstete sich die Herzogin, „was sagen Sie da, Herr Cazotte? Sie predigen uns ja den Untergang der Welt.“

„Das weiß ich nicht“, antwortete Cazotte. „Was ich aber weiß, ist, daß Sie, Frau Herzogin, zum Schafott geführt werden. Sie und viele andere Damen mit Ihnen, und zwar auf dem Schinderkarren und mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen!“

Scherzend meinte die Herzogin: „In diesem Falle hoffe ich doch, daß ich wenigstens eine schwarz ausgeschlagene Kutsche haben werde.“

Cazotte: „Nein, Madame, noch vornehmere Damen als Sie werden auf dem Schinderkarren gefahren werden, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden.“ — Die Herzogin: „Noch vornehmere Damen? Prinzessinnen wohl etwa von Geblüt?“ — Cazotte: „Noch vornehmere!“

Eine starke Bewegung bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft. Man begann einzusehen, daß der vermeintliche Scherz zu weit getrieben werde. Die Herzogin von Grammont sagte, um das Gewölk zu zerstreuen: „Sie werden sehen, meine Herren, daß er mir nicht einmal den Trost eines Beichtvaters lassen wird.“ — „Nein, Madame“, bestätigte Cazotte, „man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen noch sonst jemand. Der einzige Hingerichtete, dem man aus Gnade einen Beichtvater gewährt, wird...“ Er stockte. „Nun, wohlan“, forschte die Herzogin, „wer wird denn dieser glückliche Sterbliche sein, dem man einen solchen Vorzug vergönnt?“ — Cazotte: „Es wird der einzige Vorzug sein, den man ihm noch vergönnt — dem König von Frankreich!“

Da sagte der Hausherr zu Cazotte: „Mein lieber Herr Cazotte, dieser klägliche Scherz hat nun lange genug gedauert. Sie treiben ihn bis auf einen Grad, der die Gesellschaft, in der Sie sich befinden, und Sie selber in Gefahr bringt.“ Beim Auseinandergehen trat die Herzogin, die noch immer verhüten wollte, daß man die Sache allzu ernst nähme, in dem Wunsch, die Gemüter wieder zu erheitern, an Cazotte heran und sagte: „Nun, mein Herr Prophet, Sie haben uns allen gewahrsagt, aber von Ihrem eigenen Schicksal sagen Sie nichts?“ Cazotte schwieg zuerst, dann sagte er: „Haben Sie im Josephus Flavius die Geschichte von der Belagerung Jerusalems gelesen? Während dieser Belagerung ging ein Mensch sieben Tage hintereinander auf den Wällen der Stadt und rief unaufhörlich: „Wehe Jerusalem! — Wehe Jerusalem!“ Am siebenten Tage aber schrie er: „Wehe Jerusalem! — Wehe auch mir!“ Und in diesem

Augenblick zerschmetterte ihn ein ungeheurer Stein, den eine der feindlichen Wurfmaschinen geschleudert hatte.“ Nach diesen Worten verbeugte sich Cazotte und ging fort.“

Soweit die Erzählung Laharpes. Über die Wirklichkeit seiner Erzählung ist ein Jahrhundert lang gestritten worden. Angaben, die die Wirklichkeit zu bestätigen scheinen, finden sich in Jung-Stillings „Geisterkunde“, in William Burts „Observations on the curiosities of nature“, in den „Memoiren der Gräfin Stephanie Felizitas de Genlis“, die einst Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orléans war, und in den „Memoiren der Baronin Oberkirch“.

J. J. de Laharpe war zuerst ein Freund, später ein Gegner der Revolution. Cazotte wurde als ausgesprochener Gegner der Revolution 1792 verhaftet und zum Tode verurteilt, durch den Mut seiner Tochter befreit, nach drei Tagen aber aufs neue verhaftet und guillotiniert.

Der Mathematiker Condorcet endete 1794 im Gefängnis durch Gift. Chamfort endete nach mißlungenem Selbstmordversuch durch falsche ärztliche Behandlung. Bailly wurde 1794 guillotiniert, im gleichen Jahr wie der Schriftsteller J. A. Roucher.

Der Waldprophet oder Mühlhiasl

Wohl keine Weissagung ist im bayrischen Volk so verbreitet wie die des Waldpropheten oder Mühlhiasl. Über der Person dieses hellseherisch begabten Waldhirten oder Müllers liegt ein Dunkel, das bis heute nicht ganz erhellt ist. Gegenwärtig nehmen es viele als sehr wahrscheinlich an, daß der Klostermüller Matthias Lang aus Apoig im Bayrischen Wald und der Waldprophet Stormberger ein und dieselbe Person sind. Der Mühlhiasl lebte Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Seine Weissagungen sind im Laufe der Jahre vielfach geändert und ergänzt worden. Der ursprüngliche Wortlaut läßt sich kaum noch ermitteln. Die Voraussagen des Mühlhiasl sind vielfach in eine derbe, bildhafte Volkstümlichkeit gekleidet und haben ohne Zweifel gerade dadurch im Volk so große Verbreitung gefunden.

Wir führen einen Teil der Aussprüche des Mühlhiasl nach der Wiedergabe bei P. Norbert Backmund, „Hellseher schauen die Zukunft“ an:

„Eine Zeit wird kommen, wo die Menschen wieder wenig werden und die Welt abgeräumt wird. Das wird der Fall sein, wenn die Bauern mit gewichsten Stiefeln in die Miststatt hineinstehen, wenn sich die Bauersleute gewanden wie die Städtischen und die Städtischen wie die Narren, wenn d' Weiberleut beim Gehen eine Spur hinterlassen wie die Geißböck (Pfennigabsätze), wenn die Mannerleut rote und weiße Hüte aufsetzen, wenn die farbigen Hüt' aufkommen, wenn die Leut rote Schuhe haben, wenn die Leute nichts mehr tun als fressen und saufen, schlemmen und dämmen, wenn die Bauersleut lauter Kuchen fressen, wenn sie die Hennen und Gänse selber fressen, wenn alle politisieren — dann ist die Zeit da. Wenn die schwarze Straß von Passau heraufkommt, wenn in Straubing die Donaubruck baut wird, sie wird aber nimmer fertig (bei Kriegausbruch 1939 war die neue Donaubrücke bis auf die Betondecke fertig), wenn d' Leut in der Luft fliegen können, wenn die Wägen ohne Roß und Deichsel fahren, wenn die meisten Leut mit zweiradeligen Karren (Motorrädern) fahren, so schnell, daß kein Roß und kein Hund mitlaufen kann, wenn die kurzen Sommer kommen . . . wenn man Sommer und Winter nicht mehr auseinanderkennt — dann ist's nimmer weit hin. Auf dem Kirchturm in Zwiesel wird a Baum wachsen. Wenn er so lang ist wie a Fahnenstaffel, dann ist die Zeit da. Überall bauen s' Häuser wie Schlösser, Schulhäuser werden gebaut wie Paläste — für d' Soldaten! Überall wird über den Glauben gepredigt, überall sind Missionen, aber kein Mensch kehrt sich mehr dran. D' Leut werden erst recht schlecht, die Religion wird noch so klein, daß man's in einen Hut hineinbringt, der Glaube wird so dünn, daß man ihn mit einem Geißelschnalzen vertreiben kann. Über den katholischen Glauben spotten am meisten die eigenen Christen. Recht viele Gesetze werden gemacht, aber nimmer ausgeführt. Geld wird gemacht, so viel,

daß man's gar nimmer kennen kann; wenn's gleich lauter Papierflanken sind, kriegen die Leut nicht genug davon — auf einmal gibt's keins mehr. Nachher kommt der große Krieg. Durch einen Kleinen (Serbien) geht der Krieg an, durch einen Großen, der übers Wasser kommt (Amerika), wird er gar. Bei den Leuten wird einer den anderen nimmer mögen, keiner wird dem anderen mehr trauen, und wenn zwei auf einem Baumstamm sitzen, dann traut sich keiner dem anderen zu sagen, was er sich denkt (Hitlerzeit!). Den Herrgott werden sie aus den Winkeln reißen und in den Kasten sperren. Die Geistlichen werden so rar, daß man nach dem Krieg sieben Stunden weit gehen muß, um einem Gottesdienst beizuwohnen. Die Mannsbilder werden sich wie die Weiberleut und die Weiberleut wie die Mannsbilder kleiden, so daß man's nimmer auseinanderkennt. Die reichen und noblen Leut werden umbracht; wer feine Hände hat, wird totgeschlagen. Zuletzt werden sie noch Steine zu Brot backen und betteln gehen. Den Herrgott werden die Leute wieder hervorziehen und ihn recht fromm aufhängen, doch wird es nimmer viel helfen, die Sach' geht ihren Lauf. Von Straubing auf den Pilmersberg hinauf wird eine Straße baut. Und auf der Straß' kommen sie einmal heraus, die Rotjankerl, die Rotkapperl . . . Wenn sie aber einmal kommen, muß man davonlaufen und muß sich verstecken, mit drei Laib Brot. Wenn man beim Laufen einen verliert, soll man sich nicht bücken, wenn man auch den zweiten verliert, macht es nichts, man kann es auch mit einem aushalten. Das Ganze dauert nicht lang. Wer's überlebt, muß einen eisernen Kopf haben. Nachher grüßen sich die Leute wieder mit ‚Gelobt sei Jesus Christus‘, und einer sagt zum anderen: ‚Grüß dich Gott, Bruder, grüß dich Gott, Schwester.‘ Auf d' Nacht zündet einer ein Licht an und schaut, wo noch jemand eins hat. Wer eine Kronwittstaude sieht, geht drauf los, ob's nicht ein Mensch ist. Ein Fuhrmann haut mit der Geißel auf die Erde und sagt: Da ist einmal die Stadt Straubing gestanden. Wenn man auf dem Berg steht, wird man im ganzen (Bayrischen) Wald kein Licht mehr sehen. Wenn man herüber der Donau noch eine Kuh findet, der soll man eine silberne Glocke anhängen; ein Roß, dem muß man ein goldenes Hufeisen hinaufschlagen . . .

Nachher, wenn die Welt abgeräumt ist, kommt eine schöne Zeit. Große Glaubensprediger stehen auf und heilige Männer, die Wunder tun, und die Leute glauben wieder.

Der erste Rauch wird wieder im Ried aufsteigen (Innenried). Dort wird später eine große Kirche gebaut und von weit und breit werden d'Leut wallfahren kommen. Wer's überlebt, kriegt ein Haus geschenkt, und soviel Grund, wie er mag . . .“

Wie bei allen Prophezeiungen ist auch bei der Weissagung des Mühlhiasl der Zeitpunkt des Eintreffens ungewiß. Manche seiner Voraussagen sind vieldeutig und passen auf verschiedene Zeiten und Ereignisse. Um das Jahr 1810 unterhielt er sich mit einem alten Bauern und sagte zum danebenstehenden kleinen Enkel: „Du bist beim großen Krieg nimmer dabei, deine Kinder auch nicht, aber denen ihre Söhne kommen gewiß dazu.“

Legendar scheint die Erzählung zu sein, Mühlhiasl habe gesagt: „Ich komme euch als Toter noch aus.“ Auf dem Leichenweg zum Friedhof sei durch einen Ruck der scheuenden Ochsen der Sarg vom Wagen gefallen und die Böschung hinuntergerollt.

Der Hellseher Irlmaier

Neben dem Mühlhiasl ist ganz besonders der Brunnengräber Irlmaier aus Freilassing (1894–1959) durch sein spürsicheres Wünschelrutengehen und seine hellseherischen Voraussagen volkstümlich geworden und hat größtes Aufsehen erregt, weit über Bayern hinaus. Als er 1959 starb, sprach er: „Ich bin froh, daß der Herrgott mich sterben läßt, daß ich das nicht mehr erleben muß, was ich voraussehe.“ Unter den Weissagungen Irlmaiers deckt sich manches mit den Prophezeiungen des Mühlhiasl; manches hat großen Widerspruch gefunden bei den „Gläubigen“ und bei Anhängern. Daß Irlmaier eine große hellseherische Begabung hatte, ist durch eine ganze Reihe von Fällen einwandfrei festgestellt. Wiederholt konnte er durch seine Aussagen der Polizei gute Fingerzeige geben. Für das Jahr 1950 hatte Irlmaier einen dritten Weltkrieg vorausgesagt. Als diese Ankündigung nicht eintraf, erklärte er, daß er die geschaute Zahl selbst zu deuten versucht hatte, daß aber auch durch die Fürbitte Marias das Unheil noch abgewendet worden sei. Der Krieg werde



Die Seherin Katharina Emmerick

kommen, wenn der dritte Hochgestellte (nach Ghandi und Graf Bernadotte) umgebracht sein werde, dann geht es in einer regnerischen Nacht los. Drei Heereszüge ziehen im Vormarsch von Osten rasch westwärts. Der untere Heerwurm kommt durch den Bayrischen Wald, zieht sich dann aber nordwestlich der Donau, um mit den beiden anderen Heeresssäulen dem Rhein zuzustreben.

Von der Donau bis zur Küste herrscht das Grauen. Zwei Flüchtlingszügen gelingt es noch, den Fluß zu überqueren, der dritte ist verloren und wird vom Feind eingekreist. Das feindliche Hauptquartier steht an einem Ort, dessen Kirche den Altar auf der Westseite hat.

Schwärme von „Tauben“ steigen aus dem Sand (Afrika) auf. Ein Flugzeug wirft ein schwarzes Kästchen gerade in das Hauptquartier, und dann ist alles hin.

Von Osten her wimmelt es an der Erde von „Raupen“. Aber die Leute in den Raupen sind schon alle tot, obwohl die Fahrzeuge weiterfahren, um dann allmählich von selber stehenzubleiben . . .

Auch hier werfen die Flieger ihre kleinen schwarzen Kästchen ab. Sie explodieren, kurz bevor sie den Boden berühren, und verbreiten einen gelben und grünen Rauch oder Staub. Was drunterkommt, ist hin, ob Mensch, Tier oder Pflanze.

Am Rhein wird der Angriff endgültig abgeschlagen. Von den drei Heereszügen wird kein Soldat mehr nach Hause kommen.

Ein einzelnes Flugzeug, das von Osten kommt, wirft einen Gegenstand ins große Wasser. Da hebt sich das Wasser wie ein einziges Stück turmhoch und fällt wieder herunter. Alles wird überschwemmt. Es gibt ein Erdbeben. Der südliche Teil Englands rutscht ins Wasser ab.

Die Stadt mit dem großen eisernen Turm (Eiffelturm) wird von ihren eigenen Bewohnern angezündet und dem Erdboden gleichgemacht werden. Auch in Italien geht es böß her. Alle Geistlichen bis auf sechs werden umgebracht, viele Kirchen stürzen ein. Dem Papst gelingt es, nach Übersee zu fliehen.

Wer südlich und westlich der Donau lebt, braucht keine Angst zu haben. Die Bevölkerung zwischen Watzmann und Wendelstein bleibt verschont. Auch den Münchnern wird nicht viel geschehen, nur ein wenig unruhig wird's sein.

Aber der Hunger treibt die Städter aufs Land. Sie wollen den Bauern das Vieh nehmen, dann muß sich der Bauer fest auf sein Sach' setzen, sonst stehlen's ihm das Hemd unter dem A . . . weg.

Plötzlich stirbt ein großer Mann, und der Krieg hört auf.

Der Papst kehrt zurück und wird das erste große Tedeum im Dom zu Köln feiern. Er wird noch drei Könige krönen: den ungarischen, den österreichischen und den bayrischen. Der ist ein alter Mann mit schneeweißem Haar und trägt eine Lederhose.

Im Osten geht es wild her, aber das Kreuz kommt wieder zu Ehren.

Zuerst ist noch Hungersnot, aber dann kommen auf der Donau so viele Lebensmittel, daß alle satt werden. Die Würste hängen über den Teller 'naus, so viele gibt's.

Europa bekommt ein anderes Klima. Südfrüchte und Wein werden künftig in Bayern gedeihen.

Eine lange glückliche Zeit wird kommen; wer's erlebt, kann sich glücklich preisen.

Donoso Cortés

Man kann mit Fug und Recht diesen spanischen Diplomaten und Geschichtsphilosophen (1809—1853) zu den Propheten rechnen. Mit einem wahren Seherblick hat er in die Zukunft geschaut und sah die großen kommenden Katastrophen voraus. In seiner ersten großen Rede, die Cortés 1849 im spanischen Parlament hielt, rief er den Abgeordneten zu: „Ei, meine Herren, Sie erschrecken schon über die Tyrannei, die Sie heute zu erdulden haben? Dann muß ich Ihnen sagen: Sie erschrecken über eine Kleinigkeit. Denn Sie werden noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen. Und nun bitte ich Sie; meine Herren, meine Worte wohl im Gedächtnis zu behalten, denn das, was ich Ihnen nun sagen werde, die Ereignisse, die ich Ihnen für eine mehr oder weniger nahe, auf keinen Fall aber mehr allzuferne Zukunft verkünden will, wird buchstäblich in Erfüllung gehen . . . Die europäische Gesellschaft liegt im Sterben. Schon sind die äußeren Glieder von der Kälte des Todes erfaßt, und es wird nicht mehr lange dauern, bis auch das Herz der Erstarrung anheimgefallen ist. Und wissen Sie, weshalb Europa im Sterben liegt? Weil es sich

über die große und unvergängliche Lebensregel hinwegsetzen will, die besagt, daß der Mensch nicht bloß vom Brote lebt, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt.“

Berühmt geworden sind die Sätze, die Cortés über Rußland sprach: „Ich halte eine Revolution in Petersburg viel leichter für möglich als in London. Wenn die Revolution in Europa die stehenden Heere zerstört hat, wenn die sozialistischen Revolutionen den Patriotismus in Europa ausgetilgt haben, wenn im Osten die große Föderation der slawischen Völker sich vollzogen hat, wenn es im Westen noch zwei Armeen gibt, die der Geplünderten und die der Plünderer, dann wird die Stunde Rußlands schlagen. Dann wird Rußland, das Gewehr unterm Arm, ruhig in Europa auf und ab gehen können. Dann wird die Welt das größte Strafgericht erleben, das die Geschichte je zu verzeichnen hatte. Dieses Strafgericht wird zunächst über England ergehen. Seine Schiffe werden ihm gegen den Koloß, der mit der einen Hand Europa und mit der anderen Hand Indien in seiner Gewalt hat, gar nichts helfen, und dieses unermeßliche Reich der Briten wird in Stücke zersplittern, und das Krachen seines Sturzes wird bis an die Pole widerhallen . . .“ Man bedenke, daß diese Worte vor mehr als hundert Jahren gesprochen wurden!

Cortés drang noch tiefer in das Dunkel der Geschichte. Er sagte: „Die Welt geht mit großen Schritten der Errichtung eines Despotismus entgegen, wie ihn die Menschen gewaltiger und zerstörender noch nie erlebt haben . . . Die Wege sind bereit für einen riesenhaften und universalen Tyrannen. Es gibt keinen Widerstand mehr, weder auf moralischem noch auf materiellem Gebiet. Auf materiellem Gebiet nicht, weil Dampfschiffe und Eisenbahnen die Grenzen, Elektrizität und Telegrafie die Entfernungen aufgehoben haben, und es gibt keine moralischen Widerstände mehr, weil alle Welt uneins ist und alle Patriotismen erstorben sind.“

Cortés sah die kommenden Diktaturen greifbare Gestalt annehmen. Er sah voraus, daß zuletzt „ein Plebejer von satanischer Größe“ die Herrschaft ausüben werde. Muß man bei dieser Weissagung nicht unwillkürlich an gewisse Diktatoren der letzten Jahrzehnte denken?

Niemand wird die Weissagungen von Cortés als Phantasiegebilde bezeichnen können. Er hat sich nur, wie alle Propheten, im Zeitpunkt getäuscht. Die geschauten Katastrophen waren nicht so nahe, wie er sie geschaut hatte.

Johannes Bosco

Die Visionen, die der heilige Johannes Bosco über die Zukunft hatte, gehören zu den düstersten, die es gibt. Sie sind so ernst, daß die Kirche es für gut fand, einen Teil davon nicht zu veröffentlichen. Unter den bis heute nicht veröffentlichten Prophezeiungen sollen sich sehr eigenartige Weissagungen über Rußland befinden.

Über Frankreich hatte der Heilige 1869 gesagt: „Gott wird Frankreich mit der Rute seines Zornes schlagen. Bei der ersten Heimsuchung wird er den Stolz Frankreichs beugen durch Niederlagen, durch Ausplünderungen und durch die Vernichtung von Tieren und Menschen. Bei der zweiten Züchtigung wird die große Hure von Babylon, als welche die Gutgesinnten dieses Schandhaus Europas bezeichnen, ihres Hauptes beraubt und eine Beute der Anarchie werden. Paris — o Paris!“ Diese Worte erfuhren im Deutsch-Französischen Krieg eine auffallende Bestätigung.

Berühmt ist die Vision, die Don Bosco im Mai 1862 seinen Zöglingen und Mitarbeitern erzählte:

„Stellt euch vor, ihr wäret mit mir am Meeresgestade oder, noch besser, auf einer alleinstehenden Felsenklippe, und ihr sähet nur noch den Fleck Landes, der gerade unter euren Füßen liegt. Auf der ganzen weiten Meeresoberfläche sieht man eine unzählige Menge von kampfbereiten Schiffen, deren Buge in eiserne Schnäbel von außerordentlicher Schärfe auslaufen und alle auf ein gemeinsames Ziel gerichtet sind. Wohin nun diese scharfen Spitzen stoßen, da verwunden und durchbohren sie alles. Diese Schiffe sind mit vielen Kanonen, mit ganzen Ladungen von Gewehren und anderen Waffen aller Art, mit Brennstoffen und auch mit Büchern ausgerüstet und steuern auf ein Schiff zu, das stattlicher und höher ist als sie selber. Ihr Ziel besteht darin, dieses prächtige Hauptschiff mit den Schiffsschnäbeln zu durchstoßen, es anzuzünden, jedenfalls ihm allen möglichen Schaden zuzufügen.

Jenes majestätische, in jeder Hinsicht wohlausgerüstete Schiff ist begleitet von vielen kleinen Schiffen. Diese empfangen von ihm die Kommandos und führen die nötigen Bewegungen aus, um sich gegen die feindlichen Flotten zu verteidigen. Der Wind ist ihnen entgegen, und das aufgeregte Meer scheint die Feinde zu begünstigen.

Mitten auf der unermesslichen Meeresfläche erheben sich über den Wellen in geringer Entfernung voneinander zwei starke, sehr hohe Säulen. Auf der einen steht die Statue der Unbefleckten Jungfrau; zu ihren Füßen glänzt ein Schild mit der Aufschrift: Hilfe der Christen! Auf der anderen, die viel höher und stärker ist, erblickt man eine Hostie von einer Größe, die der Säule entspricht, und darunter prangt in Riesenlettern die Aufschrift: Heil der Gläubigen!

Da der Oberbefehlshaber auf dem großen Schiff, der kein Geringerer ist als der Heilige Vater selber, die Wut der Feinde und die gefährvolle Lage sieht, in der sich seine Gläubigen befinden, beschließt er, die Kapitäne der ihm unterstellten Schiffe um sich zu versammeln, um über das, was nun zu tun ist, zu beraten. Alle Kapitäne begeben sich aufs Hauptschiff und versammeln sich um den Papst. Sie halten Rat, aber da Wind und Wetter sich immer drohender gestalten, sind sie gezwungen, wieder auf ihre eigenen Schiffe zurückzukehren, um deren Führung zu übernehmen.

Als es ein wenig ruhiger geworden ist, vereinigt der Papst zum zweiten Male die Kapitäne der einzelnen Schiffe um sich, während das Hauptschiff seinen Lauf fortsetzt. Aber wieder bricht der Sturm mit erneuter Gewalt aus.

Der Papst steht am Steuer, und seine Kräfte sind darauf gerichtet, sein Schiff zwischen jene zwei Säulen zu führen, von deren Höhe ringsum Anker und an Ketten befestigte starke Ankerhaken herunterhängen. Die feindlichen Schiffe eilen alle heran, um es anzugreifen, und sie versuchen alles, um es zum Stehen zu bringen und es zu versenken. Die einen kämpfen mit Büchern, Schriften und Brennstoffen, mit denen sie angefüllt sind und die sie an Bord des päpstlichen Schiffes zu werfen suchen; andere mit Kanonen, Gewehren und Schiffsschnäbeln. Der Kampf wird immer erbitterter. Die feindlichen Buge stoßen das Schiff des Papstes heftig, aber ihre ungestümen Angriffe bleiben erfolglos. Vergebens machen sie immer wieder neue Versuche, umsonst verschwenden sie Mühe und Munition — das große Schiff zieht sicher und frei auf seinem Weg dahin. Manchmal kommt es wohl vor, daß es, von fürchterlichen Stößen erschüttert, an seinen Planken einen breiten, tiefen Riß erhält. Aber kaum ist der Schaden verursacht, als auch schon von den zwei Säulen her ein Hauch weht und die Lecke sich schließen und die Löcher verstopft werden.

Indes zerplatzen die Kanonen der Angreifer, die Flinten sowie alle anderen Waffen und die Schiffsschnäbel zerbrechen.

Viele Schiffe werden zertrümmert und ins Meer versenkt. Jetzt beginnen die wütenden Feinde mit kurzen Waffen zu kämpfen: mit den Händen, mit den Fäusten, mit Flüchen und Verwünschungen.

Da auf einmal fällt der Papst, schwer getroffen. Seine Umgebung eilt ihm sofort zu Hilfe und hebt ihn auf. Zum zweiten Male wird der Papst getroffen, er fällt von neuem und stirbt. Bei den Feinden erhebt sich Sieges- und Freudengeschrei, von ihren Schiffen vernimmt man unbeschreiblichen Jubel. Allein, kaum ist der Papst tot, so tritt schon ein anderer Papst an seine Stelle. Die versammelten Kapitäne haben ihn so schnell gewählt, daß die Todesnachricht des Papstes mit der Wahl seines Nachfolgers gleichzeitig bekannt wird. Nun schwindet den Gegnern der Mut.

Der neue Papst führt, jedes Hindernis überwindend und zerstreugend, sein Schiff bis zu den zwei Säulen. In der Mitte zwischen diesen angelangt, befestigt er es mit einer am Vorderteil herabhängenden Kette an einem Anker der Säule, auf welcher die Hostie steht, mit einer anderen, am Hinterteil herabhängenden Kette bindet er es auf der entgegengesetzten Seite an einen anderen Anker, welcher an der Säule hängt, auf der das Bild der Unbefleckten Jungfrau thront.

Jetzt tritt ein großer Umschwung ein. Alle Fahrzeuge, die bis dahin das päpstliche Schiff bekämpft hatten, fliehen, geraten in Verwirrung, stoßen aufeinander und bohren sich gegenseitig in den Grund. Einige Schiffe, die wacker auf seiten des Papstes gekämpft haben, kommen als die ersten, um bei jenen Säulen vor Anker zu gehen.

Viele andere Schiffe, die sich aus Furcht vor der Schlacht zurückgezogen hatten, befinden sich in weiter Ferne und warten in klug beobachtender Stellung, bis die Trümmer aller unterlegenen Schiffe in den Wellen des Meeres verschwinden. Dann fassen auch sie Mut und nehmen ihren Lauf jenen Säulen zu. Dort angekommen, gehen auch sie vor Anker und bleiben dort ruhig und sicher zusammen mit dem Hauptschiff, auf dem der Papst sich befindet. Auf dem Meere herrscht jetzt große Ruhe.“

Don Rua, der spätere Nachfolger des heiligen Johannes Bosco als Generaloberer der Salesianer, deutete den Traum so: „Mir scheint, das Schiff des

Papstes sei die Kirche, deren Haupt er ist; die übrigen Schiffe sind die Menschen, das Meer ist diese Welt. Diejenigen, die das große Schiff verteidigen, sind die dem Heiligen Stuhl treu ergebenen Söhne, die anderen sind seine Feinde, die mit allen möglichen Waffen die Kirche zu vernichten streben. Die zwei Säulen des Heiles scheinen mir die Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria und zum heiligsten Altarssakrament zu sein.“

Befriedigt über diese Erklärung sagte der Heilige: „Du hast gut geantwortet. Nur ein Ausdruck bedarf der Verbesserung. Die Schiffe der Feinde sind die Verfolgungen. Äußerst schwierige Zeiten stehen der Kirche bevor. Was bis jetzt da war, ist fast nichts im Vergleich zu dem, was kommen muß . . . Nur zwei Mittel bleiben, um sich in dieser stürmischen Zeit zu retten: die Andacht zur seligsten Jungfrau und der häufige Empfang der heiligen Kommunion . . .“

Unter den Voraussagen des Heiligen soll sich auch eine über eine Flucht des Papstes aus Rom befinden. Eine derartige Weissagung wurde übrigens auch von anderen „Propheten“ gegeben. Man erzählt sich, daß Papst Pius X. bei einer Sitzung des Franziskanerkapitels einmal einzuschlafen schien und nach einer Weile wie erwachend mitgeteilt haben soll: „Ich sah soeben einen meiner Nachfolger über die Leichen seiner Brüder fliehen.“ Eine einwandfreie Quelle, der diese Mitteilung entstammt, konnte nicht ausfindig gemacht werden.

Daß Don Bosco in die Zukunft schauen konnte, beweisen mehrere sicher beglaubigte Begebenheiten aus seinem Leben. Wiederholt hat er jungen Leuten aus seiner Anstalt den gegen alles Erwarten früh eintretenden Tod vorausgesagt oder Menschen auf ein ihnen drohendes Unheil hingewiesen und gewarnt.

Papst Pius X.

Aus dem Leben dieses heiligen Papstes werden zahlreiche Vorkommnisse berichtet, die beweisen, daß er die Gabe der Weissagung hatte.

Ein vornehmer Herr aus Mantua, der in Rom wohnte und mit dem Heiligen aus der Zeit, da dieser Bischof von Mantua war, befreundet war, bezeugte:

Als 1901 mein Sohn im blühenden Alter von 18 Jahren starb, schrieb mir der Heilige, der damals Patriarch in Venedig war, einen tröstlichen Brief. Als er bald darauf nach Rom kam, bemühte er sich, meine Gattin aufzurichten. Am Schluß der Unterredung sagte er: „Nur Mut! Manchmal nimmt der Herr, um wieder zu geben. Hab Vertrauen, Gaetana! Gott wird dir wieder einen Sohn schenken.“

Auf meine Gattin machte dieser Trost keinen Eindruck, denn sie wußte, daß sie als Folge eines vorgenommenen chirurgischen Eingriffes nach dem Urteil erfahrener Ärzte keine Kinder mehr haben konnte.

Doch neunzehn Jahre nach dieser Operation fühlte sie sich plötzlich als Mutter. Im Februar 1903 kam der Diener Gottes wieder nach Rom. Als er an meinem Geschäft vorbeikam, begrüßte er mich und sagte: „Du erzählst mir gar nicht, daß deine Frau bald Mutter wird?“

Auf meine Frage, woher er das wisse, antwortete er: „Laß dir genug sein, daß ich es weiß. Sag mir lieber: was würde deiner Frau mehr Freude machen, ein Junge oder ein Mädels?“

Ein Junge als Ersatz für den verlorenen, sagte ich.

„Sag ihr, sie werde einen Jungen bekommen. Ihr sollt aber beide größeres Gottvertrauen haben.“ Einige Monate später wurde uns ein Söhnchen geschenkt.

Eines Tages sollte ein Mädchen im Vatikan aus den Händen des Papstes das Sakrament der Firmung empfangen, als es plötzlich in Tränen ausbrach. Gerührt fragte der Papst, was es habe. Von Schluchzen unterbrochen sagte die Kleine, sie weine, weil sie niemand habe, der sich um sie kümmere. Die Mutter lebe seit längerer Zeit von ihrem Mann getrennt und dieser habe eine andere Frau zu sich genommen.

Pius X. tröstete sie: „Hab nur Mut! Wenn du nach Hause kommst, wirst du Papa und Mama vereint finden.“

Die Vorhersage bewahrheitete sich. Als das Kind nach Hause kam, waren Vater und Mutter dort; sie hatten sich miteinander versöhnt und warteten auf die Heimkehr des Kindes.

Auch den ersten Weltkrieg sah der Heilige voraus. Im Jahre 1906 ernannte er Bischof Luçon von Belley zum Erzbischof von Reims. Als dieser den Papst beschwor, von dieser Ernennung abzusehen, entgegnete dieser: „Ich ernenne

Sie nicht zum Erzbischof von Reims, um Ihnen eine Ehrung oder Belohnung zukommen zu lassen, sondern ich will Ihnen damit ein Kreuz auferlegen. Darf ein Bischof das Kreuz zurückweisen, wenn er das Kreuzifix betrachtet? Sie sind bereits Bischof und haben schon ein Kreuz, doch in Reims werden Sie viel schwerere und drückendere Kreuze finden.“

Als im ersten Weltkrieg die Kathedrale von Reims jahrelang unter Beschuß lag und ein Teil der Stadt in Trümmern lag, erinnerte sich Msgr. Luçon, daß ihm der Heilige Vater bereits 1906 schwere Kreuze vorausgesagt hatte.

Pius X. kam im Verlauf der Jahre oft auf diese Vorhersage zurück. Es schien, als sehe er den großen Krieg voraus und spüre das Nähen von Tod und Verwüstung. „Ich sehe einen großen Krieg“, sagte er immer wieder in großer Traurigkeit zu seinen Schwestern. Und wenn diese ihn aufzuheitern suchten und sagten, man dürfe sich durch die Vorgänge in der Welt nicht beunruhigen lassen, antwortete er: „Leider wird es zu einem großen Krieg kommen.“

„Eminenz, es steht schlecht . . . es kommt ein großer Krieg“, sagte er oft zu seinem Kardinalstaatssekretär. „Ich spreche nicht von diesem Krieg“, erklärte er 1911, zur Zeit der militärischen Intervention Italiens in Libyen und während des Balkankrieges 1912/13. — „Das ist nichts im Vergleich zu dem großen Krieg, der kommen wird.“ Und wenn der Kardinal einwendete, ein Krieg sei nicht zu erwarten, hob der Heilige in ungewöhnlichem Ernst die Hand und versicherte: „Eminenz, bevor das Jahr 1914 vergeht!“

Ein „prophetischer“ Wirrkopf unserer Tage

In den fünfziger Jahren machte ein „Prophet“, Reinhold Bartsch, von sich reden. Er behauptete, von der Muttergottes eine Reihe von Offenbarungen erhalten zu haben. Maria sollte ihm den Auftrag erteilt haben: Du sollst mir Zeuge sein! In aller Öffentlichkeit müsse er auf Befehl Mariens auftreten und religiöse Ansprachen halten. Auf seine schüchterne Frage an Maria, ob er alles recht mache, wollte er die Antwort erhalten haben: Ja, du weißt es ja, es wird dir alles gesagt werden, du hast ja Himmelsweihen (!) erhalten, so daß du auch dort wirken kannst, wo es Priestern nicht möglich ist. (Ähnliches behauptete

tet Bruder Anton von Matzenhofen von sich.) — Auf vermeintlichen Befehl der Muttergottes machte er eine Reise nach Syrakus zur „Weinenden Muttergottes“ und nach Reggio Emilia, wo eine Frau Marienerscheinungen gehabt haben wollte. Ein Münchner Verlag versandte Broschüren mit dem Bericht über diese Fahrt nach Syrakus und Reggio Emilia. Die Broschüre enthielt den Vermerk: „Dieser Bericht ist unverkäuflich und nicht im Buchhandel zu haben, denn der Himmel hat es eingegeben und die Liebe wird es bezahlen.“ Die Broschüre besaß natürlich keine kirchliche Druckbewilligung. Ein beigelegtes Blatt brachte eine Einladung zum Vortrag des „Propheten Reinhold Bartsch über seine Reise nach Syrakus und andere Themen, wie die Prophezeiungen über die kommende Katastrophenzeit und den Aufstand des Geistes bei der gegenwärtigen Scheidung der Geister“. Bei einer angekündigten Versammlung in München sollte die „mit dem Bund der Heiligen Familie verbundene Herz-Mariä-Lebens- und Liebesgemeinschaft der Bartsch-Freunde“ gegründet werden, zu der hauptsächlich die „frommen, lieben Frauen“ eingeladen waren.

Barbara Weigand

Im Klerusblatt von 1947 (15. November) veröffentlichte Geistlicher Rat DDr. W. Büttner Aufzeichnungen der 1943 verstorbenen Seherin Barbara Weigand. Ob es sich bei diesen Weissagungen um die natürlichen Kräfte des Hellsehens oder um gnadenvolle Erleuchtungen handelt, bleibt unentschieden. Die Voraussagen der Barbara Weigand gliedern sich in drei Gruppen: In solche, die von künftigen Heimsuchungen reden, in solche, welche die Verfolgung der Kirche voraussagen, und in solche, die den Sieg des Reiches Christi ankündigen.

1. Gruppe: Furchtbare Kriege und blutige Revolutionen werden die ganze Menschheit erschüttern. Mächtige Reiche werden untergehen.

Die Stimme des Herrn: „Wenn alles auf dem ganzen Erdkreis durcheinandergeht, da ist es, wo Ich Meine Diener hinaussenden werde; sie sollen dann nicht scheuen das Gebrüll wilder Tiere; sie sollen auch nicht scheuen das Blitzen der Schwerter! Jene aber, die heraufbeschworen Meinen Zorn, die schuld sind und Schuld tragen, daß die Hölle losgelassen ist in der Welt: sie sollen Meinen

Zorn fühlen! Meine Diener sollen in Frieden wandeln; denn mit ruhigem Blick werden sie zusehen, wie Reiche vergehen und zusammenstürzen, aber nicht Mein Reich“ (1896). „Das Gift ist eingedrungen bis in die innerste Faser und alle Völker sind gottlos geworden. Darum hat Mein himmlischer Vater beschlossen, die Menschheit zu züchtigen und durch große Strafgerichte heimzuzusuchen. Die erste Strafrute ist die Züchtigung im Innern, sie soll aber auch nach außen losbrechen, wenn die Völker sich nicht zurückführen lassen. Es werden die Gottlosen einfallen, sie werden sich verbinden in der ganzen Welt, es wird zu einem allgemeinen Aufstand kommen und ein schreckliches Blutbad wird die Erde decken. Sage es allen, besonders den Priestern, daß sie sich vorbereiten auf einen großen Sturm. Stehet fest, denn viele werden fallen!“ (1896.) „Höre, du katholisches Priestertum, die Welt ist von Mir abgefallen, sie hat Mir den Rücken gekehrt, darum muß Ich auch Meine Strafgerichte ankündigen. Es wird nicht mehr lange dauern, und man wird schreckliche Dinge erleben. So wie das Kind im Haus, in der Schule, in der Kirche gegen seine Vorgesetzten sich benimmt, so wird die ganze Welt sich benehmen in kurzer Zeit. Reich wird gegen Reich aufstehen, der Untertan gegen seinen Herrscher. Familie, Familienrecht, Familienleben wird nicht mehr bestehen, weil das Kind gegen den Vater, die Gattin gegen den Gatten, die Schwester gegen die Schwester gehen wird. Nirgends mehr Friede und Ruhe, außer da noch, wo man Mir dienen wird! Wundert euch nicht über die Dinge, die ihr da seht; denn dies alles ist nur der Anfang!“ (1897). „Nicht nur ein Land ist bedroht, nicht nur eine Stadt, nein, die ganze große Gesellschaft der Menschen von Süd und Ost, von West bis Nord, besonders aber Europa wird eine Stätte der Verwüstung und der Greuel werden.“ (1898.) Stürzen werde Ich alle diejenigen, die Mir angehörten und nicht mehr angehören. Weil sie Mir nicht dienen wollen, sollen sie auch nicht herrschen, und gestraft muß das Volk Gottes werden, damit es wieder glaube und bekenne, daß Ich der alleinige Herr, ihr Gott bin.“ (1898.) „In der Neujahrsnacht 1901 wurde mir gezeigt, wie die ganze Welt in einen großen Kriegsschauplatz verwandelt war“ (1901). „Ich will Mein Volk züchtigen und ihnen zeigen, daß Ich der Herr bin. Wie einst dem Pharao, so werde Ich eine Plage nach der anderen schicken und Mein Volk die Zuchtrute so lange fühlen lassen, bis es Mich wieder auf den Thron setzen wird“ (1910).

2. Gruppe: Während der Heimsuchungen durch Krieg und Revolutionen wird die katholische Kirche harten Verfolgungen ausgesetzt sein. Die Kirche in Deutschland wird besonders zu leiden haben. Satan wird bis ins kleinste Dorf regieren. Die Staaten werden zu Unterdrückern der christlichen Religion werden.

„Sieh, wie der Zeitgeist alles mit fortrafft, wie er Mich entfernen will aus der Jugend, wie die Jugend Mir entfremdet ist, wie sie Mich nicht mehr kennt, wo Ich aus der Schule gestoßen bin. Gottlos wird die Jugend herangebildet.“ (1896.) „Es wird einen großen Abfall geben und es werden viele, die nur halbwegs Christen sind, zu der großen Masse halten.“ (1897.) „Es kommt die Zeit, wo der Hirt geschlagen, die Herde zerstiebt und zerstreut wird, wo die Schäflein sich flüchten, ein jedes für sich. Nicht lange wird es anstehen, und Meine Kirche wird einen Sturm erleben, desgleichen lange nicht mehr gewesen ist, ja der größte, der noch war und je sein wird, solange die Welt steht. Denn es soll die Umwälzung geben zu einem besseren Reich. Und weil in der ganzen Welt keine Stadt, kein Dorf verschont sein wird, weil alles die Folgen des Unglaubens tragen muß, darum wird das Wehgeschrei ein großes sein.“ (1897.) „Ein großer Sturm wird über die Kirche hereinbrechen. Satan wähnt jetzt sein Reich aufzurichten. Eine Zeitlang werden die Kirchen geschlossen, der Gottesdienst wird versteckt abgehalten werden. Mit den Lehrschwestern soll zuerst aufgeräumt werden.“ (1901.) „Die Geisterschlacht hat begonnen. Könnte ich doch alle Priester auffordern, noch die letzte Stunde sich aufzuraffen! Keine andere Waffe gibt es für uns Kinder der katholischen Kirche als die Waffe des Gebetes.“ (1910.) „Meine Kirche wird bedrängt von allen Himmelsgegenden. Ich lasse die Gottlosen herrschen eine Zeitlang.“ (1912.) „Deutschland soll von Rom losgelöst, die katholische Kirche vernichtet werden.“ (1911.) „Sieh, all die Herrlichkeit, die du da siehst, ist nichts in Meinen Augen. Ich werde zugeben, daß es verwüstet wird.“ — „Gott läßt es zu, daß die Orden vertrieben werden.“ (1901.)

3. Gruppe: Nach den harten Zeiten der Prüfungen wird die Kirche glänzend auferstehen. Ein eucharistisches Zeitalter wird anbrechen. Es wird viele Heilige geben. Die vertriebenen Ordensleute werden in ihre Klöster zurückkehren.

„Es kommt eine Zeit der Gnade und des Lichtes. Es kommt die Zeit, wo man

in jeder Kirche die heilige Kommunion empfangen wird, wo nur ein Priester steht.“ (1896.) „Noch nie seit den achtzehn Jahrhunderten wird ein anderes Jahrhundert bestehen, in dem so viele Heilige gelebt haben und leben werden wie in diesem Jahrhundert.“ — „Ich will Heilige bilden zu allen Zeiten, am allermeisten aber in dieser Zeit, wo der Unglaube alles zu vernichten droht.“ (1897.) „Die Kirche muß siegen, die Völker müssen mit Achtung und Ehrfurcht zu ihr aufschauen; aber ehe dies geschieht, muß die Kirche noch vieles leiden. In einem Augenblick wird der Herr einschreiten und wird seinen Feinden die Waffen aus der Hand nehmen und sie der Kirche in die Hand geben.“ (1898.) „Ich will dem Stuhle Petri seine Macht wiedergeben.“ (1898.) „Du schaust Mich im kommenden Jahrhundert in der heiligen katholischen Kirche. Dieser Papst, der kommen wird, die Kirche zu leiten, wird ein glorreiches Regiment führen. Das heiligste Sakrament wird verehrt werden wie noch nie seit den ersten Zeiten.“ (1900.) „Es werden sich so viele Heilige bilden in diesem Jahrhundert, daß die Kirche, solange sie besteht, sich an diesem Jahrhundert rühmen und erbauen kann.“ (1900.) „Dieses Jahrhundert, das geweiht ist Meinem Herzen, soll das eucharistische Jahrhundert werden.“ (1900.) „Die Orden werden vertrieben werden; es dauert nicht lange und sie kommen wieder zurück.“ (1901.) „Das zwanzigste Jahrhundert ist das Jahrhundert der Gottlosigkeit und der Sünde, aber auch der Freude und des Glücks für die guten, treuen Kinder der Kirche, weil jetzt das heiligste Sakrament so verehrt wird und die Menschheit das große Glück hat, daß, wer nur will, sich mit Jesus vereinigen kann.“ (1909.)

Schwärmer und Fanatiker unserer Zeit: Jehovas Zeugen

Schwarmgeister ziehen durchs Land

Es ist ein Samstagnachmittag. An einer Straßenecke steht, unbekümmert um den Verkehr und Lärm, eine Gruppe von Menschen. Neugierig trete ich hinzu. Sollte ein Verkehrsunfall gewesen sein? Preist ein billiger Jakob neuartige Hosenträger an oder einen billigen Rasierapparat? Ich bleibe eine Weile stehen. Da flattern unerwartete Worte an mein Ohr: Hölle – Unsterblichkeit – Christus . . . Nun bin ich im Bilde. Ein Sektenanhänger wirft seine Netze aus. Mit großer Wortgewandtheit und erstaunlicher Kenntnis von Bibelstellen gibt der junge, offenbar gründlich geschulte Mann seine fragwürdige Weisheit zum besten. Nachdenklich geht so mancher Zuhörer seines Weges weiter. Sollte der Mann vielleicht doch recht haben? Wäre es nicht vernünftig, sich über das, was er vorgebracht hat, näher zu unterrichten? Und beim nächsten Versammlungsabend hat der „Missionar“ die Freude, ein paar neue Gesichter unter den Erschienenen zu sehen. Der Fischfang war nicht ganz umsonst.

Wir alle kennen diese Straßenwerbung der Sektierer. Die Männer und Frauen, die am Wochenende an den verkehrsreichen Straßen unserer Städte Posten gefaßt haben und den Vorübergehenden ihre Sektenzeitschrift entgegenhalten, gehören schon ganz zum gewohnten Straßenbild. Die zudringlichen Werber, die bis in unsere Wohnung kommen und uns mit ihrem fanatischen Geschwätz auf die Nerven gehen, gehören anscheinend zu den unvermeidlichen Belästigungen wie die sommerlichen Schnaken. Die Flugblätter, die

sie in unsere Briefkästen stecken, sind marktschreierischer aufgemacht als die Reklameprospekte gerissener Kaufleute. Sektierer der verschiedensten Abarten gehen heute mit ihrer Ware hausieren. Es ist wie bei einem Saisonverkauf. Zweifelhafte Ramschwaren werden da mit großen Worten zur Schau gestellt und zu niedrigen Preisen angeboten. Die durch den Wortschwall umnebelten Käufer sind übergelukkig, so erstaunlich preiswert eingekauft zu haben, bis sie schon nach wenigen Tagen merken, wie gründlich sie hineingefallen sind.

Mit den amerikanischen Besatzungstruppen sind nach Kriegsende ganze Legionen von Sektenanhängern in unser Land gezogen. Sekten, deren Namen bei uns früher kaum bekannt waren, breiten sich aus wie wucherndes Unkraut nach warmem Frühlingsregen: Heilige der letzten Tage, Gemeinde Christi, Baptisten, Methodisten, Mormonen, Neuapostoliker, Adventisten, Heilsarmee, Zeugen Jehovas . . . Doch wenn wir auch in unseren Tagen eine Hochflut des Sektenwesens erleben, so ist das Sektierertum doch keine „Errungenschaft“ der Neuzeit.

Sektierer gab es schon in der Urkirche

Christus hat es klar vorausgesagt, daß viele in seinem Namen auftreten und eine ganze Menge von Menschen irreführen werden. „Seht zu, daß euch niemand verführe! Viele werden unter meinem Namen kommen und behaupten: ‚Ich bin der Christus‘, und sie werden viele täuschen.“ (Mt. 24, 4.) Schon die Apostel hatten mit Sektierern ihre liebe Not. In den Christengemeinden von Korinth, von Rom, von Kleinasien trieben Schwarmgeister ihr Unwesen. Der heilige Johannes schreibt: „Viele Irrlehrer sind in der Welt aufgestanden. Aus ihnen spricht der Verführer, der Antichrist.“ (2. Jo, 7.)

Zahlreich sind die Klagen der Apostel über die Spaltungsversuche jener Besserwisser, die da glaubten, das Evangelium Christi viel tiefer und reiner zu verstehen und deuten zu können als die Apostel selbst, die in mehrjährigem, vertrautem Umgang mit Jesus die Frohbotschaft aus seinem eigenen Mund vernommen hatten. Voll Schmerz klagt der heilige Paulus darüber, daß

Warum sind die Schwarmgeister heute so rührig?

in der Gemeinde von Korinth, die er mit unendlicher Mühe aufgebaut hatte, Spaltungen auftraten und die Einheit ernstlich bedrohten. Seinem Schüler Timotheus schreibt er: „Geh dem leeren und unheiligen Geschwätz aus dem Weg! Es führt ja mehr und mehr zur Gottlosigkeit. Ein solches Geschwätz wird gleich einem Krebsgeschwür um sich greifen. Zu ihnen gehören auch Hymenaeus und Philetus, die von der Wahrheit abgeirrt sind. Sie sagen nämlich, die Auferstehung sei bereits erfolgt, und bringen so manche um den Glauben.“ (2. Tim. 2, 16.) Auch Petrus sah sich gezwungen, die warnende Stimme zu erheben: „Es werden unter euch falsche Lehrer auftreten, die verderbliche Irrlehren mit sich bringen... Nehmt euch in acht, daß ihr, vom Irrtum der Frevler fortgerissen, nicht euren festen Halt verliert!“ (2. Petr. 2, 1; 3, 17.) Auch der Apostel Judas Thaddäus hat betrübliche Erfahrungen mit Schwarmgeistern gemacht, mit Menschen, deren „Mund hochtrabende Reden“ führt, die „Parteien bilden“ und „alles lästern, was sie nicht verstehen“. In der Geheimen Offenbarung schreibt Johannes an die kleinasiatische Gemeinde von Pergamum: „Du hast dort einige, die der Lehre der Nikolaiten anhängen. Bekehre dich also! Sonst komme ich gar schnell und werde sie bekämpfen mit dem Schwert meines Mundes.“ (Offb. 2, 14–16.)

Wie den Aposteln erging es auch allen ihren Nachfolgern. Immer hat die Kirche auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte das Wahrheitserbe Christi gegen Irrlehrer zu schützen und verteidigen gehabt. Gnostiker, Manichäer, Arianer, Nestorianer, Donatisten — sie alle fielen in dichten Schwärmen über das Christenvolk her, zersetzten die Wahrheit und zerrissen die Einheit. Kirchenlehrer wie Irenaeus, Hieronymus, Augustinus und andere widmeten einen Großteil ihrer Tätigkeit der Bekämpfung des Sektenwesens und schrieben umfangreiche Bücher gegen die Schwarmgeister. Es gibt kaum eine Wahrheit des christlichen Glaubens, gegen die sich im Laufe der Jahrhunderte nicht eine Irrlehre erhoben hätte.

Die Erfahrung zeigt, daß die Menschen in Zeiten, wo die Gemüter durch äußere Ereignisse oder durch die allgemeine Weltlage verwirrt sind, mehr als je für die Predigt religiöser Schwarmgeister empfänglich sind. Heute ist das ganze geistige, soziale und politische Leben der Völker in Wirrnis geraten. Die schweren Schicksale, die durchlittene Not und Bedrängnis haben viele innerlich aufgewühlt und im Glauben stark erschüttert. In der seelischen Verwirrung geht Millionen das nüchterne Urteil verloren, und sie greifen nach jedem Strohalm, der Rettung zu verheißten scheint. Die Umwälzungen und Heimsuchungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte haben bei vielen einen Zustand seelischer Schwäche hervorgerufen und den Willen abgestumpft. Eine Scheu vor Bindungen aller Art, auch vor Bindungen durch Gesetze und Dogmen der Kirche, ein „dükelhafter Hang nach Ungebundenheit und Freiheit in jeder Beziehung ist in vielen zum Durchbruch gekommen. Alle diese Zeiterscheinungen bieten dem Sektenwesen willkommene Angriffspunkte. Wie verlockend klingt Menschen, denen der Krieg und die Nachkriegszeit alle Freuden des Lebens zerschlugen und all ihr Hab und Gut entrissen, die nicht mehr die Kraft aufbringen, eine lichtere, bessere Zukunft zu erhoffen... wie verlockend klingt ihnen die Botschaft von einem kommenden tausendjährigen Reich mit einem von Leid ungetrübten, dauernden Glück! Je mehr jemand zu Schwärmerei neigt, desto leichter läßt er sich von den Sektenaposteln mit ihrer willkürlichen Schriftauslegung und ihren sensationellen Zukunftsverheißungen betören.

Mit sicherem Instinkt wissen die Sektierer den Wünschen der heutigen Menschen entgegenzukommen. Der Sucht, den Schleier der dunklen Zukunft zu lichten, begegnen sie mit dem bestrickenden Blendwerk des Geheimnisvollen. Es braucht so wenig, daß die aus dem seelischen Gleichgewicht Geworfenen dem ersten besten „Propheten“ ins Garn gehen, daß sie von jedem wortstarken Schreier sich übertölpeln lassen, der ihnen das Schlaraffenleben eines unmittelbar bevorstehenden tausendjährigen Reiches verkündet. Der Bequemlichkeit und Opferscheu schmeicheln die Sektierer, indem sie die Rettung und

Erlösung ohne Beichte und Buße verheißen und die Hölle als veraltetes Märchen abtun. Sie streichen aus den Glaubenssätzen alle, die den Menschen der Gegenwart weniger schmackhaft sind. Sie öffnen weit die Tore ihrer Gemeinschaft und bieten allen eine Herberge, die mit den Ehegesetzen der Kirche in Widerspruch gerieten und religiös heimatlos geworden sind. Durch die nicht zu überbietende Seichtheit ihrer theologischen Lehren ersparen sie den Leuten das mühsame Denken und spekulieren auf die geistige Unselbständigkeit und Denkträgheit, die Urteilslosigkeit und Dummheit der großen Masse.

Laue Katholiken leisten Handlangerdienste

Oft genug leisten laue Katholiken den Sektenaposteln die besten Zutreiberdienste. Es gibt Menschen, die ehrlich nach der Wahrheit suchen und zum Lichte streben, die sich aufrichtigen Herzens emporarbeiten wollen zu einem besseren Leben, die das heiße Verlangen in sich tragen, andere Menschen zu werden. Sie suchen Halt bei Gleichgesinnten. Da stoßen sie auf Katholiken, deren Frömmigkeit nur äußerer Schein ist, die „Herr, Herr“ rufen, aber nicht den Willen des himmlischen Vaters tun, die ganz und gar veräußerlicht und verweltlicht sind, deren Religiosität starr und verknöchert ist, denen nichts, aber auch gar nichts anhaftet von dem beglückenden Bewußtsein der Freiheit der Kinder Gottes.

Was ist die Folge? Diese Gottsucher wenden sich enttäuscht und unzufrieden von der Kirche, deren Mitglieder so wenig Innerlichkeit und wahre Frömmigkeit aufweisen. Wie manchen Wahrheitssucher hat schon das ärgerliche Beispiel eines lauen Katholiken von der Schwelle der Kirche Christi zurückgestoßen und in die Gemeinschaft einer Sekte hineingetrieben! Eine große Verantwortung liegt da auf allen Jüngern Christi. Das beispielhafte Leben eines untadeligen Katholiken, ein Leben der Ehrfurcht vor Gott und der Liebe zum Nächsten zu führen, das wäre die wirksamste Abwehr aller Sektenagitation.

Jehovas Zeugen oder die Ernsten Bibelforscher

Keine Sekte macht in der Gegenwart so viel von sich reden wie die Zeugen Jehovas. Sie entfalten eine riesige, echt amerikanische Werbetätigkeit. Sie schicken ihre Agenten auf die Straßen und Plätze der Städte und suchen die entlegensten Dörfer mit ihren Werbekolonnen heim. Sie verschaffen sich Zutritt zu den Wohnungen und gehen darauf aus, die Hausbewohner in religiöse Gespräche zu verwickeln. Sie veranstalten große Kongresse wie 1963 in München und suchen mit der wachsenden Zahl ihrer Anhänger Eindruck zu machen.

Woher kommt der Name?

Die Sekte hat wiederholt ihren Namen geändert. Sie trug als Firmenschild einige Zeit die Bezeichnung „Das tausendjährige Morgenrot“. Ihre Anhänger wurden bekannt unter dem Namen „Die Millenisten“ oder „Tausendjahr-Anbruch-Leute“. Sie nannten sich „Traktatgesellschaft des Wachturms“ oder „Internationale Ernste Bibelforscher“. Seit 1931 haben sie sich auf den Namen Jehovas Zeugen festgelegt.

Jehova ist der falsch ausgesprochene Gottesname des Alten Testaments. Kein Bibelgelehrter wird heute dieses Wort noch gebrauchen, sondern statt dessen den richtigen Namen Jahve. Im 2. Buch Moses wird erzählt, wie Moses den Herrn fragte: „Wenn sie mich fragen: ‚Was ist's um seinen Namen?‘, was soll ich ihnen sagen?“ Da sprach der Herr: „Ich bin, der ich bin . . . So sollst du sprechen: Der ‚Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt . . . Für ewig ist dies mein Name und dies ist für alle Geschlechter meine Bezeichnung.“ (2. Mos. 3, 13–16.) Wenn Gott von sich selber spricht, sagt er: „Ich bin“; wenn der Mensch von ihm spricht, muß er sagen: „Er ist.“ Dieser letztere Begriff ist zum Namen Gottes geworden, wie man ihn die ganze Bibel hindurch findet. „Er ist“ heißt auf hebräisch Jahve. Da die hebräische Schrift keine Vokale kannte, schrieb man den Gottesnamen nur mit den vier Konsonanten JHWH

(dem sogenannten Tetragramm). Als man sich im christlichen Zeitalter mit dem Hebräischen beschäftigte und das Wort zu lesen versuchte, glaubte man irrtümlich, die Vokale seien die gleichen wie bei dem Wort Adonai (Herr), das die Juden beim Gebet zur Bezeichnung Gottes zu verwenden pflegten. So entstand die falsche Lesart: Jahowah oder Jehowah (Jehova). Heute ist dieser Name allgemein aufgegeben und wird nur noch von den Zeugen Jehovas verwendet.

In der Bibelstelle (Ex. 6, 3): „Ich erschien Abraham, Isaak und Jakob als allmächtiger Gott; aber mit meinem Namen ‚Herr‘ habe ich mich ihnen nicht bekannt gemacht“, übersetzen sie das Wort Herr mit Jehova und behaupten, sie seien dazu auserwählt, den Namen Gottes der Welt bekanntzumachen und Zeugnis dafür abzulegen, „daß die Menschen wissen mögen, daß du, der du mit deinem Namen Jehova (richtiger: Herr) heißest, der Höchste bist in aller Welt“ (Ps. 88, 18). Das Wort bei Isaias (43, 10): „Ihr seid nun meine Zeugen“, nehmen sie ohne weiteres für sich in Anspruch.

Ein Gewächs aus amerikanischem Boden

Die Zeugen Jehovas können auf keine vielhundert- oder tausendjährige Vergangenheit zurückschauen. Sie sind Kinder des 19. Jahrhunderts. Ihr geistiger Vater ist der amerikanische Kaufmann Charles Taze Russel, der am 16. Februar 1852 in der pennsylvanischen Stadt Pittsburg geboren wurde. Zwei Eigenschaften machten sich bei Charles Russel schon in früher Jugend bemerkbar: ein starker religiöser Sinn und eine große Geschäftstüchtigkeit. Seine strenggläubigen Eltern erzogen ihn im Presbyterianismus, dieses düstersten Abart des Calvinismus. Ist es zu verwundern, daß der junge, grüblerisch veranlagte Russel in der trostlosen Lehre Kalvins keine Befriedigung fand? Nach Calvin bestimmt Gott ohne Rücksicht auf die guten oder bösen Taten der Menschen einen Teil von ihnen von Ewigkeit her für den Himmel und den anderen für die Hölle. Denen, die er zum Himmel vorherbestimmte, hilft Gott zu einem guten Leben, schenkt ihnen irdische Wohlfahrt und gibt ihnen die Gewißheit ihrer Auserwählung ins Herz hinein. Die er aber zur Hölle

vorherbestimmte, überläßt er dem Teufel, daß er sie zum Bösen reize und zu allen Schlechtigkeiten verführe, so daß sie mit Recht verdammt werden. Russel fühlte sich begreiflicherweise durch Kalvins Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung und Verwerfung stark bedrückt. Die quälende Frage, wie die große Masse der Menschen gerettet werden könnte, beschäftigte ihn Tag und Nacht. Er suchte die Lösung in der Bibel, die er mit brennendem Herzen zu lesen begann. Aber wenn er nun auch äußerlich die Gemeinschaft mit den Presbyterianern löste, konnte er sich doch noch lange Zeit von der Gedankenwelt Kalvins nicht freimachen und trug unbewußt diese Anschauungen in die Bibel hinein. So fand er in den Büchern der Heiligen Schrift nicht den Herzensfrieden und die frohe Glaubenssicherheit, die er suchte, zumal er mit ganz falschen Voraussetzungen an das Lesen der Bibel ging. Er sah in ihr nicht eine Heilsoffenbarung Gottes, sondern in erster Linie ein Buch zur Regelung des gesamten irdischen Lebens mit all seinen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten. Besonders verhängnisvoll für seine Schriftlesung war es, daß er im Alten Testament nicht die Vorstufe des Neuen Testaments erblickte und übersah, daß erst vom Neuen Testament her klares Licht auf das Alte Testament fällt. Dies führte ihn zu einer ungesunden Überbewertung des Alten Testaments und einem starren Festhalten am Buchstaben. Da ihm zudem jedes wissenschaftliche Rüstzeug zum Studium der Heiligen Schrift mangelte und er sich völlig auf seine Erkenntnisse verließ, waren Irrtümer und falsche Anschauungen unvermeidlich. Die religiöse Unruhe Russels steigerte sich so sehr, daß er nahe daran war, die Bibel überhaupt über Bord zu werfen und sich dem Unglauben in die Arme zu stürzen.

Da kam die Wendung

Eines Abends geriet er in eine Adventistenversammlung und hörte dort den Vortrag eines Adventistenpredigers. Hier hörte er, daß es überhaupt keine Hölle gäbe. Das Schicksal der Unbekehrten sei nicht die ewige Verdammnis, sondern ein völliges Ausgelöschtwerden. Nach dem Sterben verfallen die Menschen in einen Todesschlaf, und erst beim Anbruch des tausendjährigen Reiches werden sie wieder zum Leben erweckt. Dann sei die Macht Satans

gebunden und die Menschen könnten sich auf dieser Erde neu bewähren. Wer diese zweite Prüfung nicht bestehe, ver falle nach Ablauf der tausend Jahre der ewigen Vernichtung.

Diese auf willkürlich aus dem Zusammenhang gerissener Bibelstellen fußende Anschauung war für den jungen Russel wie eine Erlösung. Hier zeigte sich ihm ein Weg, wie er aus der Unruhe, in die Kalvins finstere Lehre ihn gestürzt hatte, herauskommen konnte. Ein wahrer Rausch erfaßte ihn. Im Verein mit einigen gleichgesinnten Freunden warf er sich nun mit glühendem Eifer auf das Lesen der Heiligen Schrift. Anfangs ein begeisterter Verfechter der Lehre der Adventisten, kam es allmählich zwischen ihm und den Adventisten in der Frage der Bibeldeutung zu ernstern Zerwürfnissen, die schließlich dazu führten, daß sich Russel im Jahre 1878 trennte und eine selbständige „Firma“ eröffnete. Er gab eine eigene Zeitschrift, „Zions Wachturm“, heraus und legte mit gleichgesinnten Freunden den Grund zur Vereinigung der „Ernsten Bibelforscher“.

Mit der leidenschaftlichen Begeisterung eines Neubekehrten ging Russel daran, die Erkenntnisse, die er aus der Bibellektüre geschöpft hatte, in die Welt hinauszutragen. Dabei kamen ihm sein großes kaufmännisches Geschick und außergewöhnliches Organisationstalent sehr zustatten. Er begann einen Propagandafeldzug von riesigem Ausmaß. Zur Verbreitung seiner Zeitschrift „Zions Wachturm“ und allem anderen Schrifttum der Sekte gründete er ein eigenes Geschäftsunternehmen, die „Wachturm-Bibel- und Traktatgesellschaft“ (Watch Tower Bible and Tractat Society). In einer Reihe von Schriften legte er seine religiösen Anschauungen nieder. Sein bedeutendstes Werk, die siebenbändigen „Schriftstudien“, wurde dank seiner unermüdlichen Agitation trotz der primitiven und ganz unmöglichen Schriffterklärung in zwanzig verschiedene Sprachen übersetzt und in Millionen von Exemplaren unter das leichtgläubige, allem Neuen nachjagende Volk geworfen. Seine Schrift „Speise für denkende Christen“ ließ er einmal an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen in einer Million und 400.000 Exemplaren durch Boten vor den protestantischen Kirchen der Vereinigten Staaten, Kanadas und Großbritanniens verteilen. Mit amerikanischen Zeitungsgesellschaften schloß er Verträge ab für die Werbung seiner Ideen und die Verbreitung seiner Sonntagspredigten. Auch eine Funkstation mit eigenem Sender wurde errichtet. Seine „Pilgrime“,

deren Aufgabe es war, Russels Schriften durch das gesprochene Wort zu erklären, reisten durch die ganze Welt. Er selbst war rastlos tätig, durchreiste viele Länder der Erde und hielt überall Predigten und Ansprachen. Auf einer solchen Reise kam er 1914 auch nach Deutschland, wo er durch sein würdevolles Auftreten einen nicht ungünstigen Eindruck hinterließ.

Das persönliche Leben Russels ist allerdings nicht ganz frei von Schatten. Peinlich berührt sein Verhalten gegenüber seiner Frau, mit der er 1879 die Ehe eingegangen war. Er hatte an ihr eine treue Mitarbeiterin gefunden, die sich schriftstellerisch und „prophetisch“ für die Verbreitung von Russels Gedankengut einsetzte. Aus Gründen, über die verschieden berichtet wird, kam es aber mit der Zeit zur Scheidung. Um der Frau keinen Unterhalt geben zu müssen, überschrieb der gewandte Geschäftsmann sein ganzes Privatvermögen der „Wachturm-Bibel- und Traktatgesellschaft“, worauf sich freilich die Gerichte nicht ohne weiteres einließen. Nach O. Karrer („Über moderne Sekten“) soll die Frau an Hautflechte erkrankt sein, und Russel habe die Scheidung beantragt, da sie ihm nicht mehr gefiel. Die Zeitschrift „The Sign“ wollte wissen, die Frau habe die Scheidungsklage gegen den Gottesmann eingereicht und ihm dabei Untreue und Grausamkeit vorgeworfen. Das Gericht habe nach der Beweisaufnahme entschieden, daß Russels „Geltungsbedürfnis und überschwengliches Eigenlob hinreichend seien, um das Leben einer feinfühlenden christlichen Frau zu einer unerträglichen Last zu machen“. Nach anderen hätten sich die religiösen Erleuchtungen und Bibeldeutungen der Frau auf die Dauer mit denen Russels nicht gedeckt, was zu Zerwürfnissen und schließlich zur Scheidung geführt habe. Was immer auch der Anlaß zur Scheidung gewesen sein mag, daß die Schuld auf seiten Russels lag, steht wohl fest. Der Tod riß den vierundsechzigjährigen „Propheten“ mitten aus seiner rastlosen Tätigkeit. Auf der Fahrt zu einer großen Kundgebung in Brooklyn fiel er 1916 im Eisenbahnzug einem Schlaganfall zum Opfer und wurde von seinem Schöpfer zur Rechenschaftsablegung gerufen.

Nach Russels Tod übernahm die Führung der Sekte der amerikanische Rechtsanwalt Joseph F. Rutherford, der bei den vielen Streitigkeiten, in die Russel während seiner Laufbahn verwickelt war, ihm immer als juristischer Berater zur Seite gestanden und Russels volles Vertrauen besessen hatte. Rutherford

stand an Tatkraft und Unternehmungsgeist dem Gründer der Sekte kaum nach, übertraf ihn aber weit an brutaler Rücksichtslosigkeit und an Haß gegen die beiden christlichen Kirchen. Wegen antiamerikanischer Spionagetätigkeit wurde er 1918 zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt, erlangte aber 1919 durch eine Amnestie die Freiheit. Er verstand es meisterhaft, das religiöse, seelische, wirtschaftliche und politische Durcheinander der notvollen Nachkriegszeit für die Propaganda seiner Sekte auszunützen. Unter den Arbeitermassen, die ohnehin schon durch den Marxismus verhetzt waren, schürte er durch Massenversammlungen, Vorträge und Flugblätter eine scharfe Kampf Stimmung gegen Kirche und Priester. Er war ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller und hielt gern Reden und Vorträge. Er gab der Sekte eine straffe Organisation und veranlaßte seine Anhänger, die bisherigen verschiedenen Bezeichnungen aufzugeben und sich einheitlich künftig als „Jehovas Zeugen“ zu bezeichnen. Am 8. Januar 1942 starb er, als er das Hauptquartier der Zeugen Jehovas in Kalifornien besuchen wollte.

Der Nachfolger Rutherfords ist Nathan Knorr, der vom einfachen Schreiber zum Chef des Sektenverlags emporgestiegen ist. Er tat sich in seinen Schriften besonders durch wütenden Haß gegen die katholische Kirche, das Papsttum und die Jesuiten hervor. In diesem Kampf scheut er vor den törichtesten Verleumdungen und Lügen nicht zurück.

Die lauten Trommler

Keine Sekte hat einen so gewaltigen Propagandaapparat wie die Zeugen Jehovas. Hatte schon Russel die Welt mit Flugblättern und Vorträgen überschwemmt, so suchten seine Nachfolger ihn in dieser echt amerikanischen Geschäftsreklame noch zu überbieten. Wie Russel schrieb auch Rutherford eine Unmenge von Traktaten, die Millionenaufgaben erlebten. Auf Schallplatten, die an die Hunderttausende gehen, konnten und können seine Reden vor Millionen von Zuhörern abgespielt werden. Rutherfords Nachfolger, Nathan Knorr, setzt das Trommeln in unverminderter Lautstärke fort. Er verstand es, mehr und mehr auch den Rundfunk in die Propaganda einzu-

schalten. Auf Grund des ungewöhnlichen Wohlwollens der amerikanischen Besatzungsbehörden konnte schon 1946 ein Zeuge Jehovas am Stuttgarter Sender sprechen, kurze Zeit darauf ein anderer am Münchner Sender. Bald folgten Sendungen der Zeugen Jehovas am Berliner, Leipziger und anderen Sendern. Der Bayerische Rundfunk hat den Zeugen Jehovas sonntäglich 15-Minuten-Sendungen eingeräumt — eine Sendezeit, die in Anbetracht der zahlenmäßigen Bedeutungslosigkeit, welche die Sekte in Bayern spielt, in keinem Verhältnis zu der der katholischen Kirche eingeräumten Sendezeit steht.

Die Sekte ist straff organisiert. Sämtliche Ämter in den verschiedenen Ländern der Welt werden von der Leitung in Brooklyn besetzt. Dort sind in einem modernen achtstöckigen Geschäftshaus mehr als tausend Angestellte tätig. Die eigentliche Leitung liegt in den Händen von vierzig Personen, deren Zahl immer wieder ergänzt wird. Sie wählen ein siebenköpfiges Direktorium und den Präsidenten. Ein amerikanischer Beobachter behauptet, „die Organisation habe in den vergangenen Jahren in wachsendem Maße den Charakter einer Geheimgesellschaft bekommen“. K. Hutter schreibt mit Recht: „Die Organisation der Zeugen Jehovas ist eine seltsame Kombination, in der eine religiöse Gesinnungsgemeinschaft von Propagandisten und Managern dirigiert und angekurbelt wird.“

Zehntausende von bezahlten „Pionieren“ sind hauptamtlich in der Propaganda tätig. Junge Leute der verschiedenen Länder werden kostenlos ein Jahr lang an der Hauptstelle der Sekte in Brooklyn in der Lehre und Technik der Organisation ausgebildet. Der „Wachturm“ und „Erwacht“ wurden 1952 in 36 Sprachen in einer Auflage von 58.531.323 Exemplaren verbreitet. Die „Wachturm-Bibel- und Traktatgesellschaft“ in Brooklyn, die zahllose Broschüren und Bücher auf den Markt wirft, hat in mehr als 90 Ländern Zweigstellen und Niederlagen. Die Broschüre „Christenheit oder Christentum?“ wurde in mehr als 18 Millionen in über 20 Sprachen kostenlos verbreitet. Ein unaufhörlicher Strom von antikatholischer Propaganda ergießt sich über die Länder der Welt, vor allem auch über Deutschland. Das aufdringliche Anbieten des „Wachturms“ auf den Straßen und Plätzen unserer Städte ist zum öffentlichen Ärgernis geworden. Die anmaßenden und zudringlichen Hausbesuche mit den Hetzreden gegen die katholische Kirche sind eine dauernde

Störung des religiösen Friedens. Mit Vorliebe werden die geschulten Werber in ausgesprochen katholischen Gegenden eingesetzt. So heißt es im Jahrbuch der Zeugen Jehovas (1948): „Aus dem Osten ausgewiesene Jehova-Zeugen wurden in den schwärzesten katholischen Gegenden angesiedelt. Sie begannen von Haus zu Haus zu gehen, und nun formt sich Gruppe auf Gruppe in diesen weiten Gegenden, in welche seit Menschengedenken kein Lichtstrahl göttlicher Wahrheit drang. Mehr als 1500 solcher treuen Zeugen des Herrn wurden allein aus Schlesien in diese stockkatholischen Landstriche gebracht. Dort scheuchten sie als Lichtträger des Königreichs die von der Hierarchie in den vergangenen Zeiten geschaffenen Nester auf und störten damit auch die Mönchlein und Pfäfflein in ihrem Schlummer.“

Der Hauptsitz des Missionsstabes für Deutschland ist in Wiesbaden. Dort wird auch der „Wachturm“ zusammengedichtet. Von dieser Zentrale aus erhalten die einzelnen Sektionen der Straßenprediger genaue Anweisungen, welche Stadt oder welcher Stadtteil, welcher Landkreis und welches Dorf zu bearbeiten ist. Auch die „Evangelisten“, die sonntags in den Wohnungen auftauchen, arbeiten nach einem festgelegten Plan. Sie vermerken genau, ob es Sinn hat, bei bestimmten Leuten noch einmal vorzusprechen und den Missionierungsversuch fortzusetzen. Falls sie an eine falsche Adresse geraten sind, aber doch den Eindruck haben, daß sie ein anderesmal den Widerstand wahrscheinlich leichter brechen könnten, tauchen sie bestimmt nächstens wieder auf. Auf alle Fälle versuchen sie, etwas von ihrem Schrifttum zurückzulassen. Kein noch so entlegenes Dorf ist vor diesen „Handelsreisenden in Religion“ sicher. Im „Stuttgarter Sonntagsblatt“ erzählte ein Leser (1954): „Im weltabgeschiedenen Dorf M. erschien am Sonntagvormittag gegen zehn Uhr ein Omnibus aus München, nachdem als Vorausabteilung bereits zwei Motorräder mit Beiwagen gekommen waren. Dem Fahrzeug entstiegen Männlein und Weiblein aller Altersstufen, von 16 Jahren aufwärts bis zu 60 und 65, mit Aktentaschen bewaffnet, und überfielen dann Haus für Haus, wo sie sich als Propagandisten der Sekte ‚Zeugen Jehovas‘ entpuppten und versuchten, die Leute dumm zu machen. Aber sie sind bei den Allgäuern ausnahmslos abgeblitzt. Abgeblitzt, obgleich man so dummdreist vorging und beispielsweise erklärte, wer Zeuge Jehovas werde, bleibe von jedem Krieg verschont und werde niemals arbeitslos. Ich habe selbst gehört, wie die Propagandisten

nachher bei einer gemeinsamen Besprechung an ihrem Omnibus erklärten, in M. sei nichts los. Und einer, anscheinend ihr Führer, sagte: ‚Wir haben schon beim Einfahren ins Dorf die Überzeugung gehabt, daß hier nichts zu erreichen ist, denn überall stehen Kreuze an den Wegen und in den Feldern. In M. herrscht noch der Antichrist.‘ Auch in den Filialgemeinden rings um M. wurden die Häuser von dieser Gesellschaft heimgesucht, aber anscheinend auch dort mit großem Mißerfolg. Wenn diese Leute in solcher Massierung auf die Landorte losgehen, dann muß doch hinter ihnen eine ungeheure Finanzkraft stecken; denn ein Omnibus von München bis ins Allgäu mit 40 bis 50 Leuten und zwei Motorrädern einen ganzen Tag unterwegs kostet doch allerlei Geld!“

In Anbetracht des ungeheuren Propagandaapparates und der Millionenauflagen vielfach gratis verteilter Broschüren taucht von selbst die Frage auf: Woher kommt das Geld für eine solche Riesenreklame? Mit welchen Mitteln wird eine solche weltumspannende gigantische Agitation aufgezogen? Welche Mächte stehen wohl hinter dieser Bewegung? O. Karrer („Über moderne Sekten“) bringt folgende Mitteilung, für deren Richtigkeit er die Verantwortung übernimmt:

„1923 erschien in einer Schweizer Zeitung (Der Morgen) ein aufschlußreiches Dokument. Es war der Abdruck eines Briefes, von einem amerikanischen Freimaurer an einen deutschen Ordensbruder geschickt, den dieser nach seinem Austritt zur Verfügung stellte. In diesem Brief ist von jüdisch-freimaurerischen Geldgebern der Bibelforscher die Rede. Als der Brief erschien, drohten die Bibelforscher mit dem Gericht. Aber die Redaktion bestand auf der Echtheit des Dokuments — und die Klage der Bibelforscher unterblieb. Der Brief lautet im entscheidenden Abschnitt: ‚Geliebter Bruder! . . . Ihre zweite Anfrage betrifft die internationale Vereinigung Ernster Bibelforscher, die ihren Hauptsitz in Brooklyn hat. Gewiß sind uns diese Leute sehr von Nutzen. Wir geben ihnen auf dem bekannten indirekten Weg viel Geld durch eine Anzahl Brüder, die während des Krieges sehr viel Geld gemacht haben; es tut ihrem Portefeuille nicht weh! . . . Das Prinzip, ein Land zu erobern, ist, seine Schwächen auszunutzen und seine Säulen zu untergraben. Unsere Feinde sind die Protestanten wie die Katholiken in Europa; ihre Dogmen sind unseren Plänen lästig. Deshalb müssen wir alles tun, ihre Anhängerschaft zu vermindern, sie

lächerlich zu machen.' Der Brief ist datiert vom 27. Dezember 1922 und abgedruckt in der Broschüre H. J. von Freyenwald: 'Die Zeugen Jehovas' (1936). Ebenso bei J. Casper: 'Sekten, Seher und Betrüger' (1953). Sollte es mit dem Brief seine Richtigkeit haben (und bis jetzt haben die Zeugen Jehovas trotz Karrers Aufforderung keine Klage gestellt), dann müßte man mit Karrer sagen: 'Die Propaganda der Zeugen Jehovas stinkt.'"

Wie sie die Bibel mißhandeln

Es ist ein Irrtum aller Sektierer, daß sie ihren eigenen trüben Geist für den Heiligen Geist ausgeben und daß sie ihre armselige Person höher einschätzen als die weltumspannende Gemeinschaft der Kirche Christi. In geflissentlicher Mißachtung des kirchlichen Lehramtes gehen sie mit dem Dünkel und der Überheblichkeit aller Nichtwisser an die Bibel heran. Unbeschwert von den dazu erforderlichen Kenntnissen unterfangen sie sich, den Sinn des vielgestaltigen Buches zu deuten. Es macht ihnen keinerlei Kopfzerbrechen, daß die 45 Bücher des Alten Testaments in einem Zeitraum von 1400 Jahren geschrieben wurden, das eine für die damalige Zeit, das andere für die Zeit des kommenden Messias, das andere für die Endzeit. Es ist eine Kühnheit ohnegleichen und eine unverantwortliche Gewissenlosigkeit, wenn man ohne die notwendigen Kenntnisse der Sprache, der Naturwissenschaft, der Theologie, der Kultur- und Völkergeschichte ein so gewaltiges Buch zu erklären versucht. Von jedem Handwerker verlangt man eine Meisterprüfung, ehe er berechtigt ist, sein Gewerbe auszuüben. Niemand würde ernst genommen, der ohne alle Fachkenntnisse Vorträge über Musik oder Kunst hielte. In der Bibelwissenschaft dagegen soll „jeder Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ das Recht haben, ohne irgendwelche einschlägige Studien seine klägliche Weisheit zum besten zu geben, ja noch viel mehr: seine Bibelerklärung als die einzig richtige auszugeben. Welch eine Vermessenheit ist es doch, die oft so dunklen Reden der Propheten und die Gleichnisse des Herrn, die mitunter so schwierigen Briefe der Apostel, das rätselhafte Buch der Geheimen Offenbarung mit dem hausbackenen Verstand eines nüchternen Geschäftsmannes oder mit den Wunschträumen eines unklaren Schwärmers anzufassen!

Um den unangenehmen Vorwurf der mangelnden wissenschaftlichen Ausbildung und erforderlichen Fachkenntnisse abzubiegen, verfielen die um Ausflüchte nie verlegenen Zeugen Jehovas auf diese Erklärung: Sie sagen, Jesus war ein einfacher Zimmermann ohne irgendwelche höhere theologische Studien. Er brauchte diese auch gar nicht, denn Gott selbst hat ihn mit dem Heiligen Geist gesalbt und zum Predigen ordiniert. Auch die ersten Jünger Jesu waren Männer ohne wissenschaftliche Bildung. Aber auch sie hatten dies nicht nötig. Am Pfingstfest begann der in den Himmel zurückgekehrte Jesus seine Jünger auf Erden mit dem Heiligen Geist zu salben und so zum Predigen zu ordinieren. Sie hatten keine menschliche Ordination oder Bevollmächtigung, von Haus zu Haus oder sonstwo zu predigen. So benötigen auch die Zeugen Jehovas kein Hochschulstudium oder Zeugnisse von Theologieseminariaten oder eine Ordination von Bischöfen, um predigen zu können. Denn Gott ordiniert sie durch Christus. Mit der ihnen eigenen „Bescheidenheit“ vergleichen sich also die Zeugen Jehovas schlankweg mit Jesus und den Aposteln und behaupten, von Gott selbst erleuchtet und bevollmächtigt zu sein und deshalb jeder menschlichen Wissenschaft entbehren zu können. Den Beweis dafür ersparen sie sich. Kann nicht jeder beliebige Mensch auf Erden mit dem gleichen Recht wie Jehovas Zeugen die Behauptung aufstellen, von Gott gesalbt zu sein und deshalb das Recht zur allein richtigen Auslegung der Bibel zu haben? Haben sich nicht die Sektierer aller Zeiten auf die unmittelbare Erleuchtung durch Gott berufen? Wer möchte aber für alle die Phantastereien und Torheiten der Sektierer den Gott der Heiligkeit und Wahrheit verantwortlich machen, ohne ihn aufs gröbste zu lästern?

Bei der entschiedenen Ablehnung wissenschaftlich gebildeter Priester nimmt es sich recht widerspruchsvoll aus, wenn man z. B. im „Wachturm“ liest, daß auf der zentralen Schule Gilead bei New York der 25. Ausbildungskurs abgeschlossen wurde. Dazu heißt es: „Gilead ist das Ziel aller qualifizierten Vollzeitdiener Jehovas.“ Also gibt es doch auch bei ihnen so etwas wie eine hierarchische Rangordnung?

Alle Sektierer und auch die Zeugen Jehovas bedenken nicht oder wollen es nicht anerkennen, daß der zur gültigen Erklärung der Heiligen Schrift erforderliche Heilige Geist nur in der Kirche wirksam ist, die Christus gestiftet hat. Ihr und nicht der Willkür eines jeden beliebigen Bibeldeuters ist das Heilige Buch

anvertraut und ihr gilt das Wort des Herrn: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Mt 28, 20). Dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern wurde die Versicherung gegeben: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke“ (Lk 22, 32). Nur dem unfehlbaren Lehramt der Kirche ist es gegeben, die Bibel im Geiste Gottes, frei von Irrtümern, zu erklären, aber nicht jedem beliebigen Privatmann, der sich in einer wahnwitzigen Überheblichkeit über das von Christus bestellte kirchliche Lehr- und Hirtenamt zu stellen erkühnt.

Wie lächerlich klingt die Behauptung der Zeugen Jehovas, ihr Gründer Russel, das „Mundstück Gottes“, der „größte religiöse Lehrer seit dem Apostel Paulus“, habe als erster die Bibel richtig zu deuten verstanden. Er hätte dazu keineswegs die üblichen bibelwissenschaftlichen Kenntnisse nötig gehabt, denn seine Augen seien von der Wahrheit „gesalbt“ gewesen und er hätte so ganz von selbst den richtigen Sinn herausgefunden. Solch alberne Märchen kann man höchstens Kindern erzählen. Sollte man es für möglich halten, daß erwachsene Menschen darauf hineinfallen? erinnert solches Geschwätz nicht an jenen „größten Feldherrn aller Zeiten“, der ohne Kenntnisse der Strategie Kriege führte und seinen Weg in „nachtwandlerischer Sicherheit“ ging — seinen Weg, der ins Chaos führte?

Zu welchen Phantastereien es führt, wenn man mit der Bibel so leichtfertig umspringt wie die Zeugen Jehovas, zeigen ein paar Beispiele:

Zum Beweis dafür, daß die Wiederkunft Christi und das goldene Zeitalter nahe bevorstehen, mißbraucht Russel die Stelle 40, 10 ff aus dem Buche Job. Hier schildert der hebräische Dichter in dem naturgeschichtlichen Bild eines riesenhaften Nilpferdes und eines sagenhaften, ungeheuren Leviathan die Macht des Schöpfers. Nach den „ernsten (man möchte beinahe sagen: komischen) Bibelforschern“ ist damit die Dampfmaschine gemeint. Der Text bei Job lautet mit den in Klammern beigefügten Erklärungen aus Russels „Schriftstudien“: Siehe doch einen mit großer Hitze (der feststehenden Dampfmaschine), den ich gemacht habe; er wird Futter verzehren (Torf, Holz, Kohle) wie das Vieh. Siehe doch, seine Kraft ist in den Lenden (Kesselplatten), sein Schwanz (Schornstein) wird aufrecht stehen wie eine Zeder. Seine Gebeine (Stangen des Kesselrostes) sind wie Eisenstangen . . . Du wirst den Leviathan (Lokomotive) mit dem Angelhaken (automatische Kupplung) ausdehnen oder

mit einer Schlinge (Kuppelbolzen), mit der du seine Zunge (Kuppelverbindung) sich senken lassen willst. Willst du einen Ring (Kolben) in seine Nase (Zylinder) legen? Wird er viel Flehens an dich richten (entgleisen)? Oder wird er dir sanfte Worte geben (durch einen schrillen Pfiff der Dampfpeife)? . . .“ Im Anschluß an die Stelle bei Nahum (2, 22 ff), wo die Vernichtung der Weltstadt Ninive durch das jüdische Heer geweissagt ist, orakelt das „Mundstück Gottes“ im 7. Band seiner „Schriftstudien“ in gleich genialer Weise: Es heißt dort beim Propheten Nahum: „Gerötet sind die Schilder seiner Krieger. Die tapferen Männer sind in Scharlach gekleidet. Bei hellem Fackelschein schirren sie die Wagen an und schwingen ihre Lanzen. Auf den Straßen rasen die Wagen und rasseln über die Plätze. Wie Fackeln sind sie anzuschauen, wie Blitze fahren sie dahin. Es (das feindliche Heer) gedenkt seiner Edlen. Sie straucheln auf ihrem Weg, indem sie zur Mauer eilen (um sie zu schützen). Schon stellt man das Schutzdach auf.“ — In diesen vollständig klaren Stellen glaubt der „große“ Schriftdeuter Russel einen Eisenbahnzug in voller Fahrt zu sehen. „Die Schilder sind gerötet (= die Kopflichter der Lokomotive scheinen hell), und die tapferen Männer (= Zugführer) sind in Scharlach gekleidet (= wenn beim Öffnen des Kessels die Flammen der Lokomotive Führer und Heizer beleuchten). Die Wagen (Eisenbahnwagen) glänzen wie Stahl. Die Lanzen werden geschwungen (= dem Fahrgast im Eisenbahnwagen scheinen die Telegrafentangen längs des Geleises auf und ab zu tanzen). Er gedenkt seiner Edlen (der Schaffner verwendet seine ganze Zeit darauf, seine Passagiere zu zählen). Sie straucheln auf ihren Wegen (= sie versuchen in dem schnellfahrenden, schaukelnden Zug zu gehen). Sie eilen zur Mauer (= zur nächsten Ortschaft). Das Schutzdach ist aufgerichtet (= Station, Bahnhof).“ Nicht weniger tief sinnig ist die Erklärung der Stellen aus der Geheimen Offenbarung (20, 9), wo es bei der Schilderung des Gerichtes über „Babylon“ heißt: „Feuer kam vom Himmel und verschlang sie“, und 18, 1: „Ein Engel kam mit großer Macht, und die Erde ward erleuchtet von seiner Herrlichkeit.“ Nach den „Schriftstudien“ des „größten religiösen Lehrers seit dem heiligen Paulus“ bedeutet das Feuer vom Himmel nichts anderes als den elektrischen Stuhl, der in den Vereinigten Staaten zur Hinrichtung von Verbrechern verwendet wird, und die Herrlichkeit des Engels ist nichts anderes als ein Ausdruck für die großartige moderne Technik!

Welch unüberbietbare Geistesinfalt mußte Russel bei seinen Anhängern voraussetzen, wenn er ihnen eine solche Schriftdeutung zu bieten wagte!

Um die herrlichen Kulturerrungenschaften zu schildern, welche die von Jehovas Zeugen angekündigte „zweite Gegenwart unseres Herrn“ seit 1874 gebührend ins Licht rücken, scheint der große Bibelforscher das alphabetische Verzeichnis einer amerikanischen Großhandelsfirma ausgeschrieben zu haben. Er zählt die Herrlichkeiten des Herrn schön nach dem Alphabet auf: Additionsmaschinen, Aluminium, antiseptische Chirurgie, automatische Bahnkupplung, drahtlose Telegrafie, Dynamit, Eisenbahnsignale, elektrische Eisenbahn, elektrische Schweißmethoden, Erntemaschinen, feuerlose Kochapparate, Gasmotoren, Induktionsmotoren, Korrespondenzschulen, künstliche Farben, Leuchtgas, Luftschiff, Panamakanal, Pasteursche Schutzimpfung, rauchloses Pulver, Röntgenstrahlen, Schreibmaschinen, Nähmaschinen, Setzmaschinen, Sprechmaschinen, Stacheldraht, Streichholzmaschinen, Telefon, Untergrundbahn, Unterseeboot, Vakuumteppichreiniger, Zelluloid, Zweiräder.“ Hoffentlich haben Russels Nachfolger diese Liste auf den neuesten Stand gebracht und sie durch die technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte ergänzt! (Die Beispiele von Russels Schriftdeutung wurden entnommen der Schrift O. Karrers: „Über moderne Sekten“.)

Diese Proben der Schriftdeutung stellen keineswegs einen humoristischen Faschingsulk dar, sondern sind von den „Ernstern“ Bibelforschern durchaus ernst gemeint. Wahrhaftig, Russel und seine Nachfolger haben durch solche „Erklärungen“ alles getan, um das Ansehen der Bibel zu vernichten. Pater Aßmann S. J. schrieb vor Jahren: „Ich habe mit Mohammedanern und Heiden gesprochen, mit Brahminen und Buddhisten; aber so unlogisch denkende Menschen wie die Bibelforscher habe ich noch nirgends gefunden... Ihre wahnwitzige Selbstüberhebung und Eitelkeit erinnert an jenes Dienstmädchen, das zum Fenster hinausschaute, als die Soldaten vorbeimarschierten, und dann stolz wie eine Königin sagte: „Die ganze Kompanie hatte falschen Tritt, bloß mein Willi marschierte richtig.“

Man kann bei der Art, wie Jehovas Zeugen mit der Bibel umspringen, wirklich nicht von „Bibelforschern“ und erst recht nicht von „ernsten“ Bibelforschern sprechen. Sie scheinen dies selbst gefühlt und deshalb den Namen geändert zu haben. Hier handelt es sich um Bibelforscher reinsten Wassers.

Leute, die weder Hebräisch noch Griechisch oder Latein verstehen und also gar nicht imstande sind, die Bibel im Urtext zu lesen, die keine Ahnung haben von der Topographie und Geographie des Heiligen Landes, von den Gewohnheiten und Gebräuchen des jüdischen Volkes, denen Religionswissenschaft und Weltgeschichte offenbar unbekannte Gebiete sind, unterfangen sich, die Heilige Schrift zu erklären und sich als die einzig berechtigten Deuter der Bibel aufzuspielen. Es dürfte kaum einen von Jehovas Zeugen geben, der bei ernstlicher Erkrankung zu einem Schneider oder Schuster geht, um sich kurieren zu lassen. Er wird gewiß bei einem für seinen Beruf vorgebildeten Arzt Heilung suchen. Auf dem Gebiet der Bibelwissenschaft aber soll jeder Scharlatan das Recht haben, seine zweifelhafte Weisheit auf den Markt zu tragen und sie mit der Lautstärke eines billigen Jakob als die einzig wahre anzupreisen!

Statt die Heilige Schrift auszulegen, legen die Zeugen Jehovas skrupellos ihre Hirngespinnste in die Bibel hinein. Kaum ein Jahrhundert alt, sitzen sie über die große christliche Vergangenheit mit ihren Scharen von Blutzügen und Geistesriesen zu Gericht und werfen sie als wertlosen, gefälschten Plunder auf den Schutthaufen. Es scheint diesen „Bibelforschern“ gar nicht in den Sinn zu kommen, daß sie ohne die Kirche die Bibel überhaupt nicht hätten. Die Kirche hat durch alle Jahrhunderte die Bibel unverfälscht bewahrt. Sie bürgt dafür, daß die Bibel das Wort Gottes enthält.

Gottes angeblicher Heilsplan mit den Menschen

Die Hauptlehre der Jehovazeugen ist der durch willkürliche Deutung einzelner Bibelstellen berechnete „Heilsplan Gottes mit der Menschheit“. Nach diesem Heilsplan wird die Menschheitsgeschichte in drei Perioden aufgeteilt: in die frühere Welt (von der Schöpfung bis zur Sintflut), in die gegenwärtige Welt (von der Sintflut bis zum Ausbruch des Tausendjährigen Reiches im Jahre 1914) und in die zukünftige Welt (das Tausendjährige Reich mit dem ihm folgenden ewigen Reiche Gottes).

Die erste Weltzeit, die nach Russel von 4126 bis 2473 vor Christus dauerte, stand angeblich unter der Verwaltung der Engel. Der zweite große Zeitabschnitt, von der Sintflut bis 1914, war unter der begrenzten Gewalt Satans. Gegenwärtig leben wir in der dritten Epoche: Im Tausendjährigen Reich, das von 1914 bis 2914 währt und in die niemals endende Zeit des neuen Himmels und der neuen Erde übergehen wird.

In willkürlicher Zahlendeutung konstruierte Russel aus der Bibel ein Schema der Weltgeschichte. Aus der Angabe der Bibel, Gott habe die Welt in sechs Tagen erschaffen, worauf der siebente Tag als Ruhetag folgte, suchte Russel die Dauer der Weltzeit zu errechnen. Die sechs Schöpfungstage, so glaubte er, umschließen den Ablauf der Weltgeschichte, der siebente Tag bedeutet das Tausendjährige Reich. Da nach dem Psalmisten (84, 9) vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind, bildete sich Russel ein, jeder „Tag“ der Bibel bedeute tausend Jahre. Also sind es vom Anfang der Welt bis zu ihrem Ende 6000 Jahre. Da nach seinen Berechnungen im Jahre 1874 die Erfüllung beginnen sollte, so kommt man mit den angeblichen 6000 Jahren Weltzeit zurück auf das Jahr 4126 vor Christus als Anfang der Menschheit. Daß diese Zahl in schreiendem Widerspruch zu den Ergebnissen der Naturwissenschaft steht, störte Russel und seine Anhänger nicht im geringsten. So weit auch die Mutmaßungen der Naturwissenschaftler auseinandergehen mögen, es gibt keinen unter ihnen, der nicht allermindestens 20.000 Jahre für das Alter der Menschheit annimmt. Um die Zeit, wo nach den Zeugen Jehovas die Menschheit noch gar nicht existiert haben durfte, gab es schon ganze Völker mit ausgebildeten Kulturen. Von China über Indien, Chaldäa, Südafrika nach Mexiko finden sich überall Spuren einer vieltausendjährigen Kultur. Aus der Bibel das Alter der Menschheit errechnen zu wollen, ist ein unmögliches Unterfangen. Und daß das Psalmwort „Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag“ nicht buchstäblich zu nehmen ist, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Das Wort will nichts anderes sagen als dies: jede noch so große Zahl von Jahren — seien es 1000 oder 10.000 oder 100.000 — ist vor Gottes Ewigkeit wie ein einziger Tag.

Die Zeugen Jehovas müssen freilich vor diesen Erkenntnissen krampfhaft die Augen schließen. Ihr ganzes ausgeklügeltes System der 6000 Jahre mit dem Zielpunkt 1874 würde ja sonst wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen. So verkündete Russel in den „Schriftstudien“, unbeirrt durch die Ergebnisse

wissenschaftlicher Forschung: „Wir erbringen den biblischen Beweis, daß das völlige Ende der Zeit der Heiden im Jahre 1914 erreicht werden und das Reich Gottes aufgerichtet und auf Erden fest gegründet sein wird.“

Seine getreuen Anhänger lesen diesen durch die Zeit schon längst überholten Unsinn mit gebührender Ehrfurcht vor der Weisheit des „Zweiten Moses“, des einzig wahren Schriftdeuters, des großen „Propheten und Pastors“ Russel. Sie stoßen sich an den unmöglichen Angaben ebensowenig wie an seiner nicht eingetroffenen Verkündigung von der Wiederkunft Jesu und dem Beginn des Königreiches Gottes im Jahre 1874.

Wie kam Russel gerade auf diese Zahl? Bei Daniel (12, 127) heißt es: „Glückselig, wer geduldig harrend 1335 Tage erreicht.“ Daniel schildert die Weltreiche seiner Zeit unter verschiedenen Tiersymbolen. Als viertes Tier, das nach der wissenschaftlichen Erklärung die Schreckensherrschaft des Antiochus Epiphanes IV. von Syrien bedeutet, nimmt Russel kurzerhand das ihm grimmig verhaßte Papsttum an. Als Geburtsstunde des Papsttums setzt er kühn das Jahr 539 fest, das Jahr des Untergangs der Ostgoten (in Wirklichkeit ist das Ostgotenreich 553 untergegangen und das Papsttum zur Zeit Christi ins Leben getreten). Zählt man zum Jahr 539 die bei Daniel genannten 1335 Jahre hinzu (diesmal nimmt Russel „Tag“ für „Jahr“, nicht mehr wie bei der Berechnung der Weltzeit für tausend Jahre), so kommt man auf das Jahr 1874. Ist das nicht eine glatte Rechnung? Leider ging sie nicht auf. Die für 1874 verheißene Wiederkunft Jesu traf nicht programmgemäß ein. Darob war große Enttäuschung im Hause Russel & Co. Der „Prophet“ zermarterte sein Gehirn, wie er mit Anstand aus dem Schlamassel kommen könnte. Und siehe, er fand einen Ausweg: Er erklärte seinen Mannen, Christus sei in der Tat 1874 gekommen, aber nicht körperlich und sichtbar, sondern geistig, unsichtbar. Damit war der etwas angeschlagene Ruf des „Propheten“ gerettet. Seine Anhänger nahmen diese Erklärung gutgläubig an.

Nun verlegte sich Russel weiterhin aufs Rechnen (Rechnen war ja die Hauptstärke dieses Kaufmanns). Er überlegte: Als Christus im Jahre 30 öffentlich auftrat, ging das jüdische Zeitalter zu Ende. Aber erst 40 Jahre später ging das Judenreich ganz unter, als im Jahre 70 die Römer unter Titus das Land eroberten und Jerusalem zerstörten. Also wird auch das Friedensreich Christi, das 1874 begonnen hat, erst 40 Jahre später, d. i. 1914, richtig und allen

sichtbar sich verwirklichen. Freude war nun in Trojas Hallen. Alle „Bibelforscher“ sahen voll seliger Erwartung dem glückbringenden Jahr 1914 entgegen. Was dieses Jahr brachte, war aber nicht das Friedensreich Christi, sondern der erste Weltkrieg mit all seinem Jammer und Elend.

Und wieder verschloß sich der enttäuschte Prophet in sein Kämmerlein und sann, wie wohl die große Scharte auszuwetzen wäre. Und es kam ihm die Erleuchtung: Auf die „Erntezeit“ von 1874 bis 1914 folgt noch eine „Nachlese“ von vier Jahren. Das Jahr 1918 war nun das bedeutungsvolle, ereignisschwangere Jahr, das den Zeugen Jehovas paradiesische Seligkeit, dem Papst und seinen Anhängern aber furchtbare Vernichtung bringen sollte. Natürlich geschah auch 1918 nichts dergleichen. Russel erlebte diesen neuerlichen Reinfeld nicht mehr; er starb 1916.

Sein Nachfolger Rutherford wollte im Prophezeien hinter seinem Lehrmeister nicht zurückstehen. Also verlegte auch er sich aufs Weissagen und orakelte, 1925 sei das entscheidungsvolle Jahr. In diesem Jahr würden die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob und andere Getreue des Alten Bundes wieder auferweckt und würden die große alljüdische Herrschaft unter dem unsichtbaren Christus errichten, das neue Königreich Jehovas. „Millionen jetzt lebender Menschen werden niemals sterben“, so posaunte er mit mächtiger Stimme in Vorträgen und Schriften in die Welt hinein, so las man es damals an allen Plakatsäulen.

Auf das Jahr 1925 war Rutherford durch ein einfaches Rechenkunststück gekommen. Im Jahre 1575 vor Christus, beim Einzug der Israeliten in Kanaan, hatte Gott dem Moses befohlen, das Sabbatsystem einzuführen und alle fünfzig Jahre ein Jubeljahr zu feiern. Da nach Jeremias im ganzen siebzig Jubeljahre gehalten werden sollten, braucht man nur (so folgerte Rutherford), 70 mit 50 zu multiplizieren und die erhaltenen 3500 Jahre zum Jahre 1575 vor Christus hinzuzuzählen. Was dabei herauskommt, ist das Jahr 1925 nach Christus. Und was noch weiter bei dieser Rechnung herauskam, war eine neue Blamage der Bibelforscher. Ist es nicht amüsant, wie sich die Führer der Sekte, die doch in geschäftlichen Dingen so ganz hervorragende Rechner sind, bei ihren biblischen Berechnungen jedesmal hoffnungslos verrannt?

Als die mit großem Pathos für 1925 angekündigte Wiederkunft der jüdischen Fürsten Abraham, Isaak und Jakob nicht erfolgte, zog man keineswegs ent-

mutigt die Segel ein, sondern erbaute in San Diego in Kalifornien ein „Haus der Fürsten“ und ließ es amtlich dem Abraham, Isaak und Jakob und David zuschreiben, damit sie bei ihrer Wiederkunft hier ihren Amtssitz nehmen und die Herrschaft im Tausendjährigen Reich ausüben könnten. Bis dies geschieht, dient das „Haus der Fürsten“ als Winterresidenz, „wo der Präsident und seine Büromitarbeiter der Strenge des Winters entgehen können“.

Durch die wiederholten mißglückten Prophezeiungen gewitzigt, verließ Rutherford nach 1925 das glatte Parkett eines Propheten, auf dem man so leicht ausgleitet, und kündigte das Ende der Welt und die Wiederkunft Christi als „bald“ bevorstehend an.

Man muß sich nur wundern, wie die Zeugen Jehovas, denen doch die Bibel ihr ein und alles bedeutet, immer wieder einen bestimmten Termin für das Kommen Christi festzulegen versuchen, anstatt schlicht die Bibel aufzuschlagen und dort in der Apostelgeschichte zu lesen: „Nicht eure Sache ist es, Zeit und Stunde zu erfahren, die der Vater in seiner Machtvollkommenheit festgesetzt hat“ (1, 7).

Das Tausendjährige Reich

Die Furcht vor irgendeiner Bedrohung ist die ständige Begleiterin der Menschen; sie ist, wie W. Bergengruen sagt, die „eigentlich teuflische Mitgift des Menschengeschlechtes. Ständig liegt sie auf der Lauer, um sich der Menschen zu bemächtigen und sie sich dienstbar zu machen. Sie ist erfinderisch. Jeweils wählt sie sich die Verkleidung, die ihren Opfern am schrecklichsten einleuchtet, weil sie den Meinungen des Zeitalters angemessen ist. Das Furchtbedürfnis der Menschheit stürzt sich auf Kriegsgefahren, auf die drohende Verschlechterung des Geldes, auf Armut und Hunger, auf allgemeine und leicht übertragbare Krankheiten, auf staatliche Umwälzungen und Verfolgungen, auf einen in naher Zukunft erblickten Zusammensturz aller vertrauten, bewährten und geliebten Gestaltungen des geistigen und gesellschaftlichen Daseins.“

In den letzten Jahrzehnten hat die Furcht mehr als je die Menschheit in Bann geschlagen. Das Wort von der Daseinsangst ist zum Schlagwort unserer Zeit geworden. Die beiden Weltkriege mit ihren blutigen Schrecken, die Flieger-

angriffe mit ihren aufheulenden Ängsten, die tägliche Bedrohung durch die Gestapo des Dritten Reiches, die zweimalige Entwertung des Geldes, die grauenvolle Gefährdung durch die neuzeitlichen Atomwaffen — dies alles hat die Menschheit in eine wachsende Unsicherheit des Daseins geworfen und die Angst ins Ungemessene wachsen lassen.

In dunklen Zeiten bangvoller Unsicherheit und Ratlosigkeit klammert sich die Menschheit mit Inbrunst an alles, was Hilfe und Besserung verheißt und Rettung aus der Not verspricht. So erklärt es sich, daß der Adventismus unserer Zeit, die Verheißung der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft Christi, die Prophezeiung des Tausendjährigen Reiches, welche die Zeugen Jehovas zum Kernpunkt ihrer Lehre machten, starken Zulauf erhielt. War es nicht ähnlich bei dem politischen „Tausendjährigen Reich“ des Nationalsozialismus? Zeigt sich die gleiche Erscheinung nicht auch bei der Verheißung eines sozialen Paradieses durch den Kommunismus? Wie die Kinder dem Lockruf des Rattenfängers von Hameln, so laufen die gedrückten und verbitterten, die schwärmerischen und hysterischen Menschen allen lauten Rufern nach, die ihnen ein Erdenleben in Glück und Seligkeit in Aussicht stellen. In ihrer Predigt vom Tausendjährigen Reich, die die Zeugen Jehovas unermüdlich in zahllosen Flugblättern, Zeitschriften und Büchern in die Welt hineinrufen, setzen sich die Träume der alten Heidenvölker von einem goldenen Zeitalter und die Erwartungen des Spätjudentums auf ein irdisches Messiasreich des Glückes fort. Sie berufen sich dabei auf die dunkle und schwer zu erklärende, auf jeden Fall aber nicht im Sinne eines kommenden irdischen Schlaraffenlandes zu deutende Stelle der Geheimen Offenbarung (20, 1 ff): „Da sah ich einen Engel aus dem Himmel niedersteigen. Er trug einen Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in der Hand. Er überwältigte den Drachen, die alte Schlange, die der Teufel und der Satan ist, und legte sie in Fesseln tausend Jahre lang. Er warf ihn in den Abgrund, schloß diesen zu und siegelte darüber, damit er nicht die Völker fernerhin verführe, bis die tausend Jahre vorüber wären. Alsdann muß er für kurze Zeit losgelassen werden . . . Dann sah ich die Seelen derer, die hingerichtet worden waren, weil sie für Jesus Zeugnis abgelegt hatten und um des Wortes Gottes willen. Sie wurden lebendig und herrschen nun mit Christus tausend Jahre. Die anderen Toten aber werden nicht lebendig, bevor die tausend Jahre nicht vorüber sind. Das

ist die erste Auferstehung . . . Der zweite Tod hat über sie nicht mehr Gewalt, sie werden Priester Gottes und des Christus sein und mit ihm herrschen tausend Jahre.“

Im Neuen Testament ist die Erwartung eines tausendjährigen Reiches nur hier in der Geheimen Offenbarung des heiligen Johannes ausgesprochen. Es handelt sich hier aber nicht um ein dem Apostel Johannes eigenes Gedankengut, sondern um altorientalische Anschauungen, die sich zuerst in der persischen Religion finden dürften und dann in einer der Eigenart der einzelnen Völker entsprechenden Schilderung auf die Griechen und Römer, auf die Juden und zum Teil auch auf die ersten Christen übergingen. In weiten Kreisen der alten Kirche wurde die Weissagung des heiligen Johannes wörtlich verstanden und ein tausendjähriges Christusreich als Abschluß dieser Weltzeit erwartet. Man nennt diesen Glauben Chiliasmus (nach dem griechischen Wort *chilioi* = tausend). Die Anhänger dieser irrigen Anschauung waren der Meinung, nach der Wiederkunft Christi würden zunächst nur die Gerechten auferstehen, und diese würden nach Unterwerfung der gottfeindlichen Mächte auf Erden ein von Christus regiertes Reich voll ungetrübter Freude bis zum Weltgericht bilden. Es ist aber keine Frage, daß die Weissagung der Apokalypse vom Tausendjährigen Reich bildlich zu verstehen ist und daß die schwärmerischen Zukunftsbilder, wie die Chiliasten sie ausmalen, gegen den Text und das ganze Gedankengut des Buches verstoßen. Deshalb wandten sich auch mehrere der bedeutendsten Kirchenväter, vor allem Augustinus und Hieronymus, gegen die Auslegung dieser Sekten und bekämpften sie heftig. Seit der Reformation hängen dem Chiliasmus schwärmerische Sekten an, wie die Wiedertäufer, Mormonen und Adventisten. In unseren Tagen sind es ganz besonders die Zeugen Jehovas, die die alte Irrlehre von einem irdischen Tausendjährigen Reich unter die glückshungrigen Menschen werfen.

Die Zahl tausend ist, wie auch sonst die Zahlen der Geheimen Offenbarung, sicherlich nicht im mathematischen Sinn zu verstehen, sondern es ist darin einfach eine „heilige Zahl“ zu sehen, die nach Belieben mit anderen heiligen Zahlen vertauscht werden kann. Ebenso sicher ist es, daß es sich bei dem Tausendjährigen Reich der Apokalypse um ein unirdisches, unpolitisches Reich außerhalb von Zeit und Raum handelt. Der heilige Seher verfolgte mit seiner Schilderung dieses kommenden Christusreiches die Absicht, die glanzvolle

Gemeinschaft der Märtyrer mit Christus den noch kämpfenden und leidenden Christen vor Augen zu stellen und die bedrückte Christenheit der Märtyrerzeit durch den Ausblick auf die selige Vollendung zu stärken und zu Treue und Standhaftigkeit bis zum blutigen Tod zu ermutigen. Wie die Zahl tausend ist auch die „Fesselung Satans“, von der Johannes spricht, nicht wörtlich, sondern bildlich zu verstehen. Nach Augustinus ist damit die grundsätzliche Überwindung der bösen Geister durch das Heilswerk Christi gemeint. Christus hat durch sein Erlösungswerk eine grundsätzlich vom Teufel befreite Zeit eingeleitet, die von der Himmelfahrt des Herrn bis zu seiner Wiederkunft reicht. Vor der Wiederkunft Christi wird der Teufel noch einmal für kurze Zeit freigelassen und darf alles aufbieten, um die Christusgläubigen zu verfolgen. Die „Fesselung Satans“ will nicht besagen, daß es „keine Sünde mehr gibt, keine Not, keine Krankheit und keinen Tod. Nur die unmittelbar von den bösen Geistern verursachten Qualen werden ausbleiben. Die Erde wird aber dennoch ein Jammertal bleiben, weil die von Menschen, ihrer Selbstsucht und Grausamkeit, ihrer Mordlust und ihrem Haß entfesselten Drangsale und die zur jetzigen Gestalt der Welt gehörenden Leiden bleiben.“ (M. Schmaus.) Seit Christus ist in allen, in denen Er durch den Glauben herrscht, der Satan gefesselt. Für die ungläubige Welt ist er losgelassen, und darum herrscht Unfriede in der Welt. Satan ist zugleich gefesselt und losgelassen — je nachdem Christus im Menschen herrscht oder nicht.

Was die Zeugen Jehovas aus dem Tausendjährigen Reich machen

Die großartige Vision, in der Johannes bildhaft den Satan auf tausend Jahre gebunden und seiner Macht beraubt sieht, nehmen die Zeugen Jehovas buchstäblich und arithmetisch zur Grundlage einer tausendjährigen Paradieshoffnung. Sie kümmern sich nicht darum, daß nach allgemeiner Auffassung der Bibelgelehrten die Geheime Offenbarung mit symbolischen Zahlen, die nie wörtlich gezählt werden können, durchsetzt ist, und unterfangen sich, den Beginn dieses Tausendjährigen Reiches genau festzusetzen. Daß ihre Berechnungen sich immer wieder als falsch erwiesen, scheint sie nicht allzusehr zu

stören. Nach jeder mißglückten Berechnung wissen sie durch eine neue Deutung ihre urteilslosen Anhänger zu beschwichtigen. Da an 1914 statt des vorausgesagten Tausendjährigen Reiches paradiesischer Seligkeit „tausend“ Jahre von Unglück und Not anbrachen, halfen sie sich damit aus der Klemme, daß sie erklärten, im Jahre 1914 sei das „genaue Glockenzeichen“ Jehovas ertönt und habe der Welt verkündet, daß die Zeit der Nationen abgelaufen und die Regierung Satans beendet sei. Satan wurde „gefesselt“, d. h. er wurde mit seinem ganzen Anhang aus dem Himmel auf die Erde geworfen. Aus Wut darüber wiegelte er die Völker auf, und so kam es zu den beiden Weltkriegen. Im zweiten Weltkrieg erfüllte sich, so fabulieren Jehovas-Zeugen, die Weissagung im 11. Kapitel des Propheten Daniel von einem Krieg zwischen dem totalitären „Nordkönig“ und dem demokratischen „Südkönig“. Dieser Krieg setzt sich jetzt fort in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West. Aber Osten und Westen, wie überhaupt alle Staaten und Kirchen, werden in der kommenden Schlacht von Harmagedon vollständig vernichtet werden. Nicht nur die Staaten und kapitalistischen Organisationen, sondern auch die Religionen und Kirchen sind ja nach der Behauptung Russels und seiner Nachfolger Schöpfungen des Teufels, der mit ihrer Hilfe seine Herrschaft auf Erden ausübt. Alle Anhänger der Kirchen, vor allem die Theologen und Priester, stehen im Dienste Satans. Die große Schlacht von Harmagedon (Harmagedon ist in der Geheimen Offenbarung, 15, 16, symbolisch als Ort des Unfriedens und Grauens genannt) wird der Herrschaft Satans und damit der Wirksamkeit der Kirchen und Staaten ein Ende gemacht. Die Königsherrschaft Jehovas wird auf Erden aufgerichtet, und alle Zeugen Jehovas werden dann mit Christus in paradiesischer Wonne leben und herrschen. Die Patriarchen und Getreuen des Alten Bundes werden wieder erweckt und von ihrem Regierungsgebäude in San Diego aus mit „vollkommener Rundfunkstation die Angelegenheiten der ganzen Erde leiten“. Die Erde wandelt sich in ein Paradies von märchenhafter Schönheit. Alle alten Menschen werden wieder jung. „Die Leichenbegängnisse hören auf, die Leichenbestatter werden sich nach einem aufheiternden Geschäft umsehen, und die düsteren Leichenwagen werden statt schwarzer Trauerfuhrwerke hell angestrichene Vergnügungskutschen werden müssen.“ Es wird auf der Erde weder Zollschränken geben noch Staaten, weder Militär noch Polizei. Breite Verkehrsstraßen für Lastwagen und Luxus-

autos werden sich von Meer zu Meer hinziehen. „Man denke sich diese ganzen Verkehrswege entlang in Abständen von einigen Kilometern schöne Gasthäuser, wo die Reisenden Ruhe, Bequemlichkeit und Essen zu geringen Kosten finden können.“

Wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg pries Rutherford im Zirkus Krone in München die paradiesischen Vorzüge des Tausendjährigen Reiches: „Ihr werdet wieder neue Haare bekommen (dabei zeigte er auf seinen spärlichen Haarwuchs), die falschen Zähne fallen euch aus und ihr bekommt wieder echte, jeder wird wieder schön werden und die verlorenen Glieder wieder erhalten, tausend Jahre werdet ihr so in Freuden leben . . .“

Dieses Tausendjährige Reich, wie die Zeugen Jehovas es schildern, ist ein technisiertes, mit allen Errungenschaften der modernen Zivilisation bereichertes Schlaraffenleben, im Grund nichts anderes als die Fortsetzung des jetzigen Erdenlebens, nur befreit von allem Widrigen und Unangenehmen, märchenhaft vervollkommnet und organisiert. Wie sollte die Verheißung einer solchen Welt mit Pracht und Reichtum und Luxus jeder Art bei leichtgläubigen Menschen nicht verfangen? A. May, der selber eine Zeitlang bei den Zeugen Jehovas war, erzählte im Augsburger Evangelischen Gemeindeblatt: „Mit einem Zeugen Jehovas ging ich einmal auf einer Straße, die gerade ausgebessert wurde. Ich bemerkte: ‚Wie nötig und gut ist es, daß diese Straße wieder instand gesetzt wird!‘ — ‚Ja‘, versetzte er, ‚laß die Kapitalisten das nur mal gründlich tun. Sehr bald werden nicht nur ihre Straßen, sondern auch ihre Autos und ihre Häuser unser Eigentum werden!‘“ — So also verstehen Jehovas Zeugen die Schlacht von Harmagedon. Alle Häuser bleiben erhalten, auch die Straßen und Autos! Für wen? Natürlich für die Zeugen Jehovas als die einzig Überlebenden. Sie allein sind ja, wie sie behaupten, die 144.000 der Offenbarung, die vor dem Lamme auf dem Berg Sion stehen und den Namen seines Vaters auf der Stirn geschrieben tragen (Geh. Offenb. 14, 1). Alle Zeugen Jehovas, die vor dem Jahre 1933 bereits in ihrer Organisation waren, stellen den Leib Christi dar und werden im Tausendjährigen Reich als Fürsten und Priesterkönige eingesetzt, um mit Christus auf Erden zu regieren. Alle späteren Mitglieder der Sekte gehören nicht mehr zu den 144.000, sondern zu den „anderen Schafen“ (Jo 10, 16), die als „Nachlese“ eingesammelt werden. (Durch eine besondere Offenbarung wollen die Zeugen Jehovas im Jahre 1935

erfahren haben, daß auch die nach 1933 beigetretenen Mitglieder als die sogenannte „große Schar“ die Menschenschlächtere von Harmagedon überleben und als Glieder des irdischen Teiles des Tausendjährigen Reiches Freuden ohne Ende genießen, während die eigentlichen 144.000 den himmlischen Teil bevölkern.)

Die einzigen, die Aussicht haben, die Vernichtung in der Schlacht von Harmagedon zu überleben, sind die Zeugen Jehovas, die sich schon jetzt den Weisungen der theokratischen Organisation gehorsam unterstellen und der „Neuen-Welt-Gesellschaft“ angehören. So heißt es z. B. im „Wachturm“ vom 1. Juli 1955: „Es ist sicherlich ein weiser Rat, jeden anzuspornen, den theokratischen Ratschlägen zu folgen. Suche deinen Platz einzunehmen und bleibe dort! Wirke jetzt mit der Neuen-Welt-Gesellschaft zusammen, so mag es sein, daß du auch nach Harmagedon mit der Neuen-Welt-Gesellschaft wirst wirken können . . . Tatsächlich gibt es außerhalb der Neuen-Welt-Gesellschaft für Jehovas Volk keinen Platz.“ Wer also den schrecklichen Tag von Harmagedon überstehen will, muß sich radikal von jeder Kirche oder religiösen Gemeinschaft lossagen und sich in blindem, absolutem Gehorsam der Organisation der Neuen-Welt-Gesellschaft, die ihre Zentrale in Brooklyn hat, unterstellen. Wer nicht sofort aus den Kirchen, diesen „dem Satan verfallenen Religionssystemen“ austritt und sich aktiv an der Propaganda der Organisation der Neuen-Welt-Gesellschaft durch Schriftenverkauf und Predigten an den Türen und auf den Straßen beteiligt, verfällt bei der Schlacht von Harmagedon der vollständigen Vernichtung durch Jehovas „Hinrichtungsheere“. — „Wie Dünger auf dem Erdboden werden die unbegrabenen Leichname derer liegen, die nicht auf Gott hörten.“ In naiver Schwarzweißmalerei scheiden die Zeugen die gesamte Menschheit in Gute und Böse und vereinfachen die Ratschlüsse Gottes in primitivster Weise. Für sie selber endet die Weltgeschichte mit einem Happy-End, für alle anderen aber mit einer vernichtenden Katastrophe. Auf dem Kongreß in Nürnberg (1955) verkündete Nathan Knorr, die bald — man rechnet damit noch in dieser Generation — beginnende Wende zu einer „neuen Ordnung“ werde nach der biblischen Prophezeiung nur von den Zeugen Jehovas überlebt.

Wie begreiflich ist es, daß sich verängstigte, vor der Zukunft bangende und unwissende Menschen durch solche Verheißungen und Drohungen bestechen

lassen und sich durch Anschluß an die „Zeugen“ Rettung vor der Vernichtung und einen schönen Platz im Tausendjährigen Reich sichern wollen.

Daß die Zeugen Jehovas sehnsuchtsvoll der Wiederkunft Christi und dem Anbruch seiner Königsherrschaft entgegenwarten, ist an sich nichts Verwerfliches. Diese Sehnsucht ist auch in uns lebendig. Das Christentum ist nichts anderes als ein Warten. Was aber diese Sektenanhänger von uns unterscheidet, ist dies, daß sie die Zeit der Ankunft Christi zu berechnen versuchen, obwohl der Herr gesagt hat: „Es steht euch nicht zu, Zeit oder Stunde zu wissen, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat“ (Apg 1, 7). Was uns von Jehovas Zeugen trennt, ist dies, daß sie die Hoffnung auf den Anbruch des Gottesreiches verfleischlicht haben und aus der Erwartung des nahen Endes nicht die entsprechenden Folgerungen ziehen. Statt die Aufforderung Jesu: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe!“ (Mat 3, 2), zu befolgen und in ernster Bußfertigkeit und Herzensumkehr dem Kommen des Herrn entgegenzuhalten, machen sie aus der angekündigten Nähe der Endereignisse eine lärmende Propaganda und phantastische Deutung der Weltgeschehnisse mit fanatischen Gerichtsandrohungen für die gesamte Christenheit. Nicht so sehr Buße und Gnade, Rechtfertigung durch den Glauben und persönliche Heiligung sind für die Zeugen Jehovas „Eintrittsbedingungen“ für das Tausendjährige Reich, als vielmehr blindgläubige Annahme der Lehren Russels, möglichst starke Werbetätigkeit und fanatische Ablehnung der Kirchen und Staaten. Der „Dienst Gottes“ besteht bei ihnen weniger in ehrfürchtiger Anbetung und treuer Befolgung der Gebote als in einer unentwegten Schriftenkolportage und Agitation. An die Stelle eines demütigen Sündenbekenntnisses tritt bei ihnen eine unerschütterliche Selbstsicherheit, eine abstoßende Überzeugung von der eigenen Auserwählung und der Verwerfung der anderen.

Die babylonische Hure

Aus allen Schriften und Gesprächen der Zeugen Jehovas bricht in ungehemmter Leidenschaft immer wieder der abgründige Haß gegen das gesamte Christentum und insbesondere gegen die katholische Kirche durch. Seit den berüchtigten Schmähartikeln des „Schwarzen Korps“ und des „Stürmers“ hat

sich nirgends mehr ein solch blindwütiger Haß gegen die katholische Kirche und das Papsttum gezeigt. Die Hauptaufgabe der Zeugen Jehovas scheint zu sein, in ebenso törichter wie unflätiger Weise den Haß zu schüren. Es wäre zu ekelhaft, alle die Beschimpfungen und Verleumdungen aufzuzählen, die sich in den Schriften dieser Jehovadiener gegen Kirche und Papsttum finden. Aber vor einigen Kostproben kann der Leser doch nicht verschont bleiben. Da heißt es zum Beispiel: „Die Religionsvertreter vertreten nicht Gott, sondern in Tat und Wahrheit den Teufel.“ — „Die römisch-katholische Kirche, gegründet im 4. Jahrhundert (!), ist die Hauptorganisation auf Erden, die die Wahrheit von Gottes Wort und vom Königreich unter Christus vor dem Volk verheimlicht... Sowohl der Kommunismus als auch der Nationalsozialismus wurden von der römisch-katholischen Kirche organisiert und beide gegeneinander ausgespielt, um das Volk zu täuschen... Die fälschlich als Christentum bezeichnete Religion kam zuerst unter dem Titel ‚die Kirche von Rom‘ auf, in der Schrift prophetisch als die große Hure erwähnt. Es gab eine Zeit, da gab es in der Welt eine als Protestantismus bekannte Organisation, die sich der römisch-katholischen widersetzte. Aber ungefähr um die Zeit des Weltkrieges hörte diese (die protestantische) auf zu existieren und ging mit Sack und Pack zur Hierarchie über, und nun bildet die ganze Sippe die große Hure. Diese Gesellschaft öffentlicher Gangster und Feinde Gottes hat den Völkerbund als Ersatz für Gottes Königreich eingesetzt... Ich erkläre: Die Geistlichen, sowohl die katholischen wie auch die protestantischen, vertreten die Stelle nicht Jehovas und Jesu, sondern Satans, des Teufels... Die römisch-katholische Kirche ist die geistliche Polizei der ganzen Erde... Alle Nationen, die mit der Vatikanstadt und den organisierten Religionen Geschäfte machen, werden mit jener sogenannten Ewigen Stadt untergehen... Rom begeht geistige Hurerei... Der Papst, der größte Kapitalist der Welt, beansprucht, der Statthalter des Nazareners auf Erden zu sein... In den Augen Gottes und Christi Jesu sind die Jesuiten verflucht... Das wahre Christentum wurde durch kirchliche Bräuche und Glaubenslehren unreinigt, die ein Abscheu und Greuel vor Gott sind, so daß das Christentum jetzt die große Hure genannt wird... Die katholische Kirche ist des Satans Hauptvertreter, die Mutter der Hure. Die protestantischen Kirchen sind die Töchter der Hure... Die Christenheit soll wüster gemacht werden als die

Die Zahl 666

Wüste, die Palästina umgibt; sie soll von der Erdoberfläche hinweggefegt werden . . . Der römische Katholizismus ist in Wahrheit eine heidnische Religion. Der Protestantismus betet ebenfalls den Moloch an . . ." (Zitate aus „Schriftstudien“, „Goldenes Zeitalter“, „Die Krise“, „Der göttliche Plan“, „Wünschenswerte Regierung“, „Reichtum“, „Die Wahrheit wird euch freimachen“, „Eine Welt, eine Regierung“, „Wachturm“, „Erwachtet“.) Die Zeichnungen, mit denen die Ausfälle gegen Christentum und Kirche gelegentlich illustriert sind, enthüllen noch mehr als die Worte die geistige Verfassung dieser „Zeugen der Wahrheit“. Es kann jeder zu Papsttum und Kirche stehen, wie er will, aber „das verlangt der gewöhnliche Anstand, daß man Einrichtungen, die Hunderten von Millionen heilig sind, nicht mit Unflätigkeiten bekämpft. Man wird in den Schriften der Zeugen Jehovas vergeblich nach solcher Anständigkeit suchen.“ („Stimmen der Zeit“.)

Ihren der christlichen Liebe hohnsprechenden Beschimpfungen der Kirche suchen die Zeugen Jehovas ein frommes Mäntelchen umzuhängen. Sie berufen sich auf Jesus und die Propheten, die mit harten Worten „die falsche Religion der abgefallenen Juden und der heidnischen Völker“ gebrandmarkt haben, und sie schreiben: „Jehovas Zeugen sollten nicht Verfolger anderer Religionen genannt werden, weil sie deren Falschheit und Schriftwidrigkeit bloßstellen und weil sie auf solche Religionen, die Namen, Bezeichnungen und Symbole anwenden, die aus dem Munde und der Feder Jesu Christi, seiner inspirierten Apostel und aller inspirierten Propheten aus vorchristlicher Zeit hervorgegangen sind . . . Die Liebe äußert sich darin, daß sie Unrichtiges zu berichtigen versucht, und nicht darin, daß sie sich dem Irrtum und der falschen Handlungsweise gegenüber gleichgültig zeigt.“ („Christenheit oder Christentum“.)

Jetzt wissen wir es also: Nur aus Liebe zu uns armen Verblendeten überschütten uns die Zeugen Jehovas mit ihren wüsten Beschimpfungen. Den heiligen Gotteszorn Jesu, der sich zum Beispiel den Pharisäern gegenüber äußerte, wagen sie mit ihrem geifernden Haß zu vergleichen. Sie scheuen sich nicht, sich mit Christus, der ewigen Wahrheit, auf die gleiche Stufe zu stellen und das Recht für sich in Anspruch zu nehmen, über Andersdenkende ein siebenfaches Weh auszurufen und alle ihren Träumereien Widerstrebenden zu verdammen.

Mit besonderer Vorliebe wenden die Zeugen Jehovas die Stelle der Geheimen Offenbarung (13, 18) auf den Papst, die „apokalyptische Bestie“, an. Es ist an dieser Stelle von dem Tier, dem Antichrist, die Rede, und es heißt: „Wer Einsicht hat, berechne die Zahl des Tieres, sie ist 666.“ Es handelt sich hier um eine der dunkelsten Stellen der Apokalypse. Sie wird wohl für immer ein Rätsel bleiben. Alle bisherigen Versuche, die Zahl 666 zu deuten, können nicht befriedigen. Bei den alten Völkern war es üblich, Buchstaben als Zahlenzeichen zu benutzen. Die großen lateinischen Buchstaben dienen uns ja heute noch als Ziffern (V = 5, X = 10, L = 50, C = 100, M = 1000). Nimmt man den Zahlenwert der einzelnen Buchstaben eines Wortes und zählt diese zusammen, so erhält man den Zahlenwert des Wortes. Solche Berechnungen des Zahlenwertes einzelner Worte machen wenig Schwierigkeit. Anders aber ist es im umgekehrten Fall, wenn aus einer Zahl das mit Zahlen gemeinte Wort errechnet werden soll. Da eine Zahl, wie etwa 666, in die verschiedensten Einzelsummen und damit Buchstaben zerlegt werden kann und die Buchstaben wieder verschiedenartig gestellt werden können, wird eine richtige Auflösung einer Zahl in einen Namen nur gelingen, wenn man den Schlüssel dazu besitzt. Im Altertum war es ein beliebtes Mittel, einen Namen vor Uneingeweihten geheimzuhalten, indem man nur seinen Zahlenwert angab, so daß nur Eingeweihte den Namen entziffern konnten. Aus Pompeji ist uns zum Beispiel eine an die Wand gekritzelt Liebeserklärung eines Soldaten erhalten: „Ich liebe die, deren Zahl 545 ist.“ Nur er und die Geliebte wußten, wer gemeint war. Da es eine Unzahl von griechischen Mädchennamen gibt, die den Zahlenwert 545 haben, konnten andere unmöglich herausbringen, welcher Name unter dieser Zahl verborgen war. So wird es verständlich, wie schwierig, ja wohl fast unmöglich es ist, die apokalyptische Zahl 666, mit der der heilige Johannes vielleicht Eingeweihten eine geheimnisvolle Mitteilung machen wollte, in einen Namen aufzulösen. Schon Irenäus hat sich um die Deutung der Zahl bemüht, mußte aber zugestehen, daß die Frage offen bleibt. Manche glaubten, aus der Zahl 666 die Namen der römischen Kaiser Caligula, Trajan oder Nero herauslesen zu können; andere fanden darin den

Namen Mohammeds. Beliebt wurden politische Deutungsversuche der Zahl. So lösten Rechenkünstler die Zahl 666 in die Namen Napoleon, Hitler, Churchill, Eden, Hove-Belisle auf. (Nach Häring: „Die Botschaft von der Offenbarung des heiligen Johannes“.)

Den Zeugen Jehovas war es vorbehalten, in der Zahl 666 den Papst zu entdecken. Sie behaupten, auf der Tiara des Papstes stünden die Worte: Vicarius Filii Dei (Stellvertreter des Sohnes Gottes). Rechnet man den Zahlenwert dieser lateinischen Worte, so kommt man mit einigen Kunststücken auf die Zahl 666. Daß diese Worte aber nicht auf der Tiara stehen, daß sich der Papst niemals als Vicarius Filii Dei bezeichnet hat, daß für die Bestimmung des Namens nicht das lateinische, sondern das griechische Alphabet in Frage kommt — das alles macht diesen großen Schriftdeutern keinerlei Kopfzerbrechen. Bei ihnen gilt: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Was sich nicht von selbst ergibt, das wird so lange zurechtfrisirt, bis es schließlich stimmt. Sie handeln nach der Devise: „Im Auslegen seid frisch und munter, und legt ihr nichts aus, so legt was unter!“

Die Zeugen Jehovas verdrehen und verfälschen nicht nur die Bibel, sondern auch die Geschichte. Es ist erschütternd, welchen Unsinn sie aus der Geschichte der katholischen Kirche zusammenphantasieren und als Wahrheit ihren urteilsunfähigen Anhängern vorsetzen. Da behaupten sie zum Beispiel: Zwanzig Jahre nach Christus kam das Weihwasser zum Vertreiben der Dämonen in Gebrauch. Im Jahre 57 wurden die Bußübungen (?) eingeführt; im Jahre 200 wurde durch die Einsetzung der Priesterweihe der Priesterstand eingeführt. Im Jahre 220 entstand das Sakrament zur Dogmatisierung der geheimnisvollen Wirksamkeit gewisser kirchlicher Handlungen als Gnadenmittel zur Seligkeit. (Dunkel ist der Rede Sinn!) 394 wurde die lateinische Messe eingeführt, 325 berief der heidnische Kaiser Konstantin das Konzil von Nicäa zur Einführung der Dreifaltigkeitslehre; 449 reifte die Forderung auf den Primat, 593 entfachten die Nachfolger Christi das Fegefeuer, 715 erhob man die Anrufung Mariens und der Heiligen zum kirchlichen Brauch. 787 wurde die Bilderverehrung eingeführt, 809 führte die Kirche zur Verehrung des Stellvertreters Christi den Fußkuß ein, 1200 entstand das Sakrament der Letzten Ölung. 1204 verstieg sich die Kirche zur Einführung der schaurigen Ketzengerichte, 1215 wurde für die im 11. Jahrhundert zum Sakrament er-

hobene Ohrenbeichte der jährliche Beichtzwang eingeführt. 1311 krönte sich der Stellvertreter Christi mit der dreifachen Krone, 1349 sanktionierte die Kirche den im 11. Jahrhundert aufgenommenen Ablaßgebrauch . . . (Die genauen Jahreszahlen sollen die Glaubwürdigkeit der Angaben vortäuschen.)

Jeder Religionslehrer, der diese Kostproben sektiererischer Geschichtswissenschaft in der Schule zum besten gibt, wird bei seinen Schülern einen Sturm der Heiterkeit auslösen. Denn jedes Schulkind, das einigermaßen im Katechismus Bescheid weiß, kann die Unrichtigkeit dieser mit hanebüchener Unverfrorenheit vorgetragenen Behauptungen nachweisen. Man glaubt, in Rosenbergs „Mythus“ zu blättern, wenn man solche Albernheiten zu Gesicht bekommt. Daß natürlich auch die im Dritten Reich viel zur Schau gestellte sagenhafte „Päpstin Johanna“ und der angeblich wegen Irrlehre verurteilte Papst Honorius durch das Schrifttum der Zeugen Jehovas geistern, wird niemand verwundern. Scheint doch der „Pfaffenspiegel“ ihre hauptsächliche Geschichtsquelle zu sein. Wie sollten sie ihren leidenschaftlichen Kampf gegen die Kirche ihren Anhängern schmackhaft machen können, wenn sie auf solch zugkräftige Glanznummern der Kirchenfeinde verzichteten! Daß es sich dabei um längst erwiesene Unwahrheiten und Fälschungen handelt, ist Nebensache.

Eine christliche Sekte?

Die Zeugen Jehovas können nicht als christlich im überlieferten Sinne angesprochen werden. Sie lehnen wesentliche Stücke der christlichen Lehre ab. Neuerdings geben sie sich viel Mühe, zwischen Christenheit und Christentum zu unterscheiden und vorzugeben, sie bekämpften nur die Christenheit, aber nicht das Christentum. In Wirklichkeit seien sie allein die wahren Christen. Sie sind, wie sie in der Broschüre „Christenheit oder Christentum?“ schreiben, „eine christliche Organisation, denn sie sind gewissenhafte Jünger Jesu Christi, die sich durch dessen Verdienst völlig Gott hingegen haben. Sie sind getauft worden, wie Jesus getauft wurde, und sie versuchen nun, Gottes Willen zu tun, wie Jesus ihnen das Beispiel gab und sie belehrte“. In auf-

fälliger Betontheit nennen sich Jehovas Zeugen in der erwähnten, 1955 erschienenen Broschüre „Christenheit oder Christentum?“ immer wieder die „Christen“, die „treuen Christen“, die „wahren Christen“. Sollten sie etwa fühlen, daß die das alttestamentliche Judentum allzu unverhüllt hervorhebende Bezeichnung „Jehovas Zeugen“ für die Werbung weniger günstig ist? Sollten sie sich etwa mit dem Gedanken tragen, ihr Firmenschild neuerdings zu ändern und statt Jehovas Zeugen sich die „Treuen Christen“ oder ähnlich zu heißen? Was für „treue“ Christen sind dies aber, die von Christi Lehre nur das annehmen, was ihnen paßt, alles andere aber, Kirche, Papsttum, Priestertum, Sakramente, Unsterblichkeit der Seele, Hölle usw. einfach unterschlagen? Was sind das für „wahre“ Christen, die sich über das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit lustig machen, die in Christus gar nicht den eingeborenen Sohn Gottes sehen, sondern nur den „treuen Knecht Jehovas“, den „heiligen Menschen“? Was die Zeugen Jehovas vom Christentum halten, zeigt ihr ganzes Schrifttum. In „Die Wahrheit wird euch freimachen“ lesen wir zum Beispiel: „Die Christenheit entstellt das Christentum und verunglimpft Gottes Namen . . . Es gibt ein solches Ding wie eine christliche Religion überhaupt nicht, weil wahres Christentum keine Religion ist . . . Gott wird die Christenheit verwüsten lassen.“ Die Lehre der Zeugen Jehovas setzt sich aus heidnischen, jüdischen und christlichen Bestandteilen zusammen — sie ist nicht christlich.

EINE KLEINE
NACHLESE

Der geheimnisvolle Hund

Kardinal Carlo Salotti berichtet in seiner Lebensgeschichte des heiligen Johannes Bosco:

In der Zeit, die für Don Bosco voll Lebensgefahren war, gefiel es der göttlichen Vorsehung, ihm eine Wache und Verteidigung von ungewöhnlicher Art zu gewähren: sie gab ihm einen Hund bei, ein großes, prächtiges Tier von grauer Farbe, das der Gegenstand schon vieler Erörterungen und Vermutungen war und bleiben wird. Auch manche von den Jugendlichen haben den Hund gesehen, berührt und liebkost und wußten Einzelheiten aus persönlicher Erinnerung zu erzählen. Wir berichten hier unter Berufung auf einige von ihnen, zu denen Josef Buzetti, Karl Tomatis und Josef Brosio gehören.

Der graue Hund glich in Größe und Gestalt einem Schäfer- oder Wachhund. Niemand, auch Don Bosco nicht, wußte jemals, woher er kam oder wer sein Herr war. Aber er hat durch eine Reihe von Jahren Don Bosco und damit dem Oratorium einen unberechenbaren Dienst erwiesen.

Eines Nachts kehrte der Heilige nach Hause zurück auf dem Parkweg, der von der Piazza Filiberto nach dem sogenannten Rondo bei Valdocco führte. Schon hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er merkte, wie eine Gestalt, mit einem Prügel in den Händen, hinter ihm herschritt. In der Hoffnung zu entkommen, beschleunigte Don Bosco seinen Gang. Doch da kamen von vorn ein paar Kerle, die auch auf ihn zusteuerten. Es gelang Don Bosco, den ersten, der ihn angriff, abzuschütteln. Doch wie es weiter gutgehen sollte, war völlig unklar. Da erschien ein Hund auf dem Schauplatz, stellte sich an die Seite des Heiligen, knurrte, bellte, sprang hin und wieder auf einen der Spitzbuben zu. Ängstlich baten die feigen Angreifer, doch den Hund zurückzuhalten. Dann verschwand vorsichtig einer nach dem andern. Don Bosco konnte unbehelligt heimgehen. Der Hund aber blieb auf dem Platz stehen, bis der Heilige das Oratorium betreten hatte.

In einer anderen Nacht ging Don Bosco über den Corso Regina Margherita heim. Da schoß jemand, der hinter einer Ulme stand, auf ihn mit einer Pistole. Zwei Schüsse gingen fehl. Daraufhin stürzte der Meuchelmörder auf

den Heiligen. Er übersah dabei allerdings den „Grigio“, den „Grauen“, der zur Stelle war und den Wegelagerer sofort in die Flucht trieb. Danach begleitete der Graue Don Bosco wieder bis zum Oratorium.

Ein drittes Mal rettete der Hund den Heiligen in einer nebligen Nacht im November 1854. Don Bosco kam vom Diözesankonvikt und wollte, um nicht zuviel über unbebautes Gebiet gehen zu müssen, vom Heiligtum der Consolata gleich zum „Kleinen Haus von der göttlichen Vorsehung“ abbiegen. Auf einmal gewahrte er zwei Männer, die vor ihm hergingen und ihr Schrittempo danach richteten, wie Don Bosco sich beschleunigte oder verlangsamte. Um sich vorzusehen, wechselte der Heilige die Straßenseite. Aber auch seine unheimlichen Trabanten taten das gleiche. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Die beiden hatten schlimme Absichten. Don Bosco überlegte, ob es nicht besser sei, ins nächstbeste Haus zu flüchten. Aber dies war zu spät, weil die beiden Gestalten ihm auf einmal den Weg verstellten. Sie warfen dem Heiligen einen Mantel über den Kopf. Es gelang zwar nicht recht, aber zwei gegen einen, das war zu gefährlich. Im Handgemenge zwang ihm ein Angreifer einen Knebel in den Mund; so konnte Don Bosco nicht mehr um Hilfe rufen. Er wollte sich schon ergeben, als ein heiseres Bellen ihn aufhorchen ließ. Es schien diesmal die Wut des Tieres besonders grimmig. Sie hörte sich an wie das Gebrumme eines gereizten Bären. Der Graue stieß einen Angreifer nach dem anderen zu Boden. Als sich Don Bosco den Kopf wieder freigemacht hatte, sah er den Hund mit hängenden Lefzen und wie einen Sieger mit den Vorderläufen auf der Brust eines der Verfolger stehen. Winselnd baten die Schurken, Don Bosco möge sie doch am Leben lassen und den Hund zurückrufen. Der Graue folgte unverzüglich, worauf sich die zwei Bösewichte ohne umzusehen trollten.

Schließlich geschah es, daß der Graue den Heiligen einfach eines Abends nicht mehr ausgehen ließ. Als Don Bosco nämlich in Begleitung einiger Jugendlicher zur Pforte kam, lag der Hund breit davor. Zuversichtlich meinte Don Bosco: „Oh, der Graue! Da haben wir es ja ganz gut. Steh auf und komm mit!“ Doch diesmal folgte der Graue nicht. Als ihn einer der Jungen mit dem Fuß anstieß, knurrte er böse. Don Bosco versuchte, an dem Tier vorbeizukommen. Da warf sich dieses aufs neue direkt vor die Füße des Heiligen. Inzwischen war Mamma Margherita (die Mutter des Heiligen) dazugekommen. Sie hatte

ihren Sohn schon vorher gebeten, doch daheim zu bleiben. Jetzt sagte sie: „Wenn du schon auf mich nicht hörst, dann laß dir den Grauen zur Warnung sein. Geh nicht aus dem Haus!“ Daraufhin ließ Don Bosco von seinem Vorhaben ab. Und merkwürdig! Kaum eine Viertelstunde nach diesem Vorfall kam ein Nachbar und riet dem Heiligen dringend, doch ja auf der Hut zu sein; er habe erfahren, daß ein paar Verschworene sich in Valdocco herumtrieben, die alles daransetzten, Don Bosco zu beseitigen.

Von da an zeigte sich der Graue oft im Oratorium. Er wurde dort sehr beliebt. Man nannte ihn allgemein den Hund Don Boscos. Alle durften sich ihm nähern, ihn streicheln, ihn bei den Ohren, ja selbst an der Schnauze fassen. Ungehindert lief der Graue durch den Hof. Gern ging er zur Küche, wo ihn Mamma Margherita verständnisvoll liebte. Ein paarmal erschien er auch im Speisesaal, wie um sich zu vergewissern, daß Don Bosco in Sicherheit sei. Niemals aber rührte der Hund etwas an, das man ihm zum Fressen bot. Der spätere Kardinal Cagliero erzählte: „Ich sah das Tier an einem Winterabend über den Hof in den kleinen Saal laufen, in dem Don Bosco gewöhnlich die Mahlzeiten einnahm. Freudig sprang der Graue auf den Heiligen zu und bekam zu hören: „Grauer, jetzt bist du aber zu spät daran; ich bin schon daheim.“ Dann nahm Don Bosco einen Bissen Brot und reichte ihn dem Hund. Dieser wies das Brot zurück. Scherzend meinte Don Bosco: „Schaut das Leckermaul! Willst du vielleicht Fleisch? Der arme Don Bosco hat keins. Sei jetzt aber nicht so traurig.“ — Der Hund ließ trotzdem die Ohren hängen und trottete der Tür zu. Da rief ihn der Heilige zurück: „Komm, Grauer, ich wollte dir nicht weh tun.“ Begütigend fuhr Don Bosco dem Hund über das Fell und schenkte ihm lange Zeit seine Aufmerksamkeit. Danach ließ man das gute Tier in die Nacht hinauslaufen, wohin es wollte.

*

Ebenfalls von einem geheimnisvollen Hund erzählt ein Priester:

Vor etwa sechzig Jahren hatte ein Mann eine ansehnliche Summe Geldes an einem dunklen Herbstabend heimzutragen. Es war Geld, das den Bauern von einem Händler des Nachbardorfes für verkaufte Äpfel zustand. Der Händler hatte das Geld unvorsichtigerweise in der Wirtschaft auf den Tisch gezählt, mehrere hundert Mark. Als der Mann seinen Heimweg antrat, allein, mit dem vielen Geld in der Tasche, da wurde es ihm bange. Er hatte solche

Gänge schon öfter gemacht; aber in letzter Zeit war er gewarnt worden. Ein Stück des Weges führte den Rand der Bulau entlang, das ist der „wilde Wald“ zwischen Gelnhausen und Hanau, in dem der Dichter Clemens Brentano sein schönes Märchen, „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, spielen läßt. Der Mann betete zu seinem Schutzengel und ging des Weges. Auf einmal sah er, daß neben ihm ein großer Hund hertrötete, der keinen Laut von sich gab, aber Schritt mit ihm hielt — ein ihm ganz fremder, unbekannter Hund. Da überkam den Mann eine ihm selbst ganz unerklärliche, befreiende Sicherheit. Der Hund blieb an seiner Seite; aber vor dem Heimatdorf war er so plötzlich verschwunden, wie er vor dem Wald aufgetaucht war.

Der Mann hat mir das Erlebnis zweimal erzählt. Das erstemal, als es sich gerade zugetragen hatte und ich noch ein Knabe war, und noch einmal, etwa zwanzig Jahre später, als ich längst Priester war. Ich erinnere mich, daß er es das erstemal mit großer Ergriffenheit mitgeteilt hat. Und auch das zweitemal hat er es erzählt in der Überzeugung, daß sein Schutzengel ihm diese sichtbare Hilfe gesandt hat.

Von dem Mann, der das erlebt und berichtet hat, würden alle Leute, die ihn kannten, sagen, daß er nichts weniger als ein Phantast oder Schwärmer, daß er vielmehr ein nüchterner, arbeitsamer und rechtlicher Mann war. Am besten kann ich es selbst bezeugen: es war nämlich mein Vater . . .

Der Galgenpater von Burghausen

Kardinal Diepenbrock schrieb 1849 in einem Brief:

Im vorigen Jahrhundert bestand zu Burghausen noch ein Hochgericht, und ein alter, ehrwürdiger Jesuit des dortigen Klosters hatte seit vielen Jahren das schwere Amt, die Verurteilten zum Tod vorzubereiten und zur Richtstätte zu begleiten.

So ward er denn einmal auch zu einem jungen Menschen in den Kerker gerufen, der wegen eines Kapitalverbrechens zum Tod verurteilt worden war. Die Umstände und Beweise lagen so eigentümlich, daß seine Schuld von den Richtern unbezweifelt ausgesprochen und das Urteil auch in München bestätigt ward.

Der gute Galgenpater fand an dem jungen „Verbrecher“ eine Gelegenheit zu neuer Pflichterfüllung, nämlich ihn trotz seiner dringenden Unschuldsbeteuerungen zur Ergebung in Gottes Willen und zu einem christlichen Tod vorzubereiten. Und es gelang ihm dies auch in vollkommenster Weise, indem er die Seele des Unglücklichen immer tiefer in den Kreuzestod Christi hineinklickten und ihm endlich den Tod eines schuldlos Hingerichteten als eine hohe Gnade und Teilnahme an dem Leiden des Erlösers erscheinen ließ.

So kam der festgesetzte Tag der Hinrichtung, und der Galgenpater begleitete seinen jungen, liebgewordenen Freund auf dem Arme-Sünder-Karren zur Richtstätte.

Unterwegs durchzuckte diesen plötzlich ein Lichtgedanke, und er sprach zum Pater: „Lieber Pater, ich weiß, Sie glauben an meine Unschuld; aber wie die Beweise liegen, könnten Sie doch zweifelhaft an mir werden. Gott gibt mir in diesem Augenblick das lebendige Vertrauen ins Herz: Erbitten Sie von ihm irgendein Zeichen für meine Unschuld; ich glaube fest, Gott wird es Ihnen gewähren.“

„Gut“, sagte der Pater, „ich zweifle nicht an deiner Unschuld, aber um dich zu beruhigen, bitte ich hiermit Gott, daß zum Beweis deiner Unschuld der größte Sünder auf vier Stunden im Umkreis sich bekehre und ich dies erfahre.“

So kamen sie zur Richtstätte, und der junge Mann starb wie ein Märtyrer. Es war zwölf Uhr mittags.

Gebrochenen Herzens kehrte der Pater in seine Zelle zurück. Die folgende Nacht verbrachte er in Schmerz und Gebet, in Gedanken an seinen unschuldig verurteilten Freund.

Morgens um drei Uhr klopfte es plötzlich an seiner Tür. Der Pförtner meldete, es sei ein Mann vor der Kirchentür, der dringend verlange, dem Galgenpater zu beichten. Der Pater ging in die Kirche hinunter in den Beichtstuhl, und der fremde Mann legte ihm ein langes Bekenntnis ab, wie der Galgenpater noch keines gehört hatte, aber mit solchen Zeichen der tiefsten Reue, daß der gute Pater innig bewegt wurde.

Als die Beichte vorüber war, fragte er den Sünder: „Wie geschieht es, daß Ihr zu solcher Stunde und gerade zu mir kommt?“ Der Mann erzählte: „Gestern abend arbeitete ich wie gewöhnlich in meinem Stall und dachte nicht an meine

Sünden. Da fiel es auf einmal wie Feuer in meine Seele und brannte mir im Gewissen wie die Hölle, die ich offen vor mir sah, und alle meine Greuel standen mir vor Augen, und ich rief: ‚Ich bin verdammt!‘ Da hörte ich eine Stimme in mir: ‚Verzweifle nicht, mach dich auf, geh nach Burghausen, frag nach dem Galgenpater und lege ihm deine Beichte ab, und Gott wird dir verzeihen.‘ So bin ich die Nacht durchgegangen, bis ich zu Euch kam.“

Nun hatte der Pater den sicheren Beweis von der Unschuld des Hingerichteten erhalten.

Der Gast am Sterbebett

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres 1905. Die Dämmerstunde war längst vorüber, und immer noch war mein Mann nicht vom Schießplatz zurück. Ich war in Sorge, es möchte ihm etwas zugestoßen sein, weil er schon jahrelang kränkelte.

Endlich kam er. Aber wie sah er aus! Krank, bleich, verstört, zutiefst erregt. Ich fragte, was ihm fehle, ob ihm etwas zugestoßen sei. Er schwieg und fuhr mit den Händen über die Stirn, die in Schweiß gebadet war. Was hatte das zu bedeuten? Im Dienst konnte nichts vorgekommen sein, denn mein Mann war bekannt als ehrenfest, gewissenhaft und von seltener Treue. Er war bei Untergebenen und Vorgesetzten gleich beliebt.

Endlich begann er zu erzählen: „Wie ich durch den Wald zu den Schießständen ging, sah ich am Abendhimmel eine ungewöhnliche Erscheinung, und eine Stimme neben mir sagte: ‚Bereite dich vor, du mußt sterben!‘“

Alle meine Versuche, es ihm auszureden, blieben erfolglos. Ruhig, in sich gekehrt, ging er täglich seinen Weg auf den Schießplatz (er war beim Militär angestellt). Aber seine Gesundheit nahm zusehends ab. Eine Unruhe ergriff mich: er hatte noch nicht die österliche Beichte abgelegt, und zur Kirche zu gehen, das erlaubte sein kränklicher Zustand nicht.

Schließlich konnte ich es nicht mehr ertragen und fragte den Arzt: „Wie lange hat mein Mann noch zu leben?“ Er antwortete: „Ein Vierteljahr.“ Nun ging es rasch abwärts, und schwere Tage kamen über uns. Nachts, wenn es auf

Mitternacht zugin, wurde mein Mann immer unruhiger, erhob sich vom Bett, wehrte mit beiden Händen ab und schrie: „Um Gottes willen! Weg! Weg! Ich will Ruhe haben!“ Kaum hatte er sich wieder niedergelegt, sprang er wieder auf und schlug mit den abgezehrten Händen um sich und bat flehentlich: „Haucht mich doch nicht so glühend an!“ In diesen Augenblicken kannte er mich nicht mehr, und das ging so fort, bis am Morgen die Gebetsglocke ertönte. Er werde verfolgt, erzählte er bei Tag, schreckliche Gestalten seien um ihn, ihr glühender Hauch bringe ihn noch um den Verstand. Ich fragte den Arzt: „Hat mein Mann Fieber?“ — „Nein, kein Fieber, er ist nur schwach und abgehetzt.“

Allmählich fürchtete ich mich, bei ihm zu bleiben. Eines Tages schickte ich ins Pfarrhaus und ließ den Pfarrer um einen Besuch bitten. Bereitwillig legte mein Mann eine gute Beichte ab. Die Nacht darauf war die schrecklichste, die ich mit ihm verlebte. Als er jedoch morgens die heilige Kommunion empfangen hatte, fand er seine Ruhe wieder und verlor sie nicht mehr.

So gingen die Tage vorüber. Eines Abends rief mir mein Mann ganz aufgeregt zu: „Mutter, komm herein!“ Als ich an sein Krankenlager trat, sagte er: „Blicke dorthin, da kommt ein Mann. Er lacht, grüßt und winkt mir!“ Ich wollte vor Angst davoneilen, aber er hielt mich fest: „Bleib da, der kommt nicht in böser Absicht! Gerade dem Bett gegenüber, zwischen den Schutzengelbildern und dem Antlitz Jesu steht er; wink ihm doch zu!“ Ich sah nichts als die genannten Bilder. Mein Mann versicherte, sechs Wochen lang sei die Erscheinung jeden Tag im Zimmer geblieben. Einmal fragte ich den Kranken: „Frag doch den Mann, wer er ist! Ist es dein Vater oder Großvater, dein Namenspatron oder dein Schutzengel?“ — „Es ist nicht mein Vater, auch nicht der Großvater“, sagte mein Mann, „aber einer der Unsern ist er, ein alter, uralter Vetter.“ — „Frag ihn, wie alt er ist.“ — „Siebenundachtzig Jahre habe er gelebt.“ Abermals fragte ich: „Wie sieht er aus?“ — „Der alte Mann trägt ein weißes Gewand und hat ein schwarzes Mäntelchen darüber — er sieht aus wie ein Pater.“

Einmal rief er mich: „Komm doch rasch! . . . Mutter, was geht mit mir vor? Heiliger Gott, was muß ich schauen? Ich habe doch meinen klaren Verstand! Der alte Mann kommt, er grüßt und winkt, eben schaut er dich an. Heute sieht er aus wie ein Bischof.“

Mein Mann konnte nicht verstehen, wie der alte Mann als Bischof kam, er hatte doch gesagt, er sei ein Pater.

Dann brach der 13. August an. Es war ein heißer Sonntag. Im Sterbezimmer aber war es kühl und freundlich. Alles, was Liebe und Sorge erdenken konnte, war geschehen, um dem Kranken die letzten Stunden noch zu verschönen. Viele Besucher kamen und wollten meinen Mann noch einmal sehen. Er bat, sie alle zu ihm zu lassen, der alte Mann sei seit morgens sechs Uhr da, und heute bleibe er den ganzen Tag, denn heute nehme er ihn mit, heute müsse er sterben . . . Mit kräftiger Stimme fragte der Sterbenskranke den unsichtbaren Mann: „Wann muß ich sterben?“ Und sogleich kehrte er sich zu den Umstehenden und sagte: „Heute abend um dreiviertel zehn Uhr.“ Langsam schlich der Tag dahin. Immer behielt mein Mann den Unsichtbaren im Auge und sprach mit ihm. Dann nahm er von uns Abschied und segnete uns mit dem Kreuz. Genau um dreiviertel zehn Uhr starb er eines erbauenden Todes.

(Es handelt sich hier nicht um eine erfundene Geschichte, sondern um einen wahrheitsgetreuen Bericht von Tatsachen, die von den Beteiligten vor der kirchlichen Behörde eidlich bezeugt wurden. Bei dem geheimnisvollen Mann, der zuerst im Gewand eines Dominikanermönches, dann als Bischof erschien, handelte es sich offenbar um Albert den Großen, der tatsächlich 87 Jahre alt wurde und Mönch und Bischof war. Der Verstorbene stammte, wie sein Familienname bewies, aus der Familie des Heiligen.)

War es wohl Zufall?

Beim französischen Schriftsteller Louis Veuillot lesen wir in seinem Buch „Erinnerungen“:

Zu dritt zogen wir im Mai 1809 in den Spanischen Krieg. Zwanzig Jahre zählten wir, hatten lustiges Blut zu verkaufen und trugen drei alte Flinten. Johann, Paul und ich stammten aus dem gleichen Dorf. Wir gefielen uns damals gar sehr in gottlosen Redensarten und taten uns groß damit.

Eines Morgens überschritten wir die Grenze. Noch heute sehe ich den Ort deutlich vor mir. Über dem alten Portal der Kirche stand ein Bild der heiligen Jungfrau. „He“, rief Johann, „kommt her, das Ding da schießen wir herunter!“

Sogleich lud Paul seine Flinte und brachte sie in Anschlag. Seine Kugel drang in den Kopf der Statue, in die Stirn zwischen die Augen. Johann aber traf sie mitten ins Herz hinein. Ich machte mich auch schußbereit. Die Kugel drang dem Bild ins Bein, gerade über dem Knie.

Nach dieser Tat machten wir uns auf, um in Spanien einzuziehen, wo es heiß herging. Eines Abends legten wir uns auf dem Schlachtfeld zur Ruhe. Plötzlich fiel von einem Felsen ein Schuß, und Paul sank getroffen zu Boden. Die Kugel war ihm in die Stirn gedrungen, gerade zwischen die Augen. Totenbleich und starr wie Marmor standen wir beide da. Seite an Seite lagen wir die ganze Nacht, schlossen die Augen nicht und sprachen kein Wort. Aber die aufgeregte Seele eilte vom toten Freund zur Statue der seligsten Jungfrau. „Nun ist die Reihe an mir“, sprach Johann ernst zu mir.

Die Schlacht war heiß. Johann und ich hatten wacker unsere Pflicht getan. Wir kehrten zum Biwak zurück. Nirgends ein lebendes Wesen. Da knallte aus einem Graben, der mit Toten und Sterbenden angefüllt war, ein Schuß. Ins Herz getroffen wand sich Johann im Staub. Zwei oder drei Minuten später war der Unglückliche eine Leiche.

Es kam der Sieg. Wir zogen nach Frankreich zurück. Es war ein schöner Abend, als wir singend die Grenze überschritten. Auf einmal krachte ein Schuß, man wußte nicht, woher. Eine Kugel verletzte mein Bein oberhalb des Knies. Man verband mich an Ort und Stelle. „Ein Mückenstich, weiter nichts“, sagte der Major. Acht Tage später zogen die Würmer bei mir ein. Man ölte mich ein, man schnitt mich, aber die Würmer blieben hartnäckig. Seit zwanzig Jahren büße ich nun. An der Stelle, wo bei der Statue meine Kugel eindrang, hausen die Würmer ständig in meinem Körper. Ich erflehe von Gott Mut und Heilung. Will er mich aber nicht erhören, so hat er hundertmal recht . . .

*

Und noch ein merkwürdiger „Zufall“:

In der Berliner Oper ereignete sich der Fall, daß in „Hoffmanns Erzählungen“ von Offenbach der Sänger des Mirakel wiederholt tödlich verunglückte, und zwar geschah dies immer an der gleichen Stelle des dritten Aktes: „Bei mir sind alle Schmerzen bald aus.“ Bei der Uraufführung wurde der Sänger, als er diese Worte singen wollte, von einem Herzschlag getroffen und brach auf der

Bühne tot zusammen. Bei der zweiten Wiederholung der Oper löste sich bei der gleichen Stelle ein schweres Gewicht vom Schnürboden und erschlug den Sänger.

Begreiflicherweise hatte die Direktion nun Mühe, für die Rolle des Mirakel einen neuen Sänger zu bekommen, da die Künstler ohnehin sehr zu Aberglauben neigen. Als es ihr gelungen war, verlief die Vorstellung ohne Hemmnis, bis die gefürchtete Stelle kam: „Bei mir sind alle Schmerzen bald aus.“ Ohne ersichtlichen Grund trat bei diesen Worten der Sänger etwas zurück und stürzte in eine aus Versehen hinter ihm offengelassene Versenkung. Am gleichen Abend noch starb er.

Wieder fand sich nach einiger Zeit ein Sänger zur Übernahme der Rolle bereit. Mit geheimer Angst folgten Künstler und Publikum der Vorstellung. Nichts ereignete sich. Froh, den abergläubischen Bann gebrochen zu haben, zechte der Sänger bis zum frühen Morgen. Auf dem Weg nach Hause wurde er von einem Wagen überfahren und war auf der Stelle tot.

Jahrzehntelang blieb nun Offenbachs Oper verfehlt. Erst 1905 brach ein großer Erfolg der Oper bei einer Berliner Aufführung für immer den unheimlichen Bann.

**„In der Hölle,
wo die schönsten Mädchen sind . . .“ —
Eine Tote gab Antwort**

„Habt ihr schon gehört? — Die ‚schöne Katharina‘ singt Spottlieder auf unseren Bußprediger. Ganz Neapel lacht über den sonderbaren Heiligen, der hier wohl bald seine letzte Predigt gehalten haben wird!“ Katharina, die hübsche Dirne, zu der die Männer gingen, wenn der Teufel sie in dunklen Nächten trieb, wagte es, im Namen aller Liberalen und Sittenlosen gegen den Missionar Franz von Hieronymus aufzubegehren. Sie war nicht nur schön, berückend schön, sondern auch intelligent. Vom hohen Balkon ihres Lasterhauses herab sang sie die neuesten, selbstgereimten Lieder gegen den Mann, der sich nicht gescheut hatte, sie und ihr Tun die lebendige Sünde zu nennen und mit Himmelsgericht und Hölle zu drohen. Sie brauchte bloß am Fenster

zu sitzen und ihrer Laute einige Akkorde zu entlocken, dann sammelten sich unten die Menschen. Ihre Zunge war spitz und feindseliger als ein Dolch.

Was geht schneller 'rum als ein neuer Schlager mit blendendem Spott und leichter Melodie? — Schon summten ihn die Fischerjungen auf den Kähnen, die Bettelbuben sangen ihn in den engen Gassen, und die Liebhaber der Katharina brachten ihn beim Wein unter die Leute: „Habt ihr schon gehört? — Das neueste Lied: ‚In der Hölle, wo die schönsten Mädchen sind . . .‘“ Nach diesem Lied war die Hölle der angenehmste Ort, den man sich denken konnte, weil man dort unter seinesgleichen ungehindert alle Laster weitertreiben durfte.

Der Prediger allerdings hatte eine ganz andere Meinung: Die Hölle — der Inbegriff des Grauens! — Nun, die Menschen vergessen das Gruseln gern, wenn ein so schönes Weib versichert, mit dem Teufel auf du und du zu stehen und sich vor der Hölle nicht zu fürchten. „Wer will mit mir hinein?“ sang die Kurtisane aufreizend und lachte nach wie vor den Männern mit ihren blendenden Zähnen ins Gesicht. Ja, immer mehr wollten mit ihr hinein. — „Wo Katharina weilt, geht's bestimmt lustig zu!“

Am nächsten Sonntag fehlten nicht wenige, als der heiligmäßige Missionar predigte. Katharina hatte rechtzeitig bekanntmachen lassen, daß genau um die Stunde, da der Pater spreche, wiederum ein funkelnelneues Lied von ihr zu hören sei. Indessen ließ Franz von Hieronymus sich nicht beirren. Im Augenblick hatten seine machtvollen Worte wieder die Herzen der Anwesenden gewonnen. Da — plötzlich, mitten in der Predigt, kam von der Tür her ein Gedränge bis unter die Kanzel. Der Prediger stockte. Ein Mann winkte hinauf und schrie: „Katharina ist tot! — Soeben stürzte sie beim Gesang ihres neuesten Liedes aus dem Fenster auf die Straße!“ — Schweigen ging durch die Kirche . . . der Prediger hielt inne. Dann hob Hieronymus plötzlich den Kopf und sagte: „Kommt, laßt uns zu ihr gehen!“ Er stieg die Kanzel herab und ward im Nu von der hinausdrängenden Menge erfaßt, sie schoben ihn geradezu im Eilschritt der Unglücksstätte zu, wo sich bereits viel Volk angesammelt hatte.

Die Tote war schon ins Haus geschafft und in einen leeren Raum gelegt. Vor der Tür stieß der Prediger auf zwei Ärzte. — „Sie ist sofort tot gewesen, ihr Kopf wurde derart zerschmettert, daß das Gehirn heraustrat. Sie können nichts mehr machen, Pater!“ Der Geistliche wußte wohl, daß hier die Sterbe-

sakramente zu spät kamen. Wird er für die Sünderin ein Gebet sprechen? Stille legte sich plötzlich über die Hunderte von Menschen, atemlose Stille. Alles sah gespannt nach der Gestalt des Predigers. Was tat er? Er ging zu Füßen der Toten . . . Was ruft seine durchdringend klare Stimme? — „Katharina!“ rief der Missionar, gewaltig — als rufe die Stimme dessen aus ihm, der einstens Lazarus aus der Gruft geweckt, „Katharina, wo bist du jetzt?“ — Und während abgründiges Grausen durch das Volk lief, geschah das Wunder. Die Zerschmetterte richtete sich langsam auf, hob das blutige Etwas, das einmal ihr Kopf gewesen, und antwortete mit entsetzlicher Stimme: „In der Hölle!“ — Dann schüttelte es ihre Überreste und sie lag wie zuvor. Schreie gellten durch die Stadt, fluchtartig stürzten die Menschen in ihre Häuser. Einsam stand der Heilige noch eine Weile. Sein Antlitz war so erschüttert, daß die Leute weinten, da sie ihn zu Gesicht bekamen. In Neapel wurde keine aufrüttelndere Predigt mehr gehört als die des 4. April 1704. Als dem Heiligen die Krone der Unsterblichkeit gereicht worden war und der Nachfolger des heiligen Petrus ihn zur Ehre der Altäre erheben ließ, lebten noch an die zweihundertfünfzig Augenzeugen, die unter heiligem Eid aussagten, was sie gesehen, gehört und bis an ihr Ende nie mehr vergaßen . . .

Was starker Glaube und kindliche Einfalt vermögen

Ein Brahmane hatte seine Einsiedelei nahe an den großen Fluß gebaut. Alle Tage kam ein Milchmädchen mit dem Fährboot herüber und brachte ihm etwas Milch von den Hirten am anderen Ufer. Manchmal kam es später, und das verdroß den Brahmanen. Das Mädchen entschuldigte sich, es müsse manchmal länger warten, wenn das Fährboot gerade abgefahren oder am anderen Ufer sei. „Torheiten!“ rief der Brahmane verächtlich, „das Fährboot!“, und unwillig fuhr er fort: „Kind, mit dem Namen Gottes im Herzen und auf den Lippen vermag ein gläubiger Mensch über die Fluten des uferlos kreisenden Meeres von Tod und Wiedergeburten ohne Zahl dahinzuwandeln ans ferne Ufer der Erlösung — und die Wassersträhne eines Flusses sollte einen Fuß aufhalten?“

— Das Mädchen stand stumm und schamübergossen vor dem heiligen Mann, dann neigte es sich vor ihm, nahm vom Staub zu seinen Füßen und führte ihn fromm an die Stirn.

Anderntags war das Mädchen mit der Milch zeitig zur Stelle und so auch alle folgenden Tage. Der Brahmane war von seinem Eifer erbaut und fragte schließlich: „Wie machst du es, daß du jetzt immer so pünktlich bist?“ Das Mädchen erwiderte: „Herr, ich tue, wie du mir gesagt hast. Mit dem Namen Gottes im Herzen und auf den Lippen wandle ich gläubig übers Wasser, ohne daß mein Fuß versinkt, und bedarf keines Fährbootes.“

Da staunte der Brahmane im stillen über die Wundermacht des Namens Gottes bei einem so einfältigen Geschöpf; er ließ sich aber nichts merken und sagte: „Recht so! Ich will mit dir gehen und dich übers Wasser wandeln sehen und selbst mit dir über den Fluß hinwandeln.“ Er wollte das Wunder bei dem Mädchen anschauen; wenn es dem jungen Ding glückte, mußte es ihm selbst auch gelingen.

Als sie ans Ufer kamen, bewegten sich die Lippen des Mädchens lautlos. Den Blick in die Ferne gesammelt, flüsterte es unablässig den Namen Gottes und schwebte leicht wie eine Flaumfeder über dem Wasser. Die schnelle Flut schoß gurgelnd unter ihm dahin, ohne es zu bespritzen, seine Sohlen schienen sie nicht zu berühren.

Der Brahmane staunte, raffte aber schnell sein Gewand ein wenig, begann Gottes Namen zu murmeln und begab sich aufs Wasser. Aber er konnte dem Mädchen nicht an der Seite bleiben, das wie eine Schwalbe sanften Fluges unaufhaltsam dahinschoß. Er drohte zu versinken. Das Mädchen merkte es, lachte hell auf und rief, indem es ihm entschwebte, über das hallende Wasser: „Kein Wunder, Herr, daß du versinkst. Wie soll Gottes Name dich übers Wasser tragen, wenn du, indes du ihn anrufst, dein Gewand aufhebst, aus Angst, sein Saum könnte naß werden!“

Aus: Indische Parabeln. Nacherzählt von H. Zimmer.

*

Ein ähnliches Beispiel erzählt Grimmelshausens „Ewigwährender Kalender“: Von einem, der ebenmäßig in selbiger Gegend gewohnt (ich weiß aber nicht in welchen Jahren), habe ich mir von einem vornehmen, gelehrten Mann erzählen lassen, daß ihn der Weihbischof von Costnitz (Konstanz) besuchte,

um zu erfahren, was etwan hinter ihm stecken möchte. Da habe er eine pure Einfalt getroffen, und als er ihn gefragt, was er bete, hätte er geantwortet, er hätte nur ein kurz lateinisches Gebetgen. Als nun der Weihbischof gefragt, wie es laute, hätte er geantwortet: „O Domine, miserere Dei! O Domine, miserere Dei!“ Darauf der Bischof geantwortet: „Du betest nicht recht, du mußt sagen: O Domine, miserere mei!“

Als er nun seinen Rückweg hierauf genommen und über den Bodensee gefahren, sei der Einsiedel auf dem Wasser dem Schiff nachgelaufen, mit der Bitte, man solle ein wenig verziehen, er hätte das Gebet vergessen und wäre wieder auf die alte Manier gekommen. Als der Weihbischof das Wunder gesehen, hätte er das Kreuz über ihn gemacht und gesagt: „Gehe hin in Gottes Namen! Du kannst besser beten als ich.“ Darauf der Einsiedel wieder umgekehrt und sich zu seiner Wohnung verfügt.

Ein merkwürdiger Traum

Bernt von Heiseler erzählt in seinem Roman „Versöhnung“ von dem seltsamen Traum, den eine Frau in der Nacht nach dem Tod Hitlers hatte:

In der folgenden Nacht hatte Lisa Diepold in Augsburg, das inzwischen vom Feind schon besetzt war, einen Traum. Sie ging durch die Straße einer verwüsteten Stadt. Sie glaubte zuerst, in Augsburg zu sein und sich auf einem Besorgungsgang in eine ihr wenig bekannte oder durch die Zerstörungen unkenntlich gewordene Gegend verirrt zu haben, so daß sie zu eilen begann und sich sagte: Ich darf nicht zu spät heimkommen und Karl nicht auf das Essen warten lassen. Dann war da auf einmal zu ihrer Linken ein häßliches, aber wohlvertrautes Mietshaus, ein solches, wie sie in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gebaut worden sind. Innen war es ganz zusammengestürzt, doch die Fassade stand noch und blickte mit leeren Fensteraugen, und jetzt wußte sie, daß sie sich nicht in Augsburg, sondern in der Straße in München befand, durch die sie in ihrer Jungmädchenzeit manche Woche hindurch den Weg zu ihren Konfirmationsstunden gegangen war. Sie konnte diese Straße mit keiner anderen verwechseln, wegen der schönen, jugendlichen Getrostheit der Gedanken, die sich in Lisas Gemüt mit ihrem

Anblick verbunden und sich ihr so für immer eingepägt hatten. Aber die gute alte Straße war unbeschreiblich verändert, und es kam Lisa so vor, als sei mit all diesen zerschlagenen Häusern, an denen sie vorübergehen mußte, auch jene Getrostheit zerschlagen worden. Es wurde ihr darüber so ängstlich schwer zumute, daß sie meinte: So schlimm ist es noch nie gewesen, aber so ist es also in Wirklichkeit, es gibt also gar nichts, was standhält, alles ist verwüstet worden, und wenn ich ans Ende komme, wird da auch die Kirche und das Pfarrhaus nicht mehr sein. Und früher gab es hier doch Auswege zur Rechten und Linken, warum sind sie alle nicht mehr da, und warum kann ich nirgends aus dieser entsetzlichen Straße herauskommen? Die Straße war menschenleer, alles lag in Totenstille, sie hörte nicht einmal den Schall der eigenen Schritte. Nun aber kam ihr doch jemand entgegen, ganz vom Ende her kam er, ein Mann ohne Hut, in einem einfachen Mantel, vornübergebeugt, das Haar fiel ihm in die Stirn. Er stolperte fast bei jedem Schritt über Trümmer, welche die Häuser in die Straße hineingeschüttet und von denen Lisa bisher im Gehen nichts bemerkt hatte. Sie war froh, als sie den Kommenden sah, sie dachte: Ihn kann ich nach einem Ausweg fragen . . . Aber dann zog sich ihr Herz in Schrecken zusammen, denn sie erkannte, daß das Hitler war. Sie dachte: Das ist ja sonderbar, daß er hier allein und zu Fuß geht. Aber ich will um Gottes willen nicht mit ihm zusammentreffen. Es erschien ihr als etwas Unerträgliches, ihm begegnen und vielleicht mit ihm sprechen zu müssen. Während sie noch überlegte, ob sie einfach umkehren und vor ihm davonlaufen sollte, kam er schon auf sie zu und hob das Gesicht zu ihr auf: sein unschönes Gesicht, wie es jeder aus tausend Bildern kannte. Es war nicht alt und nicht jung, aber von so verzweifelterm Ausdruck, daß es wie ein furchtbar verzerrender Spiegel der Verzweiflung war, die Lisa in ihrem eigenen Herzen fühlte.

Er fragte: „Bitte, wissen Sie, wie ich zur Herzogspitalstraße 9 komme?“ Sie wußte es nicht. Sie wußte ja überhaupt keinen Weg mehr. Und sie konnte ihm auch nicht antworten, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, sie schüttelte nur stumm den Kopf.

„Aber ich muß die Herzogspitalstraße 9 finden!“ sagte Hitler, und das „muß“ hatte einen weinenden Unterton, der sie mit Entsetzen und Mitleid erfüllte.

„Leider! Ich weiß es nicht, Herr Hitler“, brachte Lisa endlich hervor. Und als er sich mit trostloser Bewegung von ihr abwandte und über die Trümmer weiterstolperte, erwachte sie in Angst und Tränen. — „Aber was ist denn die Herzogspitalstraße 9? Was bedeutet denn das?“ fragte sie ihren Mann, nachdem sie ihm den angstvollen Traum erzählt hatte. „Ich hab in meinem Leben nie gehört, was dort ist.“

Karl sah sie an und schwieg mit so ernsten Augen, daß sie gar nicht begriff, was er denn eigentlich dachte.

Karl Diepold kannte München gut, und in das bezeichnete Haus hatte ihn als Bub seine Mutter manchmal mitgenommen, wenn sie dort eine Anverwandte besuchte.

Er sagte: „Die Herzogspitalstraße 9 ist das Haus der Schwestern von der ewigen Anbetung, von denen man immer gehört hat, im ganzen Krieg und schon vorher, daß sie Hitler in ihre Fürbitte aufgenommen und täglich für die Errettung seiner Seele gebetet haben.“

Benützte Literatur

- Algermissen, Germanentum und Christentum. Hannover
P. N. Backmund, Hellseher schauen in die Zukunft. Kloster Windberg
A. Bier, Die Seele. München
J. Björkhem, Die verborgene Kraft. Olten
O. H. Brandt, Der große Bauernkrieg. Jena
J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Wien
J. Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen. Wien
H. Driesch, Parapsychologie. Zürich
J. Feldmann, Okkulte Philosophie. Paderborn
L. Friedländer, Sittengeschichte Roms. Leipzig
R. Fülöp-Miller, Führer, Schwärmer und Rebellen. München
A. Gatterer, Wissenschaftlicher Okkultismus. Innsbruck
Br. Grabinski, Moderne Totenbefragung. Eupen
Br. Grabinski, Flammende Zeichen der Zeit. Wiesbaden
Br. Grabinski, Was wissen wir vom Jenseits? München
J. Görres, Die christliche Mystik. Regensburg
H. Grisar, Martin Luther. Freiburg
B. Häring, Das Gesetz Christi. Freiburg
Hildegard von Bingen, Gesichte über das Ende der Welt. Wiesbaden
J. M. Höcht, Träger der Wundmale Christi. Wiesbaden
B. Holzhauser, Deutschland, wach auf. Wiesbaden
A. Höß, Pater Jakob Rem. München
A. Hübscher, Die große Weissagung. München
J. Kant, Träume eines Geistersehers. Leipzig
O. Karrer, Über moderne Sekten. Luzern
J. Kerner, Die Seherin von Prevost. Leipzig
R. Klimsch, Leben die Toten? Graz
Fr. v. Lama, Prophetien über die Zukunft des Abendlandes. Wiesbaden

Benützte Literatur

- K. Löffler, Die Wiedertäufer zu Münster. Jena
W. Nigg, Prophetische Denker. Zürich
W. Nigg, Das Buch der Ketzer. Zürich
L. M. Ort, Cornachiola bekennt. Regensburg
L. Lissner, Die Cäsaren. Olten
L. Patri, Pater Pio. Wiesbaden
O. Piper, Der Spuk. Köln
A. Reiterer, Die Brücke zum Jenseits. Graz
L. Rosenberger, Geisterseher. München
C. Salotti, Der heilige Johannes Bosco. München
W. Schamoni, Stigmata — Hysterie oder Gnade? Wiesbaden
M. Schmaus, Von den letzten Dingen. Münster
Ph. Schmidt, Weltuntergang. Berlin
Ph. Schmidt, Talisman und Zauberwahn. Einsiedeln
W. Schneider, Der neue Geisterglaube. Paderborn.
L. Staudenmaier, Magie als experimentelle Wissenschaft. Leipzig
J. Staudinger, Das Jenseits. Einsiedeln
Trochu, Der heilige Pfarrer von Ars. Stuttgart
S. Undset, Katharina Benincasa. Bonn
Ch. Waldemar, Menschen mit und ohne Masken. Garmisch-Partenkirchen
F. Walter, Aberglaube und Seelsorge. Paderborn
S. W., Erlöste Seelen. Frankfurt
A. Chr. Wilsmann, Die zersägte Jungfrau, Berlin
W. Widler, Buch der Weissagungen. München
A. Wiesinger, Okkulte Phänomene. Graz
Fr. Zöpfl, Deutsche Kulturgeschichte. Freiburg
E. Zinner, Sternglaube und Sternforschung. Freiburg
Zurbonsen, Das zweite Gesicht. Köln